

„Heimat“ im Gepäck?

Die Bedeutung der Migrationserfahrung in Lebensgeschichten „deutscher Vertriebener“ in Österreich

Dissertation

zur Erlangung des akademischen Grades
eines Doktors der Philosophie (Dr. phil.)

vorgelegt an der Fakultät für Geschichtswissenschaft, Philosophie und
Theologie der Universität Bielefeld

von Melanie Dejnega

30. August 2018

Gutachter/innen:

Prof. Dr. Kessel Martina

Prof. Dr. Lichtblau Albert

Inhaltsverzeichnis

I. Einleitung	3
Fragestellung	4
Von „Volksdeutschen“, „(Heimat-)Vertriebenen“, „Sudetendeutschen“ und „Donauschwaben“	6
Deutschsprachige „Vertriebene“ in Österreich – Forschungsstand	11
„Flucht und Vertreibung“ in österreichischer Geschichtspolitik und Erinnerungskultur	16
Der Mehrwert von Oral History	19
Kontaktaufnahme, Samplebildung und Interviewführung	22
Die Auswertung der Interviews: Kritische Hermeneutik und narratologische Sequenzanalyse	27
Die Aussagekraft mündlich erfragter Geschichte(n)	30
Aufbau der Arbeit	35
II. Vor und nach der Wanderung: Die „Volksdeutschen“ in der Tschechoslowakei, Jugoslawien und Österreich	36
II.1 Die deutschsprachige Bevölkerung in den Herkunftsregionen von 1918 bis zur Emigration	38
Böhmen und Mähren	40
Vojvodina und Slawonien	48
II.2 Lebensbedingungen und Versorgungssituation in Österreich 1944–1954	58
Unterkunft in Lagern und außerhalb	61
Zugang zu Nahrungsmitteln und Arbeit	69
Aufenthaltsgenehmigung und Staatsbürgerschaft	75
III. Lebensgeschichten deutschsprachiger „Vertriebener“ als Migrationsgeschichten	79
III.1 „Migration“ als biographisches Ereignis	79
Katharina H. – Evakuierung im Herbst 1944	85
Josef W. – Flucht aus Jugoslawien	94
Irene W. – Vertreibung aus Südmähren	103
Rüdiger V. – Entlassen aus der Kriegsgefangenschaft	112
Biographisches Erzählen auf Basis von Oral History-Interviews	121

III.2 Die Migrationserfahrung als Thema im lebensgeschichtlichen Interview	122
Plausibilisierung von „Flucht und Vertreibung“ – Eigeninitiative und Zwang	123
Verortung in der lebensgeschichtlichen Sinnkonstruktion – Migration als Verlust	143
Verankerungen der Migrationserfahrung in der biographischen Selbstdarstellung	153
IV. Inhalte der lebensgeschichtlichen Interviews mit „Vertriebenen“	156
IV.1 Themen der lebensgeschichtlichen Sinnkonstruktionen	156
Sozialer Status und Mobilität	159
Die Rolle der Eltern in Krieg und Nationalsozialismus	171
Erfolgreiche Integration	186
IV.2 Öffentliche Debatten und narrative Adressat/innen der Interviews	192
Krieg und Nationalsozialismus	196
Migrations- und Integrationsdebatten	208
Erwerbstätigkeit von Frauen und Geschlechterrollen	218
Lebensgeschichtliche Selbstdarstellungen jenseits der Migrationserfahrung	236
V. Fazit und Ausblick	238
VI. Anhang	245
Biographisches Glossar	245
Transkriptionsstandards	251
Quellenverzeichnis	253
Literaturverzeichnis	258
Danksagung	278
Selbstständigkeitserklärung	280

I. Einleitung

Die Immigration der „deutschen“¹ Minderheiten aus Ostmittel- und Südosteuropa bedeutete für Österreich zahlenmäßig die größte Zuwanderung im 20. Jahrhundert. Sie begann noch während des Zweiten Weltkriegs mit geordneten Umsiedlungsaktionen, fand in Evakuierung und Flucht der als „deutsch“ identifizierten Bevölkerung vor und nach Ende des Krieges ihre Fortsetzung und gipfelte in der zum Teil gewaltsamen Vertreibung von insgesamt über elf Millionen Menschen. Schon im April 1945 befanden sich in der „Ostmark“ zwischen 300.000 und 400.000 „Volksdeutsche“². Zu diesen kamen in den folgenden zwei Jahren noch weitere 200.000 Menschen, von denen die Mehrheit aus der Tschechoslowakei floh bzw. von dort vertrieben wurde oder aus Jugoslawien nach Österreich kam. Mehrere Hunderttausend von ihnen wanderten etwa im selben Zeitraum in die deutschen Besatzungszonen oder nach Übersee weiter.³ Im Jahr 1952 hielten sich noch knapp 350.000 deutsche Evakuierte, Geflüchtete und Vertriebene in Österreich auf, was einem Bevölkerungsanteil von fünf Prozent entsprach.⁴ Jede/r Zwanzigste der österreichischen Wohnbevölkerung hatte zu Beginn der 1950er Jahre also noch wenige Jahre zuvor als Angehöriger einer deutschsprachigen Minderheit im (süd)osteuropäischen Ausland gelebt.

Die Historikerin Heidemarie Uhl betont den „nicht zu geringen“ Prozentsatz in der österreichischen Bevölkerung, zu deren „biographischen oder familiär tradierten Erfahrungen die Zwangsmigration“⁵ aus der ehemaligen Tschechoslowakei, dem ehemaligen Jugoslawien

¹ Zum Umgang dieser Arbeit mit dem Begriff/der Kategorie „deutsch“ siehe weiter unten.

² In der nationalsozialistischen Ideologie galten jene Personen als „Volksdeutsche“, die sich zu deutscher Sprache und Kultur bekannten, aber außerhalb des Deutschen Reichs lebten und keine deutsche Staatsbürgerschaft besaßen. Siehe Doris L. Bergen, *The Nazi Concept of "Volksdeutsche" and the Exacerbation of Anti-Semitism in Eastern Europe, 1939–1945*, in: *Journal of Contemporary History* 29 (1994) 4, 569–582. Zur Genese des Begriffs „Volksdeutsche“ in den 1920er Jahren siehe Rainer Münz/Rainer Ohliger, *Auslandsdeutsche*, in: Étienne François/Hagen Schulze (Hrsg.), *Deutsche Erinnerungsorte*, München 2001, 370–388.

³ Nach Angaben des österreichischen Bundesministeriums für Inneres sind zwischen 1945 und 1951 über 180.000 „Volksdeutsche“ von Österreich aus in ihre Herkunftsländer repatriert oder nach Deutschland überstellt worden, siehe *Statistisches Handbuch für die Republik Österreich*, hg. vom österreichischen Statistischen Zentralamt, III. Jg., Wien 1952, 47.

⁴ United States High Commissioner for Austria, *Statistical Report of Displaced Persons and Refugees in Austria*, Vienna, June 30, 1952. Diese Zahl umfasst eingebürgerte wie nicht eingebürgerte „ethnic Germans“.

⁵ Im Fall der für diese Untersuchung Interviewten hatten alle Migrationen zwanhaftigen Charakter: Wenn nicht bereits die Ausweisung oder Flucht unter Zwang erfolgte, so führte die sukzessive Aberkennung ihrer Staatsbürgerschaften dazu, dass die Betroffenen nicht mehr in ihre Herkunftsregionen zurückkehren konnten und dauerhaft emigrieren mussten. Für eine ausführliche Diskussion des Begriffs der „Zwangsmigration“ und seiner Verwendung siehe Alf Lüdtke, *Explaining Forced Migration*, in: Richard Bessel/Claudia B. Haake (Hrsg.):

und anderen osteuropäischen Ländern zählt.“⁶ Diese Erfahrungen seien in zahlreichen Familiengedächtnissen und anderen gruppenspezifischen Erinnerungsgemeinschaften bis in die Gegenwart hinein präsent. Im Gegensatz dazu ist die Zuwanderung der deutschsprachigen Minderheiten nach Österreich bisher nur rudimentär systematisch erforscht. Unter anderem ist das (wie ich später noch zeigen werde) einer dem Thema innewohnenden moralischen Ambivalenz geschuldet, die darauf fußt, dass Biographien von „Vertriebenen“⁷ häufig Erfahrungen sowohl als Täter/innen bzw. Kompliz/innen als auch als Opfer von politischer Gewalt umfassen und damit in der öffentlichen Debatte nicht eindeutig der einen oder der anderen Seite zugeordnet werden können.

Fragestellung

In der Öffentlichkeit dominante Erzählungen über „Flucht und Vertreibung“⁸ sind im Allgemeinen von zwei Lesarten dominiert: Entweder wird auf die Rolle deutscher „Vertriebener“ als Täter/innen oder Kompliz/innen nationalsozialistischer Gewalt verwiesen, oder die Darstellung konzentriert sich allein auf deren Erfahrungen als Opfer von Zwangsmigration und Nachkriegsgewalt. Die vorliegende Arbeit steigt aus diesen beiden einander exkludierenden Erzählweisen aus und sucht nach neuen Lesarten der Geschichte von „Flucht und Vertreibung“, indem sie der Frage nachgeht, wie die Betroffenen selbst die Erfahrung der Zwangsmigration im Rückblick deuten.

Dazu wird in einem ersten Schritt dieser Arbeit der These Rainer Ohligers nachgegangen, „Flucht und Vertreibung“ als Migrationsgeschichte zu erzählen.⁹ Anhand der Analyse von

Removing peoples. Forced Removal in the Modern World. Oxford/New York 2009, 13–34; hinsichtlich der Frage nach dem zwanghaften Charakter der Migration der deutschen Minderheiten aus Südosteuropa auch Holm Sundhaussen, Forced Ethnic Migration, in: European History Online, <http://www.ieg-ego.eu/sundhaussenh-2010-en> [letzter Aufruf am 18. April 2017].

⁶ Heidemarie Uhl: Der gegenwärtige Ort von „Flucht und Vertreibung“ im deutschen und österreichischen Gedächtnisdiskurs, in: Peter Haslinger/K. Erik Franzen/Martin Schulze Wessel (Hrsg.): Diskurse über Zwangsmigrationen in Zentraleuropa, München 2008, 157–174, 168.

⁷ Zur Klärung des Begriffs und seiner Verwendung in dieser Arbeit siehe weiter unten in diesem Kapitel.

⁸ Ich setze „Flucht und Vertreibung“ in dieser Arbeit unter Anführungszeichen, da ich von dem in medialen Darstellungen prominentem Topos spreche.

⁹ „Flucht und Vertreibung“ ist nach Ohliger nicht nur die Geschichte nationalsozialistischer Bevölkerungs-, Expansions- und Vernichtungspolitik und damit in Zusammenhang stehender alliierter Nachkriegsordnungen, sondern auch ein Teil europäischer Migrationsgeschichte. Siehe Rainer Ohliger, Flucht und Vertreibung als Migrationsgeschichte: Möglichkeiten und Grenzen einer neuen Deutung und Erinnerung, in: Ulf

Oral History-Interviews zeigt die vorliegende Arbeit, inwiefern sich diese Deutung in lebensgeschichtlichen Selbstdarstellungen von „Vertriebenen“ wiederfindet. Wie blicken die Interviewten mehr als 65 Jahre später auf ihre Migration und „Integration“¹⁰ zurück, wie deuten und bewerten sie diese? Sehen sich die Betroffenen als Migrant/innen?

Gleichzeitig vermeidet die vorliegende Arbeit aber die Reduktion der Lebensgeschichten der „Vertriebenen“ auf ausschließliche Migrationsgeschichten und fragt nach weiteren in den Erzählungen dominanten Themen und Deutungsmustern. Diese zweite, multiperspektivische Form der Annäherung zeigt, welche Bedeutung die Migrationserfahrung¹¹ im gesamtbiographischen Kontext in Relation zu anderen Lebensereignissen einnimmt und ob „Flucht und Vertreibung“ für die lebensgeschichtliche Selbstdarstellung wirklich das zentrale Thema ist. So liefert diese Studie nicht nur für die (zeithistorischen) Migrationsgeschichtsschreibung¹² und die Biographieforschung neue Erkenntnisse. Sie leistet mit ihrem narratologischen Ansatz auch einen Beitrag zu theoretischen und methodischen Weiterentwicklung der Oral History.

Brunnbauer/Michael G. Esch/Holm Sundhausen (Hrsg.), *Definitionsmacht, Utopie, Vergeltung. „Ethnische Säuberungen“ im östlichen Europa des 20. Jahrhunderts*, Berlin 2006, 213–239, 233.

¹⁰ „Integration“ verstehe ich nach Leo Lucassen als einen Prozess sozialer Interaktion, in dem Menschen, die bereits in einer Gesellschaft sozialisiert sind, ihren Platz in einer neuen verhandeln. Dieser Prozess ist nach Lucassen stets in Machtbeziehungen eingebettet. Siehe Leo Lucassen, *The immigrant threat. The integration of old and new migrants in Western Europe since 1850*, Urbana 2005, 18.

¹¹ Der Begriff „Migrationserfahrung“ meint in dieser Arbeit, dass der von den Interviewten erlebte Prozess der Migration – also der auf Dauer angelegte Wechsel des Wohnortes – bereits während des Ereignisses innerhalb bestimmter diskursiver Rahmenbedingungen gedeutet und in der Folge immer wieder adaptiert wird. Diese Definition basiert auf Überlegungen von Joan Scott, die das Verhältnis von Ereignis, diskursiver Rahmung und subjektiver Deutung folgendermaßen beschreibt: „It’s not individuals who have experience, but subjects who are constituted through experience.“ (Joan Scott, *The Evidence of Experience*, in: *Critical Inquiry* 17 (1991) 4, 773–797, 779)

¹² Dirk Rupnow diagnostiziert dieser gerade in Österreich enormen Nachholbedarf, siehe Dirk Rupnow, *Deprovincializing Contemporary Austrian History. Plädoyer für eine transnationale Geschichte Österreichs als Migrationsgesellschaft*, in: *Zeitgeschichte* 40 (2013) 1, 5–21. Eine der ersten (auch) zeithistorischen Arbeiten zur österreichischen Migrationsgeschichte: Michael John/Albert Lichtblau, *Schmelztiegel Wien – einst und jetzt. Zur Geschichte und Gegenwart von Zuwanderung und Minderheiten; Aufsätze, Quellen und Kommentare*, Wien/Köln/Weimar 1990. In den letzten fünf Jahren sind in diesem (thematisch sehr breiten) Bereich nur wenige Arbeiten erschienen, darunter Verena Lorber, *Angeworben. GastarbeiterInnen in Österreich in den 1960er und 1970er Jahren*, Göttingen 2017; Rita Garstenauner/Anne Unterwurzacher (Hrsg.), *Aufbrechen, Arbeiten, Ankommen. Mobilität und Migration im ländlichen Raum seit 1945*, Innsbruck 2015; Dieter Bacher, *Eine neue Heimat. Eine Motivanalyse in Österreich verbliebener Zwangsarbeiter anhand des Aktenbestandes des „Österreichischen Versöhnungsfonds“*, in: Stefan Karner/Dieter Bacher (Hrsg.), *Zwangsarbeiter in Österreich 1939–1945 und ihr Nachkriegsschicksal. Ergebnisse der Auswertung des Aktenbestandes des „Österreichischen Versöhnungsfonds“*, Innsbruck 2013, 271–323 sowie Melanie Dejnega, *Zwischen Nachkriegschaos und Kaltem Krieg. Alliierte Flüchtlingspolitik und die Versorgungssituation von „volksdeutschen Ex-Enemy DPs“ in Österreich*, in: Corine Defrance/Juliette Denis/Julia Maspero/Virginie Durand (Hrsg.), *Personnes déplacées et guerre froide en Allemagne occupée = Displaced persons and the Cold War in occupied Germany = Displaced Persons und Kalter Krieg im besetzten Deutschland*, Bruxelles et al. 2015, 213–229.

Eine subjektive, auf die Migrationserfahrung rückblickende Perspektive, wie sie zur Beantwortung der oben genannten Fragen notwendig ist, lässt sich besonders gut anhand der Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews erschließen. Im Rahmen dieser Studie habe ich 13 lebensgeschichtliche Interviews mit Personen geführt und ausgewertet, die zwischen 1944 und 1947 ihre Herkunftskontexte in Jugoslawien und der Tschechoslowakei verlassen mussten und in Österreich geblieben sind.¹³ Sie bilden den zentralen Quellenkorpus dieser Arbeit. Diese Konzentration auf Oral History-Interviews ermöglichte erstens, in den Quellenkorpus auch Erinnerungen von Personen aufzunehmen, die keine schriftlichen Selbstzeugnisse hinterlassen haben. Zudem konnten mittels Zeitzeugenaufruf und Samplebildung bewusst Vergangenheitsnarrationen in den Quellenkorpus integriert werden, die im Gegensatz zu in der Öffentlichkeit präsenten Erzählungen stehen und damit ein Spektrum an lebensgeschichtlichen Deutungen der Erfahrung von „Flucht und Vertreibung“ erschlossen werden, das bisher in Forschung wie Öffentlichkeit wenig beachtet wurde.

Von „Volksdeutschen“, „(Heimat-) Vertriebenen“, „Sudetendeutschen“ und „Donauschwaben“

Bevor dieser Text weiter in die zu behandelnde Thematik eintaucht, sollen noch Begrifflichkeiten zur Bezeichnung der sozialen Gruppen geklärt werden, die im Zentrum der Arbeit stehen. Denn für jene, die in der Konsequenz des Zweiten Weltkriegs als „Deutsche“ ihre Herkunftskontexte verlassen mussten, wurden und werden weiterhin in der Wissenschaft wie in öffentlichen Debatten sehr unterschiedliche Bezeichnungen verwendet: Begriffe wie „Deutschböhmen“ oder „Deutschnöhmer“ entstanden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und dienten deutschnationalen Strömungen in Österreich und im Deutschen Reich zur „Nationalisierung und Ethnisierung eines geographischen Gebiets“, in dem „Nation“ als identitätsstiftendes Konzept noch kaum präsent war.¹⁴

¹³ Auf methodische Aspekte der Samplebildung, Interviewführung und Auswertung der Interviews gehe ich weiter unten in diesem Kapitel ein.

¹⁴ Julia Schmid, "Deutschböhmen" als Konstrukt deutscher Nationalisten in Österreich und dem Deutschen Reich, in: *Bohemia. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der böhmischen Länder* 48 (2008) 2, 464–479, 464.

Die bis heute in der Öffentlichkeit, in den Medien und zum Teil auch in der Wissenschaft verwendete Bezeichnung der deutschsprachigen Bevölkerung in den böhmischen Ländern als „Sudetendeutsche“ etablierte sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Die mit dem Begriff adressierten Teile der Bevölkerung verschmolzen durch seine zunehmende Präsenz in Politik, Publizistik und Wissenschaft nicht nur zu einer Gemeinschaft gemeinsamer Interessen, sondern auch gemeinsamer Herkunft und Zukunft – eine Vorstellung, die in den 1930er Jahren zusätzlich von nationalsozialistischen „völkischen“ Ideologien befeuert wurde.¹⁵ Wie Nancy Wingfield und andere gezeigt haben, war aber die deutschsprachige Bevölkerung damals und in den Folgejahrzehnten weitaus gespalten, als der auf eine einheitliche Vorstellung zielende Begriff „Sudetendeutsche“ suggeriert.¹⁶ Bis heute dominiert die auf Vereinheitlichung abzielende Bezeichnung aber weiterhin in öffentlichen Debatten zu den deutschsprachigen Minderheiten in der Tschechoslowakei.

Solche vereinheitlichenden Bezeichnungen für eine an sich heterogene Bevölkerungsgruppe sind seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aber nicht nur für die böhmischen Länder virulent. Auch im ungarischen Teil der Doppelmonarchie, etwa in Kroatien oder Teilen der Vojvodina, kam es zu ähnlichen Entwicklungen. Zwar stammte nur ein Bruchteil der (vor allem) im Laufe des 18. Jahrhunderts an den Grenzen der Monarchie angesiedelten Wehrbauern aus Schwaben, die deutschsprachigen Zugewanderten wurden von der einheimischen Bevölkerung aber dennoch gemeinhin als „Schwaben“ bezeichnet. Mit der Zeit mutierte dieser Begriff, der eigentlich auf die (vermeintliche) Herkunftsregion der Migrant/innen zielte, zu einem Mittel sozialer Abgrenzung (deutschsprachiges städtisches Bürgertum vs. „schwäbische“ Bauern), wie die Ethnologin Annemarie Röder gezeigt hat.¹⁷ Ursprünglich stammte die auf Vereinheitlichung abzielende Bezeichnung „Donauschwaben“ aus dem binnendeutschen Raum und wurde erstmals zu Beginn der 1920er Jahre in den

¹⁵ Tobias Weger resümiert, dass der Begriff „sudetendeutsch“ ein „Kampfbegriff der ‚völkischen‘ Propaganda unter den deutschsprachigen Bewohner/innen der böhmischen Länder [gewesen sei], der mit etwas Verzögerung von den Gleichgesinnten innerhalb des Reiches aufgegriffen und argumentativ gegen das tschechische Volk instrumentalisiert wurde.“ Zu unterschiedlichen Ansätzen und Befunden bei der Erforschung der Genese des „völkischen“ Begriffs siehe ebenfalls Tobias Weger, „Volkstumskampf“ ohne Ende? Sudetendeutsche Organisationen; 1945–1955, Frankfurt am Main 2008, 51.

¹⁶ Nancy Meriwether Wingfield, *Flag wars and stone saints. How the Bohemian lands became Czech*, Cambridge 2007; sowie Jeremy King, *Budweisers into Czechs and Germans. A local history of Bohemian politics, 1848–1948*, Princeton 2002.

¹⁷ Annemarie Röder, *Deutsche, Schwaben, Donauschwaben. Ethnisierungsprozesse einer deutschen Minderheit in Südosteuropa*, Marburg 1998, 183–192.

politischen Sprachgebrauch eingeführt und in den südlichen Donaunraum exportiert.¹⁸ Auf „völkischen“ Vorstellungen basierende Gruppenbildungsprozesse wurden vor Ort durch die für die lokale deutschsprachige Bevölkerung neue Situation als nationale Minderheit nach dem Ende der Donaumonarchie beschleunigt. Deutschnationales und später auch nationalsozialistisches Gedankengut, das noch in den 1920er Jahren von in Deutschland und Österreich ausgebildeten Ober- und Mittelschichtangehörigen in den südlichen Donaunraum getragen wurde, wurde dort ab den 1930er Jahren immer präsenter. Vor allem der wachsende finanzielle und ideologische Einfluss des Deutschen Reiches auf sämtliche Organisationen der deutschsprachigen Bevölkerung trug zur Schaffung eines plastischen Bildes von „Deutschtum“ und „deutschem Volk“ bei – Imaginationen, die der dort ansässigen deutschsprachigen Bevölkerung zunehmend als gruppenspezifischer Identifikationspunkt dienten.¹⁹ Anders als im Fall der „Sudetendeutschen“ war in der deutschsprachigen Bevölkerung in Jugoslawien in den 1930er Jahren – so Mirna Zakić – die Vorstellung einer gemeinsamen „donauschwäbischen“ Identität nicht so sehr von dem Bedürfnis nach der Herstellung von Differenz zu anderen nationalen Gruppen geprägt, sondern diente vor allem der Herstellung einer inneren Einigkeit – innerhalb der deutschsprachigen Bevölkerung vor Ort, aber auch nach außen hin mit allen „Deutschen“.²⁰

Während des Zweiten Weltkriegs galten „Donauschwaben“ wie „Sudetendeutsche“ als „Volksdeutsche“ und waren damit Teil der nationalsozialistischen „Volksgemeinschaft“ – auch wenn sie in der nationalsozialistischen „Rassenhierarchie“ an unterschiedlichen Stellen rangierten („Sudetendeutsche“ vor „Donauschwaben“, deren potentielle Durchmischung mit slawischen Völkern als problematisch gesehen wurde).²¹ Diese Zugehörigkeit änderte sich mit Kriegsende abrupt. Mit dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches und der damit

¹⁸ Eine fundierte Begriffsgeschichte steht bis dato noch aus. Hinweise zur Entstehung des Begriffs findet man bei Josef Wolf, *Donauschwäbische Heimatbücher. Entwicklungsphasen und Ausprägungen*, in: Mathias Beer (Hrsg.), *Das Heimatbuch. Geschichte, Methodik, Wirkung*, Göttingen 2010, 129–164, 129.

¹⁹ Zur „Ethnisierung“ der deutschsprachigen Bevölkerung im Königreich Jugoslawien und ihrer späteren Radikalisierung siehe Carl Bethke, *Deutsche und ungarische Minderheiten in Kroatien und der Vojvodina 1918–1941. Identitätswürfe und ethnopolitische Mobilisierung*, Wiesbaden 2009; Zoran Janjetović, *The Making of the German Minority in Yugoslavia 1918–1929*, in: Beate Störkuhl/Jens Stüben/Tobias Weger (Hrsg.), *Aufbruch und Krise. Das östliche Europa und die Deutschen nach dem Ersten Weltkrieg*, München 2010, 403–420.

²⁰ Siehe hierzu auch Mirna Zakić, *The Price of Belonging to the Volk. Volksdeutsche, Land Redistribution and Aryanization in the Serbian Banat, 1941–44*, in: *Journal of Contemporary History* 49 (2014) 2, 320–340.

²¹ Zur Position der „Donauschwaben“ in der nationalsozialistischen Volkstums- und Außenpolitik siehe Tammo Luther, *Volkstumspolitik des Deutschen Reiches 1933–1938*, Stuttgart 2004.

verbundenen Vorstellung von einer deutschen Vorherrschaft in Europa verloren nicht nur die Einwohner/innen der alliierten Besatzungszonen, sondern auch die „Volksdeutschen“ in den ehemals eroberten Gebieten den Status einer privilegierten Gruppe. Wenn sie nicht schon vor Kriegsende nach Deutschland oder Österreich evakuiert worden waren, so waren sie danach gezwungen, auf Grund ihrer Identifikation²² als „Deutsche“ ihre Herkunftsregionen zu verlassen. Nach ihrer Emigration wurden sie in den deutschsprachigen Aufnahmeländern als „Heimatvertriebene“, „Umsiedler“ oder „Flüchtlinge“ bezeichnet,²³ in Österreich scheinen sie in behördlichen Dokumenten als „deutschsprachige Flüchtlinge“ auf – eine Bezeichnung, die auf die Herstellung von Differenz zu „fremdsprachigen“ Flüchtlingen, das heißt ehemalige Zwangsarbeiter/innen und anderen Displaced Persons, zielt.²⁴

Wie man also sieht, war die Benennung der deutschsprachigen Bevölkerung in Regionen²⁵, die vormals zur Habsburgermonarchie gehört hatten, stets ein Produkt der jeweiligen politischen Konstellationen, hegemonialer Interessen und Diskurse.²⁶ Umso schwieriger ist es – vor allem in Ermangelung einer vermeintlich „neutralen“ Bezeichnung – exklusiv eine Bezeichnung für diese Gruppen zu verwenden. Denn wie kann man das tun, ohne

²² Für die Vermeidung des Identitätsbegriffs als Analysekategorie und eine analytische Unterscheidung zwischen (Selbst-)Identifikation und (Fremd-)kategorisierung haben Rogers Brubaker und Frederick Cooper plädiert. Siehe Rogers Brubaker/Frederick Cooper, *Beyond "Identity"*, in: *Theory and Society* 29 (2000), 1–47. Dieser Forderung komme ich in dieser Arbeit nach.

²³ Mit der Verwendung der Begriffe „Vertriebene“, „Heimatvertriebene“ und „Umsiedler“ in den beiden deutschen Staaten hat sich Matthias Beer beschäftigt, siehe Matthias Beer, *Flüchtlinge - Ausgewiesene - Heimatvertriebene. Flüchtlingspolitik und Flüchtlingsintegration in Deutschland nach 1945*, begriffsgeschichtlich betrachtet, in: Matthias Beer/Martin Kintzinger/Marita Krauss (Hrsg.), *Migration und Integration. Aufnahme und Eingliederung im historischen Wandel*, Stuttgart 1997, 145–167. Für Österreich steht eine solche Untersuchung noch aus.

²⁴ Zum Beispiel in *Statistisches Handbuch der Republik Österreich*, hg. Vom Statistischen Zentralamt, I. Jg., Wien 1950.

²⁵ Oliver J. Schmitt und Michael Metzeltin betonen, dass „Region“ eine Forschungskategorie sei, „die einem steten dynamischen Prozess unterworfen ist“ und ihre genaue räumliche Definition deswegen im Regelfall gar nicht möglich sei. Siehe Oliver Jens Schmitt/Michael Metzeltin, *Das Südosteuropa der Regionen*, in: Oliver Jens Schmitt/Michael Metzeltin (Hrsg.), *Das Südosteuropa der Regionen*, Wien 2015, 7–38, 15.

²⁶ Pieter M. Judson hat gezeigt, wie sich das Selbstverständnis deutschsprachiger Individuen und Gruppen und ihr Verhältnis zu ihrer anderssprachigen Umwelt in der Habsburgermonarchie im Laufe des 19. Jahrhunderts veränderte und „Nation“ als identitätsstiftendes Konzept ab der zweiten Hälfte des Jahrhunderts immer weiter in den Alltag der Bevölkerung vordrang. Siehe Pieter M. Judson, *Changing Meanings of "German" in Habsburg Central Europe*, in: Charles W. Ingrao/Franz A. J. Szabo (Hrsg.), *The Germans and the East*, West Lafayette 2008, 109–128. Allgemein bleibe festzuhalten, so Judson an anderer Stelle, dass Deutschsprachige in der Habsburgermonarchie nicht vor 1918 von sich selbst als „Deutsche“ im nationalen Sinn gedacht hätten. Die Vorstellung einer „deutschen Diaspora“ sei vielmehr erst durch den Nationalsozialismus geprägt worden und werde zum Teil bis heute von politischen Aktivist/innen wie Historiker/innen weiter unterfüttert. Siehe Pieter Judson, *When is a Diaspora Not a Diaspora? Rethinking Nation-Centered Narratives about Germans in Habsburg East Central Europe*, in: Krista O'Donnell/Renate Bridenthal/Nancy Ruth Reagin (Hrsg.), *The Heimat abroad. The boundaries of Germanness*, Ann Arbor 2005, 219–247.

nationalistische Selbst- und Fremdbeschreibungen („Deutsche“) aus der Zwischenkriegszeit fortzuspinnen oder gar nationalsozialistische Kategorien („Volksdeutsche“) zu reproduzieren? Kann man die Gruppe mit dem Attribut „deutschsprachig“ versehen, ganz ungeachtet der Tatsache, dass ein (wenn auch kleiner) Teil der auf Grund der Zuschreibung „deutsch“ Emigrierten kaum Deutsch sprach? Was eint dann aber diese hinsichtlich ihrer nationalen Identifikationen und sprachlichen Kenntnisse heterogene Gruppe, welche Erfahrungen haben sie gemeinsam? Diese Fragen haben mich über lange Zeit hinweg beschäftigt, zumal die Interviewten, deren Erzählungen ich für das Projekt ausgewertet habe, unter sehr unterschiedlichen Bedingungen migriert waren (Evakuierung noch während des Krieges, Flucht aus jugoslawischen Internierungslagern, „wilde Vertreibungen“ als Racheaktionen im Mai 1945 und Bevölkerungstransfers auf Basis des Potsdamer Abkommens). Die Mehrheit unter ihnen bezeichnete sich als „Vertriebene“, „Sudetendeutsche“ oder „Donauschwaben“, was wahrscheinlich mit der Präsenz der Begriffe in gegenwärtigen Debatten zu tun hat. Manche identifizierten sich als „Flüchtlinge“, andere distanzieren sich explizit von einer solchen Kategorisierung. Auf diesen Aspekt gehe ich in Kapitel vier („Narrative Adressat/innen“) genauer ein.

Was alle im Rahmen des Projekts Interviewten eint, ist, dass sie von einem Akteur mit politischer Entscheidungsgewalt (entweder dem nationalsozialistischen Deutschland oder den Nachkriegsregierungen in der Tschechoslowakei und Jugoslawien) als „deutsch“ identifiziert wurden und auf Basis dieser Identifizierung ihre Herkunftskontexte dauerhaft verlassen mussten – ganz egal, welchen nationalen Gruppen sie sich tatsächlich zugehörig fühlten oder ob sie vielleicht sogar „national indifferent“ eingestellt waren.²⁷ Obwohl in der Folge eigentlich die Bezeichnung der Interviewten als „Deutsche“ unter Anführungszeichen konsequent wäre, habe ich mich im Sinne der besseren Lesbarkeit gegen diese Lösung entschieden. Um dennoch von der Zuschreibung starrer Kategorisierungen wegzukommen, werden die als Deutsche zur Migration aus Jugoslawien und der Tschechoslowakei nach Österreich Gezwungenen im Laufe der Arbeit abwechselnd mit den Attributen „deutsch“ und „deutschsprachig“ versehen. So soll eine starre Kategorisierung zumindest aufgeweicht und gleichzeitig auf die politische Wirkkraft beider Konzepte hingewiesen werden.

²⁷ Zum Konzept nationaler Indifferenz siehe Tara Zahra, *Imagined Noncommunities: National Indifference as a Category of Analysis*, in: *Slavic Review* 69 (2010) 1, 93–119.

Außerdem werde ich zur Bezeichnung der Personengruppe, die den Forschungsgegenstand dieser Arbeit bildet, die Trias „Evakuierte, Flüchtlinge/Geflüchtete und Vertriebene“ verwenden – eine Bezeichnung, die auf jene Migrationsformen zielt, die in den Lebensgeschichten am häufigsten vorkamen. Der besseren Lesbarkeit halber habe ich die Gruppe auch als „(Zwangs-)Migrant/innen“ bezeichnet oder es beim gängigsten Terminus „Vertriebene“ belassen – dann aber die vereinfachende Bezeichnung unter Anführungszeichen gestellt, um die damit einhergehende Simplifizierung sichtbar zu machen.²⁸ Die Bezeichnung „Heimatvertriebene“ habe ich bewusst vermieden, da sie keinen definitiven Mehrwert enthält, anhand des Begriffs „Heimat“ emotionalisiert und dazu eine Singularität der Ereignisse suggeriert – denn welche „Vertriebenen“ sind nicht aus ihrer „Heimat“²⁹ vertrieben?

Deutschsprachige „Vertriebene“ in Österreich – Forschungsstand

Ausgehend von der Auswertung autobiographischer Darstellungen wird im Zuge dieser Studie eine neue Lesart von „Flucht und Vertreibung“ entwickelt, die eine migrationsgeschichtliche Perspektive auf die Ereignisse in den Vordergrund rückt.³⁰ Anders als bisherige Arbeiten fokussiert sie daher nicht einen bestimmten Ausschnitt des Migrationsprozesses (wie etwa die Situation in den Herkunftsregionen und den

²⁸ Jutta Faehndrich gibt einen (kurzen) Überblick über terminologische Diskussionen hinsichtlich der Verwendung der Begriffe „Vertreibung/Vertriebene“ und verweist darauf, dass in der öffentlichen wie wissenschaftlichen Debatte zu diesem Thema „Wortfelder schnell zu Minenfeldern werden.“ Sie selbst entscheidet sich in ihrer Arbeit für die Verwendung des Begriffs „Vertriebene“. Siehe Jutta Faehndrich, *Eine endliche Geschichte. Die Heimatbücher der deutschen Vertriebenen*, Köln/Wien/Weimar 2011, 17. Der Verwendung dieses Begriffs widerspricht Samuel Salzborn. Dieser sei vielmehr eingeführt worden, „um sprachlich die Umsiedlung der Deutschen als passiv erlittenes Unrecht dar[zustellen.“ (Samuel Salzborn, *Grenzenlose Heimat. Geschichte, Gegenwart und Zukunft der Vertriebenenverbände*, Berlin 2000, 40).

²⁹ Zur Entwicklung des Heimatbegriffs von seiner lokalen zur nationalen Dimension im Deutschen Reich bzw. in Deutschland siehe Celia Applegate, *A nation of provincials. The German idea of Heimat*, Berkeley 1990; Alon Confino, *The nation as a local metaphor. Württemberg, imperial Germany, and national memory, 1871–1918*, Chapel Hill 1997. Für Österreich siehe Gertraud Steiner, *Die Heimat-Macher. Kino in Österreich 1946–1966*, Wien 1987; Herbert Nikitsch, *Zur Organisation von Heimat. Die Heimatschutzbewegung in Österreich*, in: Katharina Weigand (Hrsg.), *Heimat. Konstanten und Wandel im 19./20. Jahrhundert: Vorstellungen und Wirklichkeiten*, 1. Kolloquium des Alpinen Museums, München 1997, 285–306; sowie Barbara Stieber, *Heimatliche Bilderwelten. Darstellung von Heimat und Lesarten der Filmkritik - eine qualitative Analyse zum österreichischen Heimatfilm*, Diplomarbeit, Universität Wien, Wien 2009.

³⁰ Einen Überblick über die österreichische Migrationsgeschichte findet man bei Sylvia Hahn, *Österreich*, in: Klaus J. Bade (Hrsg.), *Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Paderborn 2010, 171–188.

Migrationsentscheid, die Wanderung selbst oder den Integrationsprozess), sondern erzählt die Geschichte von „Flucht und Vertreibung“ in Österreich anhand der Analyse autobiographischer Rückblicke, die das Leben der Migrierten von der Zeit vor der Migration bis Jahrzehnte danach umfassen. Im Zentrum steht dabei weniger die Frage, wie der Migrations- und Integrationsprozess „wirklich war“. Vielmehr zeigt sie anhand einer systematischen Auswertung der Erzählungen, welche Rolle die unter Zwang entstandene, dauerhafte Migration nach Österreich Jahrzehnte später im lebensgeschichtlichen Rückblick einnimmt.³¹

Dafür greift sie auf zahlreiche Vorarbeiten zurück, die sich mit den bereits erwähnten Teilen des Migrationsprozesses, zumeist auf politik-, lokal- oder alltagsgeschichtlicher Ebene beschäftigen: Die Auseinandersetzung mit Studien über die Situation der deutschsprachigen Bevölkerung in ihren Herkunftsgebieten seit 1918/19, ihre Rolle im Nationalsozialismus und die darauf folgende Nachkriegsgewalt gegenüber derselben ermöglichte eine profunde historische Einbettung der Erzählungen meiner Interviewpartner/innen.³² Besonders wichtige Erkenntnisse lieferten Arbeiten von Carl Bethke, Tara Zarah oder Jeremy King, die zeigen, wie Ethnisierungsprozesse in Jugoslawien und der Tschechoslowakei über die Jahrzehnte hinweg auf politischer wie alltagsgeschichtlicher Ebene vorstättengingen und sich nach und nach in das Selbstverständnis der Bevölkerung einschrieben.³³

³¹ Forschungen mit einem ähnlichen Zugang zum Thema „Flucht und Vertreibung“, aus denen diese Arbeit profitieren konnte, lagen bislang nur für die beiden deutschen Staaten bzw. Kanada vor: Alexander von Plato/Wolfgang Meinicke, *Alte Heimat, neue Zeit. Flüchtlinge, Umgesiedelte, Vertriebene in der Sowjetischen Besatzungszone und in der DDR*, Berlin 1991; Albrecht Lehmann, *Im Fremden ungewollt zuhaus? Flüchtlinge und Vertriebene in Westdeutschland, 1945–1990*, München 1991; Pascal Maeder, *Forging a new Heimat. Expellees in post-war West Germany and Canada*, Göttingen 2011; Susanne Greiter, *Flucht und Vertreibung im Familiengedächtnis. Geschichte und Narrativ*, München 2014.

³² Darunter für Kroatien und die Vojvodina: Thomas Casagrande, *Die volksdeutsche SS-Division "Prinz Eugen". Die Banater Schwaben und die nationalsozialistischen Kriegsverbrechen*, Frankfurt am Main/New York 2003; Zoran Janjetović, *Between Hitler and Tito. The disappearance of the Vojvodina Germans*, Belgrad 2005; Michael Portmann, *Die kommunistische Revolution in der Vojvodina 1944-1952. Politik, Gesellschaft, Wirtschaft, Kultur*, Wien 2008. Für diese Arbeit leider nicht mehr berücksichtigt werden konnte Mirna Zakić, *Ethnic Germans and national socialism in Yugoslavia in World War II*, Cambridge 2017. Für die böhmischen Länder siehe: Volker Zimmermann, *Die Sudetendeutschen im NS-Staat. Politik und Stimmung der Bevölkerung im Reichsgau Sudetenland (1938-1945)*, Essen 1999; Benjamin Frommer, *National cleansing. Retribution against Nazi collaborators in postwar Czechoslovakia*, Cambridge, Cambridge 2005. Für beide Länder umfassend: Arnold Suppan, *Hitler – Beneš – Tito. Konflikt, Krieg und Völkermord in Ostmittel- und Südosteuropa*, 3 Bände, Wien 2014.

³³ Darunter für Kroatien und die Vojvodina Bethke, *Deutsche und ungarische Minderheiten*; Zakić, *The Price of Belonging*; Für die böhmischen Länder v.a. Tara Zahra, *Kidnapped souls. National indifference and the battle for children in the Bohemian Lands, 1900-1948*, Ithaca 2009.

Eine zentrale Grundlage für mein Verständnis von der Situation der deutschsprachigen Geflüchteten und Vertriebenen in Österreich bildeten Arbeiten, die sich mit flüchtlings- und integrationspolitischen Aspekten der unmittelbaren Nachkriegszeit beschäftigen. Viele der zumeist sozialwissenschaftlichen Studien zum Thema stammen aus den 1950er Jahren und entstanden im Umfeld politischer Institutionen sowie international karitativ tätiger Organisationen. Dieser Trend setzte sich bis in die 1970er Jahre (und zum Teil frühen 1980er) fort.³⁴ Darunter fallen die Studie der Staatswissenschaftlerin Yvonne von Stedingk zum allgemeinen Flüchtlingswesen in Österreich nach 1945 sowie die 1983 erschienene Habilitationsschrift der Kulturosoziologin Brunhilde Scheuringer, die sich erstmals im Besonderen auf die Situation der deutschsprachigen „Vertriebenen“ in Österreich konzentrierte.³⁵ Eine erste geschichtswissenschaftliche Auseinandersetzung mit den deutschsprachigen Flüchtlingen in Österreich lieferte Gabriela Stieber, die sich mit Lagern für diese Gruppe in der britischen Besatzungszone beschäftigte.³⁶ Einen wertvollen Einblick in das Zusammenleben sowie die Selbst- und Fremdbilder unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen in der amerikanischen Zone lieferte mir die Habilitationsschrift von Michael John über die Dreiecksbeziehung zwischen jüdischen Displaced Persons, den von den Alliierten so bezeichneten „Volksdeutschen“ und der einheimischen Bevölkerung in Linz.³⁷ Wie die Arbeiten Stiebers und Johns, beschränken sich viele Forschungen über Displaced Persons oder allgemein die Flüchtlingssituation in Österreich nach Kriegsende zumeist auf eine der vier Besatzungszonen oder wählen einen lokalgeschichtlichen Zugriff auf

³⁴ Eduard Stanek, *Verfolgt, verjagt, vertrieben. Flüchtlinge in Österreich von 1945–1984*, Wien 1985; darüber hinaus und weit weniger systematisch aufbereitet: Erwin Machunze, *Vom Rechtlosen zum Gleichberechtigten. Die Flüchtlings- und Vertriebenenfrage im Wiener Parlament*, 4 Bände, Salzburg 1976; A. K. Gauss/ Bruno Oberläuter, *Das zweite Dach. Eine Zwischenbilanz über Barackennot und Siedlerwillen 1945-1965*, Salzburg 1979.

³⁵ Yvonne von Stedingk, *Die Organisation des Flüchtlingswesens in Österreich seit dem Zweiten Weltkrieg*, Wien 1970; Brunhilde Scheuringer, *Dreißig Jahre danach. Die Eingliederung der volksdeutschen Flüchtlinge und Vertriebenen in Österreich*, Wien 1983.

³⁶ Gabriela Stieber, *Nachkriegsflüchtlinge in Kärnten und der Steiermark*, Graz 1997.

³⁷ Michael John, *Bevölkerung in der Stadt. "Einheimische" und "Fremde" in Linz (19. und 20. Jahrhundert)*, Linz 2000. Ebenso eine Zusammenschau der Situation unterschiedlicher Flüchtlingsgruppen nach dem Zweiten Weltkrieg bietet Tara Zahra, "Prisoners of the Postwar": Expellees, Displaced Persons, and Jews in Austria after World War II, in: *Austrian History Yearbook* 41 (2010), 191-215. Zur Wahrnehmung von Displaced Persons durch die einheimische Bevölkerung siehe Ingrid Bauer, "Die Amis, die Ausländer und wir". Zur Erfahrung und Produktion von Eigenem und Fremdem im Jahrzehnt nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Ingrid Bauer/Josef Ehmer/Sylvia Hahn (Hrsg.), *Walz – Migration – Besatzung. Historische Szenarien des Eigenen und des Fremden*, Klagenfurt 2002, 197–276.

das Thema.³⁸ Demnach gibt es zwar Arbeiten zur britischen, amerikanischen Besatzungszone und (weniger) zur französischen, die Situation der „Volksdeutschen“ in der sowjetischen Zone ist bis dato noch nicht untersucht worden.

Neben den unterschiedlichen Abschnitten im Migrationsprozess stellt die Geschichte der Tradierung von „Flucht und Vertreibung“ in Österreich einen wichtigen Kontext für die Interpretation des in den Interviews Erzählten dar. Allgemein muss dazu gesagt werden, dass es dazu bis dato nur wenig Forschung gibt, die sich in einer Hand voll Artikel und einzelnen Diplom- bzw. Masterarbeiten³⁹ erschöpft: Im Zuge der Debatten rund um die „Beneš-Dekrete“, die im Rahmen der EU-Beitrittsverhandlungen der Tschechischen Republik zu Beginn dieses Jahrtausends aufkamen, publizierte Oliver Rathkolb gemeinsam mit Barbara Coudenhove-Kalergi einen Sammelband, dessen Beiträge sich mit der Genese der Dekrete, der Geschichte der deutschsprachigen Minderheiten in den böhmischen Ländern und der Tschechoslowakei, aber auch mit erinnerungspolitischen Aspekten beschäftigen – darunter ein Aufsatz Rathkolbs über die „verspätete Rezeption der Vertreibung der Sudetendeutschen“ in Österreich.⁴⁰ Heidemarie Uhl veröffentlichte 2008 einen Artikel über den „gegenwärtigen Ort von Flucht und Vertreibung im österreichischen Gedächtnis“ in einem in Deutschland publizierten, auf innereuropäischen Vergleich abzielenden Sammelband, der den Vergleich

³⁸ Am meisten wurde bisher (vermutlich auf Grund der Quellenlage) zur Situation der deutschsprachigen Flüchtlinge in den britischen und amerikanischen Besatzungszonen publiziert, darunter Brunhilde Scheuringer, Die sozialen Milieus der Volksdeutschen in der Stadt Salzburg nach 1945, in: Hanns Haas/Robert Hoffmann/Robert Kriechbaumer (Hrsg.), Salzburg. Städtische Lebenswelt(en) seit 1945, Wien 2000, 119–154; Gabriela Stieber, Volksdeutsche und Displaced Persons, in: Gernot Heiss/Oliver Rathkolb (Hrsg.), Asylland wider Willen. Flüchtlinge in Österreich im europäischen Kontext seit 1914, Wien 1995, 140–157. Für eine aufschlussreiche Mikrostudie (wenn auch eines deutschen Ortes) siehe Adam R. Seipp, Strangers in the wild place. Refugees, Americans, and a German town, 1945-1952, Bloomington 2013. Ein Forschungsdesiderat stellt noch immer die Situation der deutschsprachigen Flüchtlinge in der sowjetischen Besatzungszone in Österreich dar.

³⁹ Andrea Brunner, "Wir sind ausgewandert, oder ausgesiedelt, oder Heimkehrer gewesen". Das Spannungsfeld der Repräsentation Vertriebener zwischen persönlicher und institutionalisierter Identität - politische Instrumentalisierung von Gedächtniskultur am Beispiel der Werschetzer Donauschwaben, Diplomarbeit, Universität Wien, Wien 2012; Magdalena Posch, Erinnerung und Identität : die donauschwäbischen Denkmäler in Österreich und ihre Bedeutung im Rahmen einer spezifischen Gedenkkultur, Diplomarbeit, Karl-Franzens-Universität Graz, Graz 2017.

⁴⁰ Oliver Rathkolb, Verdrängung und Instrumentalisierung. Die Vertreibung der Sudetendeutschen und ihre verspätete Rezeption in Österreich, in: Barbara Coudenhove-Kalergi/Oliver Rathkolb (Hrsg.), Die Beneš-Dekrete, Wien 2002, 138–151. Peter Wassertheurer hat sich in seiner Dissertation unter anderem mit den Positionen beschäftigt, die Vertreter/innen unterschiedlicher politischer Parteien und Lager damals in Österreich gegenüber der Diskussion zu den „Beneš-Dekreten“ einnahmen. Peter Wassertheurer, Die Benes-Dekrete im Kontext des öffentlichen und politischen Diskurses in Österreich 1989-2003. Traditionen – Geschichtsbilder – Stereotype, Dissertation, Karl-Franzens-Universität Graz, Graz 2006.

mit der Debatte in Deutschland in den Vordergrund stellt.⁴¹ Hinsichtlich möglicher Formen und Inhalte der Repräsentation von „Flucht und Vertreibung“ in unterschiedlichen Teilen der Gesellschaft konnte die vorliegende Arbeit aber glücklicherweise auch auf Forschungen zu den beiden deutschen Staaten zurückgreifen – auch wenn sich die Situation in Österreich wie bereits erwähnt natürlich anders darstellt und ihre Ergebnisse nicht eins zu eins übernommen werden können.⁴²

In den letzten Jahren sind im Rahmen der Förderung grenzüberschreitender Zusammenarbeit durch die Europäische Union mehrere Forschungs-, Publikations- und Ausstellungsprojekte entstanden, die sich dem Thema „Flucht und Vertreibung“ jenseits nationalisierender Erzählweisen anhand von Oral History-Interviews auf alltags- und lokalgeschichtlicher Ebene annähern und mittels Ausstellungen und transnational-lokalgeschichtlichen Initiativen in eine europäische Öffentlichkeit tragen.⁴³ An diese beginnende Auseinandersetzung mit dem Thema „Flucht und Vertreibung“ in Österreich aus biographischer Perspektive knüpft diese Arbeit an. Ihr Anliegen ist jedoch nicht, „Zeitzeug/innen“ zu Wort kommen zu lassen und auf Basis ihrer Aussagen ein detaillierteres Bild von bestimmten Ereignissen zu erstellen. Vielmehr zielt sie darauf ab, einen Beitrag zur öffentlichen Debatte zu leisten, der eine neue Art über „Flucht und Vertreibung“ zu sprechen vorschlägt, jenseits von Reduktionen auf Opfer- und Täterrollen, aber auch abseits einer vereinfachenden ausschließlichen Kategorisierung der „Vertriebenen“ als „Migrant/innen“. Auf die Frage, wie sich diese Debatte bisher gestaltete, gehe ich im Folgenden kurz ein, zumal sie einen zentralen Bestandteil des Deutungsrahmen bildet, innerhalb dessen über „Flucht und Vertreibung“ (etwa in lebensgeschichtlichen Interviews) erzählt wird.

⁴¹ Uhl, "Flucht und Vertreibung".

⁴² U. a. Elisabeth Fendl (Hrsg.), Zur Ästhetik des Verlusts. Bilder von Heimat, Flucht und Vertreibung; Referate der Tagung des Johannes-Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde 8. bis 10. Juli 2009, Münster 2010; Eva Hahnová/Hans Henning Hahn, Die Vertreibung im deutschen Erinnern. Legenden, Mythos, Geschichte, Paderborn 2010; William John Niven, Representations of flight and expulsion in East German prose works, Rochester 2014; Stephan Scholz, Vertriebenen Denkmäler. Topographie einer deutschen Erinnerungslandschaft, Paderborn 2015.

⁴³ Niklas Perzi (Hrsg.), So nah, so fern. Menschen im Waldviertel und in Südböhmen 1945–1989, Weitra 2012; Jana Nosková/Jana Cermáková (Hrsg.), "Měla jsem moc krásné dětství." Vzpomínky nemeckých obyvatel Brna na dětství a mládí ve 20. až 40. letech 20. století. = "Ich hatte eine sehr schöne Kindheit." Erinnerungen von Brünnern Deutschen an ihre Kindheit und Jugend in den 1920er bis 1940er Jahren, Brno 2013; sowie Georg Traska/Terezie Vávřova/Andrej Čierny (Hrsg.), Geteilte Erinnerungen. Tschechoslowakei, Nationalsozialismus und die Vertreibung der deutschsprachigen Bevölkerung 1937–1948 = Rozdělené vzpomínky ; Soužití v Československu, nacistická okupace a vyhnání německy mluvícího obyvatelstva 1937–1948, Publikation anlässlich der Ausstellung "Vertriebene und Verbliebene erzählen. Tschechoslowakei 1937-48" (Österreichisches Museum für Volkskunde, 09. Februar 2016-10. April 2016), Wien 2017.

„Flucht und Vertreibung“ in österreichischer Geschichtspolitik und Erinnerungskultur⁴⁴

„Flucht und Vertreibung“ ist bis heute kein österreichischer Erinnerungsort,⁴⁵ auch wenn es seit Kriegsende immer wieder von zumeist deutschnationaler/rechtspopulistischer Seite Versuche gab, das Thema in der Öffentlichkeit zu platzieren. Zu Beginn dieses Jahrtausends, während der Koalition aus Österreichischer Volkspartei (ÖVP) und Freiheitlicher Partei (FPÖ), sollten zum Beispiel die Anliegen der aus der Tschechoslowakei und Jugoslawien nach Österreich gekommenen „Deutschen“ auf Betreiben der FPÖ stärker auf die politische Agenda gesetzt werden. So etwa im Zuge der Einrichtung des österreichischen Versöhnungsfonds zur Entschädigung ehemaliger Zwangsarbeiter/innen. Als Gegenleistung für die Unterstützung der umfangreichen Entschädigungsmaßnahmen wurde damals von der FPÖ eine (von der Tschechoslowakei und den jugoslawischen Nachfolgestaaten durchzuführende) Entschädigung der „Heimatvertriebenen“ gefordert – auch wenn die politische Umsetzung dieser Forderung jenseits des Einflusses österreichischer Politik war und das Vorhaben letztlich auch aufgrund mangelnder Verhandlungspartner nie umgesetzt wurde.⁴⁶

Etwa zeitgleich fanden in österreichischen Medien und Politik zum Teil sehr lebhaften Diskussionen um die „Beneš-Dekrete“ statt, in welchen die Tschechoslowakei und insbesondere ihr ehemaliger Ministerpräsident Edvard Beneš als Feindbild konstruiert wurde. Wie Heidemarie Uhl betont, wurden damals in der österreichischen Öffentlichkeit seit langem verankerte antislawische Ressentiments befeuert.⁴⁷ In diesem allgemein aufgeheizten Klima (und als Fortführung zuvor verlaufener Bestrebungen der „Entschädigung“ von „Vertriebenen“) erhielt der Verband der Volksdeutschen Landsmannschaften Österreichs

⁴⁴ Zur „Vielstimmigkeit“ in (vermeintlich) national einheitlichen Erinnerungskulturen siehe Jay Winter: *Sites of Memory and Shadow of War*, in: Astrid Erll/Ansgar Nünning (Hrsg.): *Cultural Memory Studies*, Berlin/ New York 2008, 61–74.

⁴⁵ Siehe Uhl, „Flucht und Vertreibung“.

⁴⁶ Walter M. Iber/Stefan Karner, *Die Restitutions- und Entschädigungsbemühungen der Regierung Schüssel und ihre Rezeption im In- und Ausland*, in: Walter M. Iber/Stefan Karner (Hrsg.), *Schweres Erbe und „Wiedergutmachung“*. Restitution und Entschädigung in Österreich: die Bilanz der Regierung Schüssel, Innsbruck et al. 2015, 91–104, 98.

⁴⁷ Siehe Uhl, „Flucht und Vertreibung“, 158. Zur Debatte siehe außerdem Rathkolb, *Verdrängung und Instrumentalisierung*.

(VLÖ) im Jahr 2002 auf Betreiben der FPÖ eine einmalige Zuwendung von insgesamt sieben Millionen Euro, die ihn bei der Vertretung der Interessen der „Heimatvertriebenen“ unterstützen sollten. Zu einer größeren, nachhaltigen Debatte führten die Unterstützungsmaßnahmen in der Öffentlichkeit jedoch nicht. Auch im darauf folgenden sogenannten „Gedankenjahr“ 2005, als in Deutschland bereits seit mehreren Jahren Debatten rund um die Gründung des „Zentrums gegen Vertreibungen“ die mediale Berichterstattung prägten,⁴⁸ wurden „Flucht und Vertreibung“ und die damit verbundene Zuwanderung von hunderttausenden deutschsprachigen Evakuierten, Geflüchteten und Vertriebenen in der österreichischen Öffentlichkeit nur blitzlichtartig als (leidvolle) Nachkriegssituation unter vielen thematisiert.⁴⁹ Sehr wohl aber bemühten sich damals die Vertriebenenverbände, bei Politiker/innen des Parlaments für mehr Sensibilität gegenüber dem Thema zu sorgen: Damals lud der VLÖ Parlamentarier/innen aller Fraktionen zu so genannten „Gedenkreisen“ in die Herkunftsgebiete seiner Mitglieder ein.⁵⁰

Eine Erklärung für die (bisher) geringe Auseinandersetzung mit dem Thema „Flucht und Vertreibung“ ist wohl das von Martin Schulze Wessel für Deutschland diagnostizierte, aber wohl auch für Österreich geltende „Verlangen der Öffentlichkeit nach einer unzweideutigen Verteilung von Opfern und Tätern“.⁵¹ Der in Deutschland seit den 1990er Jahren stattfindende Perspektivenwechsel von Opfern nationalsozialistischer Politik zu den „eigenen Opfern“ (Bombenopfer, Vertreibungsoffer) ermöglichte dort das Einschreiben von „Flucht und Vertreibung der Deutschen“ in die nationale Erinnerungskultur. Dazu kommt die mit Blick

⁴⁸ Zu „Flucht und Vertreibung“ in der deutschen Erinnerungskultur siehe grundlegend Eva Hahn/Hans-Henning Hahn, *Flucht und Vertreibung*, in: Etienne François/Hagen Schulze (Hrsg.), *Deutsche Erinnerungsorte*, München 2001, 335–351. Nach Maren Röger hat in Deutschland zu Beginn der Nuller Jahre ein regelrechter „Erinnerungsboom“ zum Thema eingesetzt, siehe Maren Röger, *Flucht, Vertreibung und Umsiedlung. Mediale Erinnerungen und Debatten in Deutschland und Polen seit 1989*, Marburg 2011.

⁴⁹ Siehe hierzu ausführlich Katrin Hammerstein, *Gemeinsame Vergangenheit - getrennte Erinnerung? Der Nationalsozialismus in Gedächtnisdiskursen und Identitätskonstruktionen von Bundesrepublik Deutschland, DDR und Österreich*, Göttingen 2017, 452–455.

⁵⁰ Norbert Kapeller, *Parlamentarische Gedenkreisen im Gedenkjahr 2005. Eine österreichische Parlamentarierdelegation blickt auf die ehemalige Donaumonarchie und die Zukunft in einem gemeinsamen Europa*, Freistadt/Wien 2008. Für den Hinweis auf diese Initiative bedanke ich mich sehr herzlich bei Oliver Rathkolb.

⁵¹ Martin Schulze Wessel, Einleitung, in: Martin Schulze Wessel/K. Erik Franzen (Hrsg.), *Opfernarrative, Konkurrenzen und Deutungskämpfe in Deutschland und im östlichen Europa nach dem Zweiten Weltkrieg*, Oldenburg 2012, 1–8, 4. Zur Bedeutung der „Opferthese“ für das nationale Selbstbild Österreichs bis zu Beginn der 1990er Jahre siehe Gerhard Botz, *Geschichte und kollektives Gedächtnis in der Zweiten Republik. „Opferthese“, „Lebenslüge“ und „Geschichtstabu“ in der Zeitgeschichtsschreibung*, in: Wolfgang Kos (Hrsg.), *Inventur 45/55. Österreich im ersten Jahrzehnt der Zweiten Republik*, Wien 1996, 51–85.

auf die fragile Konstruktion/Imagination einer österreichischen Identität nach 1945 heikle Frage, inwiefern die deutschsprachigen Minderheiten in ehemaligen habsburgischen Kronländern zur gegenwärtigen Republik Österreich „gehören“. Diese kratzt an einem bis in die 1980er Jahre ohnehin brüchigen Selbstbild.⁵² Denn „Flucht und Vertreibung“ der deutschen Minderheiten und ihre damit in Verbindung stehende Zuwanderung nach Österreich stellt zu zwei Aspekten österreichischer Vergangenheit unmittelbar Verbindung her (Monarchie und „deutsche Frage“⁵³) und erschwert so die Konstruktion eines widerspruchsfreien österreichischen Selbstbildes. Allein schon auf Grund des Bedürfnisses (vor allem des politisch linken Spektrums) nach Abgrenzung zu diesen beiden Aspekten der österreichischen Geschichte wurde das Thema nie zum Gegenstand breiter Diskussionen, sondern blieb vielmehr, wie es Heidemarie Uhl formuliert, „subkutan“ in den Erinnerungen präsent. Konsequenterweise sei „Flucht und Vertreibung“ in Österreich, so Uhl, ein „Randthema“ geblieben, das in der Öffentlichkeit dem „rechten Aufrechnungsdiskurs“ zugeschrieben und damit abermals anhand von Opfer- und Täter-Kategorien gedeutet werde.

54

Im Jahr 2018, einem multiplen österreichischen Jubiläumsjahr, steht dem Themenkomplex „Flucht und Vertreibung“ bzw. der Ankunft der „Deutschen“ aus Ostmittel- und Südosteuropa in Österreich die Zuweisung eines neuen Ortes in der österreichischen Zeitgeschichte und Debatte bevor: Im „Haus der Geschichte Österreichs“, dessen Eröffnung für November 2018 geplant ist, soll die Migration der deutschsprachigen Bevölkerung von Ostmittel- und Südosteuropa nach Österreich im Zuge der Darstellung des Globalisierungsgeschehens und damit verbunden der Migrations- und Integrationsgeschichte in die museale Erzählung mit aufgenommen werden.⁵⁵ Unter dem migrationsgeschichtlichen Banner wird es damit – ganz im Sinne Ohligers – möglich, über „Flucht und Vertreibung“ jenseits von Identifizierungen

⁵² Siehe hierzu im Detail Ernst Bruckmüller, *Nation Österreich. Kulturelles Bewusstsein und gesellschaftlich-politische Prozesse*, Wien ²1996.

⁵³ Zur umfassenden Auseinandersetzung mit der Geschichte deutsch(national)en Bewusstseins in Österreich und Darstellung unterschiedlicher Standpunkte dazu siehe Gerhard Botz/Gerald Sprengnagel (Hrsg.), *Kontroversen um Österreichs Zeitgeschichte. Verdrängte Vergangenheit, Österreich-Identität, Waldheim und die Historiker*, Frankfurt/New York ²2008.

⁵⁴ Uhl, „Flucht und Vertreibung“, 158.

⁵⁵ Siehe Oliver Rathkolb (Hrsg.), *Umsetzungsstrategie für das Haus der Geschichte Österreich – Ideen und Entwürfe des Internationalen Wissenschaftlichen Beirates*, Wien 2015, 55.

von vermeintlich ausschließlichen „Opfern“ und „Tätern“ in Nationalsozialismus, Krieg und Nachkrieg zu sprechen.

Der Mehrwert von Oral History

Bei der Suche nach Interviewpartner/innen war es wie bereits erwähnt ein zentrales Anliegen, neben in Landsmannschaften und Heimatkreisvereinen Engagierten auch Personen zu interviewen, die in Vorgesprächen angaben, sich nicht mit ihren Herkunftskontexten zu identifizieren. Hierdurch sollte ein bereits in der Zusammensetzung des Samples begründeter Bias vermieden und Deutungen der Migrationserfahrung erschlossen werden, die sich abseits des bereits ausgetretenen Pfades an Vergangenheitsdeutungen aus dem Umfeld der Vertriebenenorganisation bewegen.⁵⁶

Eine solche Erweiterung des Quellenmaterials auf Personen, die sonst keine (Selbst)zeugnisse hinterlassen hätten, war seit jeher ein zentrales Anliegen der Oral History. Ihren Anfang nahm die zunächst aus den Sozialwissenschaften in die Geschichtswissenschaft transferierte Methode im deutschsprachigen Raum in den 1970er Jahren,⁵⁷ damals im Zuge des geschichtswissenschaftlichen Perspektivenwechsels und dem damit verbundenen aufkommenden Interesse an einer Alltagsgeschichte der gemeinen Bevölkerung, die in der Geschichtsschreibung bis dahin nur rudimentär berücksichtigt worden war.⁵⁸ Das erste große, wissenschaftlich fundierte Oral History-Projekt im deutschsprachigen Raum, dessen Ergebnisse auch publiziert wurden, war das Projekt „Lebensgeschichte und Sozialkultur im

⁵⁶ Zu Varianten dieser Geschichtsnarrative und Deutungskämpfen innerhalb der Organisationen in Deutschland siehe Volker Zimmermann, *Geschichtsbilder sudetendeutscher Vertriebenenorganisationen und "Gesinnungsgemeinschaften"*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 53 (2005) 10, 912–924; außerdem Volker Zimmermann, *Sudetendeutsche Perspektiven auf den Nationalsozialismus. Einstellungen und Wertungen der NS-Zeit bis heute*, in: Monika Glettler/Lubomír Lipták/Alena Míšková (Hrsg.), *Geteilt, besetzt, beherrscht. Die Tschechoslowakei 1938–1945: Reichsgau Sudetenland, Protektorat Böhmen und Mähren, Slowakei*, Essen 2004, 229–248.

⁵⁷ Ich beschränke mich im Folgenden auf die Entwicklung der Oral History in Deutschland und Österreich. Im europäischen Vergleich erfolgte diese aber relativ spät. In Großbritannien etwa haben Interviewprojekte eine längere Tradition, so hat etwa der britische Sozialforscher und Journalist Henry Mayhew bereits Mitte des 19. Jahrhunderts mit Hilfe von Interviewprojekten sozialhistorische Themen bearbeitet. Siehe Wolfgang Meixner/Eva Pfanzelter, *Oral History in den Geschichtswissenschaften: Zwischen Folklore, Elitenforschung und Archivierungsbedürfnis*, in: Yvonne Gächter/Christine Engel (Hrsg.), *Erzählen - Reflexionen im Zeitalter der Digitalisierung. Storytelling - reflections in the age of digitalization*, Innsbruck 2008, 79–97, 79.

⁵⁸ Hierzu u. v. a. Lutz Niethammer, *Oral History in der deutschen Zeitgeschichte*. Lutz Niethammer im Gespräch mit Veronika Settele und Paul Nolte, in: *Geschichte und Gesellschaft* 43 (2017) 1, 110–145.

Ruhrgebiet 1930-1960“ (LUSIR) zu Beginn der 1980er Jahre. Unter der Leitung von Lutz Niethammer wurden über 350 Interviews aufgezeichnet und ausgewertet.⁵⁹ Das Ergebnis widersprach bis dato gängigen historischen Erzählungen über die Rolle der Arbeiterschaft im Nationalsozialismus grundsätzlich und prägte damit nachhaltig die deutsche Forschungslandschaft.⁶⁰ Bis heute sind Irritation und Widerspruch zu gängigen Vergangenheitsnarrationen eine Kernkompetenz von Arbeiten, die auf mündlich erfragten Lebensgeschichten basieren.

In Österreich wurde das erste geschichtswissenschaftlich ausgerichtete und systematisch angelegte Oral History-Projekt Mitte der 1970er Jahre durchgeführt. Im sogenannten „Ottenschlag-Projekt“, das quantitative mit qualitativen Methoden kombinierte, sollte mit Hilfe der Befragung der Bevölkerung eines niederösterreichischen Ortes nachgezeichnet werden, welche Rolle sie beim Übergang vom nationalsozialistischen System in die Politik in der sowjetischen Besatzungszone gespielt hatte.⁶¹ Seit den 1980er Jahren erfolgte eine systematische Auseinandersetzung mit Chancen und methodischen Herausforderungen in Oral History-Projekten, die zu diesem Zeitpunkt bereits übers ganze Land verstreut existierten. Eine im Mai 1984 in Wien abgehaltene Tagung sollte „erstmalig Gelegenheit [bieten], praktische Erfahrungen über laufende Forschungen auszutauschen, denen die Verwendung des Erinnerungsinterviews gemeinsam ist.“⁶² In den 1990er Jahren entstanden in Österreich wie Deutschland schließlich eine Vielzahl an Dokumentations- und Forschungsprojekten, die lebensgeschichtliche Interviews aufzeichneten und zum Teil auch auswerteten. Vor allem die Zeit des Nationalsozialismus betreffende Fragestellungen sollten Oral History als (wenn auch häufig kritisierte) geschichtswissenschaftliche Methode in den

⁵⁹ Lutz Niethammer (Hrsg.), *Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930–1960*, 3 Bände, Berlin/Bonn 1983–1986.

⁶⁰ Eine kritische Auseinandersetzung mit dem LUSIR-Projekt und Oral History als Methode in den 1980ern findet man bei Franka Maubach, *Freie Erinnerung und mitlaufende Quellenkritik. Zur Ambivalenz der Interviewmethoden in der westdeutschen Oral History um 1980*, in: *BIOS* 26 (2013) 1, 28–52.

⁶¹ Leider sind die Ergebnisse dieses Projekts aus unterschiedlichen Gründen nie veröffentlicht worden. Über das Projekt siehe Regina Fritz, *Die Anfänge der Oral History in Österreich. Das Ottenschlag-Projekt (1974) zum Kriegsende im Waldviertel*, in: Bertrand Perz/Ina Markova (Hrsg.), *50 Jahre Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien 1966–2016*, Wien 2017, 270–284.

⁶² *Oral History-Projekte in Österreich. Dokumentation einer Arbeitstagung am IWK (5.-6. Mai 1984)*, Wien 1984. Thematisch spannte sich der Rahmen damals von Projekten zur Frauen- und Geschlechtergeschichte, die Sozialgeschichte des ländlichen oder urbanen Raums, Arbeitergeschichte, Geschichte des Widerstands gegen den Nationalsozialismus bis hin zu lebensgeschichtlichen Interviews mit NS-Opfern. Im gleichen Jahr erschienen und damals für Österreich bahnbrechend: Gerhard Botz/Josef Weidenholzer (Hrsg.), *Mündliche Geschichte und Arbeiterbewegung. Eine Einführung in Arbeitsweisen und Themenbereiche der Geschichte "geschichtsloser" Sozialgruppen*, Wien 1984.

folgenden Jahrzehnten etablieren.⁶³ Vielfach geschah dies in entschädigungs- oder anderen erinnerungspolitischen Kontexten, Vermittlungsarbeit in NS-Gedenkstätten und allgemein in der Politischen Bildung.⁶⁴ Gerade im Zuge der sukzessiven Annahme der Mitverantwortung im Laufe der 1990er Jahre gab es immer mehr Forschungsprojekte zu Kriegs- und NS-Erfahrungen der österreichischen Mehrheitsbevölkerung, die hauptsächlich mit lebensgeschichtlichen Interviews als Quellen arbeiteten.⁶⁵ In diesen zeigte sich, dass – mehr noch als in Studien, die auf anderen Quellen basieren – das Weiterleben der Vergangenheit in den historischen Subjekten vielfältig und an soziale wie diskursive Rahmenbedingungen gebunden bzw. in diese eingebunden ist.⁶⁶ Diese Feststellung allein reicht aber nicht für einen kritischen Umgang mit lebensgeschichtlichen Interviews als historische Quelle aus. Vielmehr muss es – wie bei jeder anderen Quelle auch – darum gehen, das Erzählte im Kontext seiner Entstehungsbedingungen zu interpretieren und plausible Deutungen frei zu legen.

⁶³ Neben dem LUSIR-Projekt muss hier das Projekt über Krieg und Nationalsozialismus im Familiengedächtnis unter der Leitung des Sozialpsychologen Harald Welzer genannt werden: Harald Welzer/Olaf Jensen/Sabine Moller/Karoline Tschuggnall, "Opa war kein Nazi". Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt am Main 2002.

⁶⁴ In Österreich gilt das für das Mauthausen Survivors Documentation Project (MSDP), das vom Bundesministerium für Inneres finanziert wurde und in den Jahren 2002/03 rund 860 Interviews mit Überlebenden des Konzentrationslagers Mauthausen in 23 Ländern aufzeichnen konnte, siehe Gerhard Botz/Brigitte Halbmayr/Helga Amesberger, "Zeitzeugen und Zeitzeuginnenprojekt Mauthausen" (Mauthausen Survivors Documentation Project – MSDP). Genese, Projektstruktur und erste Ergebnisse, in: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hrsg.), Jahrbuch 2004. Schwerpunkt Mauthausen, 30–67. Ein ähnliches Design hatte das Projekt „Dokumentation lebensgeschichtlicher Interviews mit ehemaligen Sklaven- und Zwangsarbeitern“, das von der deutschen Stiftung „Erinnerung, Verantwortung, Zukunft“ finanziert und in dessen Rahmen 2005 und 2006 600 Interviews mit Überlebenden nationalsozialistischer Zwangsarbeit aufgezeichnet wurden, siehe Alexander von Plato/Almut Leh/Christoph Thonfeld (Hrsg.), Hitlers Sklaven. Lebensgeschichtliche Analysen zur Zwangsarbeit im internationalen Vergleich, Wien 2008.

⁶⁵ Helga Embacher/Albert Lichtblau/Günther Sandner (Hrsg.), Umkämpfte Erinnerung. Die Wehrmachtsausstellung in Salzburg, Salzburg 1999; Gerhard Botz (Hrsg.), Schweigen und Reden einer Generation. Erinnerungsgespräche mit Opfern, Tätern und Mitläufern des Nationalsozialismus, Wien 2005; Ela Hornung, Warten und Heimkehren. Eine Ehe während und nach dem Zweiten Weltkrieg, Wien 2005; Margit Reiter, Die Generation danach. Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis, Innsbruck 2006; Maria Pohn-Weidinger, Heroisierte Opfer. Bearbeitungs- und Handlungsstrukturen von "Trümmerfrauen" in Wien, Wiesbaden 2013.

⁶⁶ Zu sozialen Zusammenhängen von Reden und Schweigen in Interviews mit Mitläufer/innen in Österreich siehe Waltraud Kannonier-Finster/Meinrad Ziegler, Österreichisches Gedächtnis. Über Erinnern und Vergessen der NS-Vergangenheit, Wien/Köln/Weimar 1993.

Kontaktaufnahme, Samplebildung und Interviewführung

Ein entscheidendes Merkmal, das vorliegende Studie von anderen über subjektive Erinnerung und Tradierung von „Flucht und Vertreibung“ unterscheidet, ist, dass die zu Interviewenden weder über landsmannschaftliche Organisationen noch im Schneeballsystem (d.h. anhand bereits existierender Netzwerke) kontaktiert wurden.⁶⁷ Auf eine im Februar 2012 in den österreichischen Tageszeitungen „Die Presse“, „Wiener Zeitung“ und „Kurier“ sowie der (im Raum Wien erhältlichen) Postwurfsendung „Wiener Bezirkszeitung“ veröffentlichte Anzeigen unter dem Titel „Die ersten Migranten der Zweiten Republik: Zeitzeugen gesucht“ meldeten sich insgesamt 43 Personen, die zum Projekt beitragen und ihre Lebensgeschichte erzählen wollten.⁶⁸ Telefonisch stellte ich den Anrufer/innen das Forschungsprojekt vor, erkundigte mich nach ihren Erwartungen, fragte nach biographischen Eckdaten und versuchte, einen ersten Eindruck von der jeweiligen Integration der Migrationserfahrung in die Lebensgeschichte zu bekommen. Die Telefonate dauerten zwischen zehn Minuten und über einer Stunde und wurden protokolliert. 34 der 43 Anrufer/innen entsprachen in der Folge meinem (vorläufigen) Suchprofil, das zunächst allgemein auf Angehörige deutscher Minderheiten in ostmittel- und südosteuropäischen Ländern zielte, die zwischen 1940 und 1947 nach Österreich gekommen waren.⁶⁹

	Jugoslawien	Tschechoslowakei	Rumänien	Ungarn	Gesamt
Männer	7	6	0	1	14
Frauen	9	10	1	0	20

⁶⁷ Das „Schneeballsystem“ hat etwa Susanne Greiter in ihrer Studie über das Familiengedächtnis an Flucht und Vertreibung verwendet, siehe Greiter, Flucht und Vertreibung, 78-80. Alexander von Plato und Pascal Maeder haben in ihren Arbeiten Sekundärauswertungen von Interviews vorgenommen, die im Rahmen thematisch anders fokussierter Projekte in den 1980er Jahren aufgezeichnet wurden: Maeder, Forging a new Heimat; Plato, Alte Heimat; ähnlich auch Lehmann, Im Fremden.

⁶⁸ Für ihre Unterstützung bei der Suche nach InterviewpartnerInnen bedanke ich mich bei Alexandra Laubner (bz), Georg Markus (Kurier), Andrea Reisner (Wiener Zeitung) und Hans Werner Scheidl (Die Presse).

⁶⁹ Andere Gesprächspartner/innen waren „Reichsdeutsche“, die zwischen 1938 und 1945 nach Österreich migriert und nach Kriegsende dort geblieben waren, aber auch ein Belgier sowie eine ehemalige Zwangsarbeiterin aus der Ukraine, die nach Kriegsende in Österreich geblieben war.

Gesamt	16	16	1	1	34
---------------	-----------	-----------	----------	----------	-----------

Tabelle 1: Rückmeldungen auf die Zeitzeugenaufrufe, mit denen zur Vorbereitung der lebensgeschichtlichen Interviews Telefoninterviews geführt wurden

Die Auswahl der Interviewpartner/innen erfolgte einerseits mit dem Ziel, eine möglichst große Heterogenität hinsichtlich der Rolle zu erreichen, die der Migrationserfahrung in der Lebensgeschichte zugeschrieben wird. Andererseits sollten die Tschechoslowakei und Jugoslawien als häufigste Herkunftsländer der Zwangsmigrant/innen in Österreich vorrangig berücksichtigt werden. Dieses Vorgehen war zudem sinnvoll, da sonst die Migrationsbedingungen und ihre historische Kontextualisierung hinsichtlich der Auswertung der Interviews zu vielfältig und komplex geworden wären. Trotz aller Unterschiede hinsichtlich ihrer Migrationsbedingungen war allen im Rahmen des Projekts interviewten Evakuierten, Geflüchteten und Vertriebenen gemeinsam, dass die (Zwangs-)Migration (ob freiwillig oder unfreiwillig) dauerhaft angelegt war und sie nicht wieder in ihre Herkunftskontexte zurückkehren konnten oder wollten.

	Jugoslawien	Tschechoslowakei	Rumänien	Ungarn	Gesamt
Männer	2	2	0	1	5
Frauen	4	3	1	0	8
Gesamt	6	5	1	1	13

Tabelle 2: Aufteilung der Interviewpartner/innen nach Geschlecht und Geburtsland

Insgesamt habe ich 13 Personen, im Regelfall an je zwei Interviewterminen interviewt: Die Dauer der Interviews betrug zwischen drei und sieben Stunden. Der Großteil der Interviewten stammte aus der Tschechoslowakei und Jugoslawien. Mit zwei Personen, die sich auf den

Aufruf gemeldet hatten und nicht aus der Tschechoslowakei oder Jugoslawien stammten, habe ich trotz meiner Fokussierung auf diese beiden Länder mit Blick auf eine möglichst große Heterogenität an Deutungen dennoch Interviews geführt. Der Grund für die Auswahl war, dass beide „Zeitzeug/innen“ Indifferenz gegenüber einer möglichen Identifikation als „Vertriebene“ zeigten (auch wenn dies hinsichtlich ihrer Involvierung in die Ereignisse möglich gewesen wäre) und in ihrem Leben nie Kontakt zu Vertriebenenorganisationen gesucht hatten.⁷⁰

Ein wesentlicher Einflussfaktor auf die Inhalte der autobiographischen Erzählung war das Alter der Interviewten und – damit verbunden – ihre Generationenzugehörigkeit. Von den 13 Interviewten wurde eine Interviewte 1919 geboren, sie ist mit Abstand die älteste Interviewpartnerin, hatte zum Zeitpunkt der Emigration in Slawonien bereits eine Berufsausbildung abgeschlossen und war verlobt. Die zweitälteste Interviewpartnerin (Jahrgang 1925) war bereits als Jugendliche in nationalsozialistischen Organisationen aktiv und arbeitete während des Krieges in ihrer Herkunftsregion als Deutschlehrerin. Ein anderer Interviewpartner war 1928 geboren und wurde in den letzten Kriegstagen zur Wehrmacht eingezogen. Der Großteil der Interviewten (sieben) waren Angehörige der Jahrgänge 1930 bis 1937 und hatten zum Teil noch sehr lebhaftes, episodisch dargestellte Kindheitserinnerungen in der Herkunftsregion. Drei Interviewte, hatten nur bruchstückhafte, auf Nachfragen nicht klar beantwortbare Erinnerungen an ihre Kindheit. Ihre Erinnerungen an das Leben in der Herkunftsregion und die Zwangsmigration speisten sich vor allem aus den Erzählungen ihrer Eltern und des übrigen sozialen Umfelds.⁷¹ Für die Fragestellung der vorliegenden Arbeit haben ihre Erzählungen aber trotzdem Belang. Schließlich geht es um die Tradierung von Erfahrungen – ganz unabhängig davon, ob diese tatsächlich gemacht wurden oder nicht.

Um meinen Interviewpartner/innen einerseits möglichst viel Raum zu geben, „ihre“ Geschichte frei zu strukturieren und inhaltlich zu gestalten, andererseits aber trotzdem bestimmte, für mein Forschungsinteresse relevante Themenbereiche abdecken zu können, vereinbarte ich mit meinen Interviewpartner/innen wie bereits erwähnt in der Regel jeweils zwei Termine. Beim ersten Termin habe ich eine möglichst offene, neutrale Eingangsfrage

⁷⁰ Interview der Autorin mit Catherine P., geführt am 15. und 30. März 2012; Interview der Autorin mit Imre V., geführt am 16. Juli und 10. September 2012.

⁷¹ Eine literarische Bearbeitung findet man bei Rosemarie Bovier, *Heimat ist das, wovon die anderen reden. Kindheitserinnerungen einer Vertriebenen der zweiten Generation*, Göttingen 2014.

gestellt und sie dazu aufgefordert, ihre Lebensgeschichte zu erzählen. So war es möglich, die Geschichte mit so wenig verbaler Intervention meinerseits wie nur möglich zu erzählen. Dieser Einstieg räumte den Interviewten die Möglichkeit ein, Struktur und Inhalte ihrer biographischen Erzählung zunächst frei zu wählen.⁷² Im Anschluss habe ich Verständnisfragen gestellt und allfällige punktuelle Unklarheiten geklärt. Zur Vorbereitung auf den zweiten Termin recherchierte ich die jeweiligen biographischen Kontexte und entwickelte auf dieser Basis einen Fragenkatalog, der dazu diente, fehlende oder zusätzliche Informationen zu bekommen sowie über Widersprüche und Ungereimtheiten in der Erzählung zu sprechen. Ein besonderes Augenmerk wurde zudem auf jene Lebensbereiche gelegt, die beim ersten Termin noch wenig erwähnt wurden (etwa die berufliche Laufbahn oder Familiengründung) sowie auf Fragen, die episodische Darstellungen evozieren (zum Beispiel ob sie sich an den Tag erinnern können, an dem ihre Familien aufgefordert wurden, das Land zu verlassen). Wenn möglich, habe ich mir das Leben im Herkunftsort anhand von Ortsplänen erklären lassen, die die Interviewten entweder schon beim Erstgespräch vorbereitet hatten oder die ich in der Vorbereitung zum Zweitgespräch recherchierte. Diese Methode sollte die „Raumerinnerung“⁷³ der Interviewten stimulieren und den Schilderungen über das Zusammenleben im Ort zusätzliche Anhaltspunkte verleihen. Die Kombination aus einem biographisch narrativen Interviewteil und einem an der Biographie der Person orientierten Leitfadenterview hatte den Vorteil, dass den Interviewten die Möglichkeit gegeben wurde, die „Kulturform“ (Niethammer) bzw. „Textsorte“ (Wierling) in der sie ihr Leben erzählen, selbst zu wählen.⁷⁴ Auf Basis intensiver Vorbereitung des Zweitgesprächs, das in Form eines

⁷² Dieser Einstieg zu dem aus drei Teilen bestehende Typus des „lebensgeschichtlichen Interviews“ wurde im Rahmen des Projekts „Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet“ entwickelt und findet in der deutschsprachigen Oral History bis heute (in unterschiedlichen Varianten) Verwendung, siehe Niethammer, Oral History in der deutschen Zeitgeschichte; sowie Lutz Niethammer, Fragen – Antworten – Fragen: methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History, in: Lutz Niethammer/Alexander von Plato (Hrsg.), "Wir kriegen jetzt andere Zeiten". Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern, Berlin 1985, 392–433. Dorothee Wierling bezeichnet diese dreistufige Interviewmethode als „biographisches Interview“, siehe Dorothee Wierling, Oral History, in: Michael Maurer (Hrsg.), Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft, Stuttgart 2003, 81–151, 110–112.

⁷³ Franka Maubach hat in ihrer Dissertation gezeigt, dass das Konzept der „Raumerinnerung“ für die Stimulation sowie die räumliche und zeitliche Verortung von Erinnerungen äußerst nützlich ist. Siehe Franka Maubach, Die Stellung halten. Kriegserfahrungen und Lebensgeschichten von Wehrmachthelferinnen, Göttingen 2009.

⁷⁴ So beschreibt Lutz Niethammer den Zweck dieses ersten Teils, siehe Niethammer, Oral History in der deutschen Zeitgeschichte, 122. Dorothee Wierling spricht mit Blick auf das gleiche Phänomen von unterschiedlichen „Textsorten“, in deren Wahl sich offenbare, „wie der Interviewte die für ihn meist ungewohnte Kommunikationssituation versteht bzw. wie er dieses setting zu definieren wünscht“ und führt als Beispiele für solche Textsorten Beichte, Bewerbung, Psychotherapie und Verhör an. Siehe Wierling, Oral History, 115–117.

assoziativen Leitfadeninterviews stattfand, konnte gewährleistet werden, dass alle im Leitfragenkatalog relevanten Themen behandelt wurden.⁷⁵

Der Mehrwert der Verwendung von Oral History gegenüber anderen Ego-Dokumenten, bei denen keine Intervention von Seiten der Historiker/innen möglich ist, liegt (unter anderem) im zweiten Interviewteil: In diesem kommt es zu einer Konfrontation der Interviewten mit Auslassungen und Widersprüchen ihrer bisherigen Erzählung, mit Themen, die sie umgangen hatten und alternativen Erzählweisen. Ziel der dialogischen Interventionen ist es, die Interviewten von der von ihnen (bewusst oder unbewusst) gewählten Kulturform autobiographisch-mündlichen Erzählens abzubringen, Irritation entstehen zu lassen und sie auf Fragen, Aussagen und die Herstellung von Zusammenhängen reagieren zu lassen, wie sie diese bis dahin vielleicht noch nie gehört hatten. Gerade die erwähnte Verwendung von Orts- und Stadtplänen stimulierte die Erinnerung der Interviewten immens und ermöglichte mir als Interviewerin zudem, Themen anzusprechen oder Irritationen auszusprechen, die ich ohne diese vielleicht nicht so konkret hätte formulieren können (das galt vor allem für Fragen zum Zusammenleben der gemischtsprachigen Dorfbevölkerung). Die meisten Interviewten hatten für das Gespräch auch Fotos vorbereitet (oder begannen im Laufe des Interviews welche zu suchen). Zum Teil setzten sie diese zu Illustrationszwecken während des Interviews ein, zum Teil montierten sie mittels der Fotos (und manchmal von Fotoalben) eine zweite, alternative Geschichte zu bestimmten Themen in ihrer Lebensgeschichte. Manchmal ermöglichte ihnen aber auch erst das Verwenden der Fotografie, bestimmte Aspekte überhaupt zu erwähnen oder stellte diese in einen neuen Zusammenhang.⁷⁶ Im Anschluss an jedes Gespräch fertigte ich ein Protokoll an, das bei der Auswertung berücksichtigt wurde, auf dessen Basis die nonverbale Kommunikation und andere, das Interview beeinflussende Faktoren (wie zum Beispiel anwesende Dritte oder Zeitdruck) bei der Interpretation berücksichtigt werden konnten.

⁷⁵ Bei der Kombination zweier Interviewphasen habe ich mich am Interviewer/innen-Manual des Mauthausen Survivors Documentation Project (MSDP) orientiert, dem bisher größten anhand wissenschaftlicher Kriterien systematisch aufgebauten Oral History-Projekt in Österreich. Siehe Mauthausen Survivors Documentation Project (Hrsg.), Schulungsrichtlinien für Interviewer und Interviewerinnen. Workshop und Trainingsseminar, 3. bis 9. März 2002.

⁷⁶ Über die Fähigkeit von Bildern, die Erzählung eines lebensgeschichtlichen Interviews nicht nur detaillierter werden zu lassen, sondern auch alternative Erzählungen zu provozieren, siehe Alexander Freund/Angela Thiessen, Mary Brockmeyer's Wedding Picture: Exploring the Intersection of Photographs and Oral History Interviews, in: Alexander Freund/Alistair Thomson (Hrsg.), Oral history and photography, Basingstoke/New York 2011, 27–44.

Die Auswertung der Interviews: Kritische Hermeneutik und narratologische Sequenzanalyse

Bei der vollständigen und wortgetreuen Transkription der Interviews wurden im Sinne der Nähe zum gesprochenen Text metasprachliche Äußerungen, Wort- und Satzabbrüche mit verschriftlicht.⁷⁷ Für die Auswertung wurden die Volltranskripte der Interviews in einem ersten Schritt thematisch codiert. Bei Bedarf habe ich hinsichtlich der Interpretation unklare Stellen nachgehört. Denn es darf natürlich nicht vergessen werden, dass Transkriptionen – auch wenn man sich noch so sehr ihrer Regelmäßigkeit und Transparenz bemüht – eine Verschriftlichung gesprochener Sprache sind und damit bereits eine Interpretation des Gesagten darstellen.⁷⁸ Nach der thematischen Codierung wurden Sequenzen zu jenen Themen, von denen sich in der Folge herausstellte, dass sie am häufigsten vorkamen und/oder am latentesten im Interview verhandelt wurden, detailliert sequenzanalytisch untersucht.

Die Auswertung erfolgte in zwei Durchgängen: Erstens wurden alle Transkripte im Sinne einer „kritischen Hermeneutik“ gelesen, wie Christian Geulen und Karoline Tschuggnall jene Methode im Umgang mit Oral History genannt haben, bei der es darum geht „zum Tragen kommende Strategien der biographischen Sinnbildung“ offen zu legen.⁷⁹ Für eine solche kritisch-hermeneutische Lektüre der Interviews sollte meiner Auffassung nach jedoch nicht nur der Verweis auf latente Sinnstrukturen gehören, sondern auch eine von Aleida Assmann beschriebene Lektürestrategie, die dazu dient, nicht ausschließlich „harmoneutisch“ zu verfahren, sondern auch „das zu markieren, was in jeder totalisierenden Gesamtdeutung beseitigt und aufgehoben wird: das Sperrige, das Widersprüchliche, das Unvereinbare.“⁸⁰ In diesem Sinn habe ich bei der kritisch-hermeneutischen Lektüre Auslassungen, Wortabbrüche und von den Interviewten vorgenommene (und als solche identifizierbare) Tabuisierungen besondere Aufmerksamkeit geschenkt.

⁷⁷ Die Transkriptionen wurden nach vorgegebenen Standards von Alina Strmljan, Thomas Rennert, Birgit Hofstetter und Tabea Schroer angefertigt, denen ich an dieser Stelle ganz herzlich für die gute Zusammenarbeit danken möchte. Die für dieses Projekt verwendeten Transkriptionsstandards befinden sich im Anhang.

⁷⁸ Siehe u. a. Rudolf Schenda, *Von Mund zu Ohr. Bausteine zu einer Kulturgeschichte volkstümlichen Erzählens in Europa*, Göttingen 1993, 259–260.

⁷⁹ Christian Geulen/Karoline Tschuggnall, Einleitung, in: Christian Geulen/Karoline Tschuggnall (Hrsg.), *Aus einem deutschen Leben. Lesarten eines biographischen Interviews*, Tübingen 2000, 7–16, 15.

⁸⁰ Aleida Assmann, *Im Dickicht der Zeichen*, Berlin 2015, 301

Ausgehend von der Forderung Lynn Abrams', auf Grund der „narrative nature of oral sources“ Werkzeuge von Narratolog/innen zu verwenden, um diese zu entschlüsseln (unpack)⁸¹, habe ich die ausgewählten Sequenzen zweitens anhand narratologischer Kategorien analysiert. Darunter fallen die „Motivierung“ des narrativen Textes (im vorliegenden Fall Erzählsequenzen in den Interviews), anhand welcher dargestelltes Geschehen in einen Sinnzusammenhang integriert wird;⁸² „narrative Adressaten“⁸³ einzelner Erzählsequenzen und des gesamten Interviews; das Verhältnis von Erzählzeit und erzählter Zeit in einzelnen Episoden;⁸⁴ Anekdoten und Witze als Form der Kommunikation und Zuschreibung von Deutungszusammenhängen;⁸⁵ sowie die Verwendung von „Diskursmarkern“⁸⁶ in der Erzählung und ihre Bedeutung. Das Ziel einer solchen narratologischen Analyse liegt allerdings nicht allein darin zu klären, welche Stilelemente die Interviewten in ihrer Erzählung verwendeten, sondern vielmehr in der Benennung der (narrativen) Rahmenbedingungen, welche die Tradierung von Erzählinhalten prägen.⁸⁷

Neben dem „narrativen Text“⁸⁸ ist die Interaktion zwischen den während des Interviews anwesenden Personen (Interviewende und Interviewte, aber auch anderen Personen wie während des Interviews anwesende Familienangehörige etc.) ein zentraler Faktor für die Interpretation.⁸⁹ So zeigte sich auch in den von mir geführten Interviews, dass etwa meine soziale Position als (aus Sicht der Interviewten) junge, im Moment des Interviews ihrem

⁸¹ Lynn Abrams, *Oral history theory*, London 2010, 21.

⁸² Matías Martínez/Michael Scheffel, *Einführung in die Erzähltheorie*, München 2012, 111-115. Markus Arnold bezeichnet diese Herstellung von Begründungszusammenhängen als eine der zentralen Eigenschaften von Erzählungen, siehe Markus Arnold, *Erzählen. Die ethisch-politische Funktion narrativer Diskurse*, in: Markus Arnold (Hrsg.), *Erzählungen im Öffentlichen. Über die Wirkung narrativer Diskurse*, Wiesbaden 2012, 17-63, 18.

⁸³ Gérard Genette, *Die Erzählung*, Paderborn 2010, 186 ff. Da „narrative Adressaten“ an dieser Stelle als Zitat angeführt ist, entfällt das Gendern. Dennoch sind natürlich weibliche und männliche (sowie kollektive) Adressaten gleichermaßen gemeint.

⁸⁴ Martínez u. a., *Einführung in die Erzähltheorie*, 32-34.

⁸⁵ Monika Fludernik, *Towards a 'natural' narratology*, London/New York 1996, 81-85.

⁸⁶ Deborah Schiffrin, *Discourse markers*, Cambridge, UK/New York 1987.

⁸⁷ Siehe hierzu auch Mieke Bal, *Narratology. Introduction to the theory of narrative*, Toronto 2009, 75. An dieser Stelle möchte ich mich ausdrücklich bei Mieke Bal bedanken, die mich im Rahmen mehrerer Treffen während ihres Gastaufenthalts an der Universität Graz im Sommer 2010 dazu motiviert hat, narratologische Methoden bei der Analyse lebensgeschichtlicher Interviews zu verwenden.

⁸⁸ Nach Mieke Bal ist ein narrativer Text „a text in which an agent or a subject conveys to an addressee a story in a particular medium, such as language, imagery, sound, buildings, or a combination of thereof.“ Bal, *Narratology*, 5.

⁸⁹ Ulrike Jureit und Karin Orth haben zwischen dem „Beziehungsaspekt“ und dem „Inhaltsaspekt“ in einem Interview unterschieden, siehe Ulrike Jureit/Karin Orth, *Überlebensgeschichten. Gespräche mit Überlebenden des KZ-Neuengamme*, Hamburg 1994, 153-163.

Beruf nachgehende Frau unterschiedliche Reaktionen in der Erzählung hervorrief. Mitunter wurde dadurch ein Differenzgefühl hinsichtlich Generationenzugehörigkeit und Geschlechterrollenmodellen ausgelöst. Aber es gab auch biographische Anknüpfungspunkte, die diese (gefühlte) Differenz wieder kleiner werden ließen: Etwa dann, wenn mich die Interviewpartner/innen nach meinem familiären Hintergrund oder der Herkunft meines Nachnamens fragten, erzählte ich ihnen von der Migrationsgeschichte meiner Großeltern⁹⁰ – ein Gesprächsteil, der meinem Empfinden nach hinsichtlich der Ähnlichkeiten mit ihren Lebensgeschichten (meine Großeltern mussten Serbien verlassen, weil sie während des Krieges auf der Seite der Deutschen gestanden bzw. für diese gekämpft hatten) oft eine vertrauensbildende Funktion hatte.

Bereits Pierre Bourdieu hat auf derartige „soziale Effekte“ und deren Einfluss auf Dynamik und Inhalte von Interviews hingewiesen sowie Möglichkeiten aufgezeigt, diese so gering wie möglich zu halten.⁹¹ Nicht nur die direkte Interaktion im Vorfeld und während des Interviews spielen dabei eine Rolle, sondern auch etwa die Herkunftsmilieus der Interviewenden und Interviewten. Neben Unterschieden hinsichtlich der Milieuzugehörigkeit sind auch noch Alter und Geschlecht wesentliche Einflussfaktoren auf die Interaktion von Interviewer/innen und Interviewten und damit auch darauf, was wie erzählt wird.⁹² Auch ob der/die Interviewer/in eigene biographische Beziehung zum Rahmenthema des Interviews hat, kann für die interviewte Person relevant sein. Die Interaktion zwischen Interviewerin und Interviewten habe ich bei der Interpretation einzelner Sequenzen berücksichtigt. An mehreren Stellen in der Arbeit gehe ich auf diese explizit ein. Was in lebensgeschichtlichen Interviews erzählt wird, ist dabei nicht nur ein Ergebnis der aufgeschichteten Erfahrungen der Interviewten, ihrer Tagesverfassung und aktuellen Ereignissen in ihrem Leben, von medialen Einflüssen und dem

⁹⁰ Mein Großvater stammte aus Südrussland und floh nach dem Russischen Bürgerkrieg als Kosake nach Serbien. Dort lernte er meine Großmutter kennen. Nach der deutschen Machtübernahme schloss er sich einer Kosakeneinheit der Wehrmacht an. Gegen Kriegsende flüchteten die beiden in die „Ostmark“, wo 1949 mein Vater zur Welt kam.

⁹¹ Pierre Bourdieu, Verstehen, in: Pierre Bourdieu et al., Das Elend der Welt, Konstanz 2010, 393–429.

⁹² Siehe hierzu Michael Pollak, Die Grenzen des Sagbaren. Lebensgeschichten von KZ-Überlebenden als Augenzeugenberichte und als Identitätsarbeit, Frankfurt am Main/Wien 1988, 163-172; Waltraud Kannonier-Finster/Meinrad Ziegler, Soziale Formen des Schweigens bei Michael Pollak. Eine sekundäre Analyse der "Grenzen des Sagbaren", in: Heinrich Berger (Hrsg.), Politische Gewalt und Machtausübung im 20. Jahrhundert. Zeitgeschichte, Zeitgeschehen und Kontroversen, Festschrift für Gerhard Botz, Wien 2011, 501–513; Ulrike Jureit, Erinnerungsmuster. Zur Methodik lebensgeschichtlicher Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager, Hamburg 1999, 35.

Setting des Interviews.⁹³ Hinzu kommt auch noch die Art der ersten Kontaktaufnahme und das darin formulierte Forschungsinteresse, das die Interviewten (so ist zu vermuten) beim „Durchdenken“ ihrer Lebensgeschichte im Vorfeld des Interviews beeinflusst hat. All diese Faktoren bewirken, dass kein lebensgeschichtliches Interview mit einem anderen identisch ist, selbst wenn es mit ein und demselben Interviewten geführt würde.⁹⁴

Die Aussagekraft mündlich erfragter Geschichte(n)

Nimmt man die oben genannten Punkte ernst, sind Inhalt und Aussage eines jeden lebensgeschichtlichen Interviews singular. Aber wofür steht ein solches dann? Für mehr als für sich selbst? Ja, denn lebensgeschichtliche Interviews funktionieren wie eine Sonde, die dazu eingesetzt wird, herauszufinden wie bestimmte Ereignisse mit Deutungen versehen werden.⁹⁵ „Schriftliche wie mündlich verfasste Lebensbeschreibungen“ geben, so Astrid Erll, „nicht so sehr Aufschluss über das Geschehene selbst als über die Deutungsbedürfnisse und Deutungsnormen sowie über das Kursieren von Erzählschemata und Plotstrukturen, die bestimmten sozialen Milieus und literarischen Traditionen ebenso entstammen können wie einer umfassenden, sich globalisierenden Medienkultur, welche tagtäglich [...] Muster für Lebensverläufe anbietet.“⁹⁶ Angesichts dieser von Erll beschriebenen, je nach Perspektive unterschiedlichen, metamorphen Aussagekraft lebensgeschichtlicher Erzählungen und ihrer Einbettung, ja Verschmelzung mit anderen narrativen Strukturen, stellt sich die Frage, ob die einzelnen Komponenten der Erzählung überhaupt analytisch gefasst werden können. Ganz in diesem Sinne hat auch Linde Apel am Deutschen Historikertag 2016 Oral History als eine

⁹³ Siehe hierzu auch Albert Lichtblau, Entlang von Grenzen: Tabus und Oral History, in: Heinrich Berger/Melanie Dejnega/Regina Fritz/Alexander Prenninger (Hrsg.), Politische Gewalt und Machtausübung im 20. Jahrhundert. Zeitgeschichte, Zeitgeschehen und Kontroversen, Festschrift für Gerhard Botz, Wien 2011, 473–487.

⁹⁴ Alessandro Portelli spricht von einer „inherent incompleteness of oral sources“, siehe Alessandro Portelli, What makes Oral History different, in: Robert Perks/Alistair Thomson (Hrsg.), The oral history reader, London 2010, 32–42, 39. Wie sehr sich das „Metanarrativ“ einer autobiographischen Erzählung im lebensgeschichtlichen Interview im Laufe eines Lebens verändern kann, siehe Selma Leydesdorff, Looking back 23 years later, in: Berger, Politische Gewalt, 489–500.

⁹⁵ Das haben mehrere Arbeiten überzeugend gezeigt, unter ihnen Lu Seegers, Vati blieb im Krieg. Vaterlosigkeit als generationelle Erfahrung im 20. Jahrhundert: Deutschland und Polen, Göttingen 2013; Pollak, Die Grenzen des Sagbaren. Grundlegend hierzu auch Ronald J. Grele, Oral History as Evidence, in: Thomas Lee Charlton/Lois E Myers/Rebecca Sharpless (Hrsg.), Handbook of oral history, Lanham 2006, 43–103.

⁹⁶ Astrid Erll, Biographie und Gedächtnis, in: Christian Klein (Hrsg.), Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien, Stuttgart 2009, 79–86, 83.

„anspruchsvolle Quellengattung“ bezeichnet, „die keinen direkten Zugriff auf subjektive Erfahrung gewährt.“⁹⁷

Gegenüber anderen (schriftlichen oder bildlichen) Quellen hat Oral History einen markanten Vorteil: Historiker/innen treten in direkten Kontakt mit beforschten Subjekten und können diese mit Fragen und Themen konfrontieren, zu welchen sie sich sonst vielleicht nicht geäußert hätten. Durch die Möglichkeit des Nachfragens bekommen lebensgeschichtliche Interviews eine Tiefe in ihren Darstellungen, die andere Quellen nicht erreichen. In der Folge ist ein lebensgeschichtliches Interview als eine Quelle in Form eines Dialogs zu betrachten, die auch als solche analysiert werden muss. Dazu ist es wichtig, die Entstehungsbedingungen des Interviews und die Interaktion zwischen Interviewten und Interviewer/innen für die Interpretation möglichst genau zu kennen. Hinsichtlich der Kenntnisse über die Entstehungsbedingungen ihrer Quellen unterscheiden sich Oral Historians – insofern sie die Interviews selbst führen und gegenüber der Interviewsituation entsprechend sensibel sind – im Regelfall grundlegend von Historiker/innen, die mit schriftlichen Dokumenten arbeiten.⁹⁸ Dies ist nicht zuletzt dem Umstand geschuldet, dass Oral Historians an der Quellenproduktion selbst beteiligt sind. Die zum Teil gerade aus diesem Punkt resultierende Skepsis in der historischen Disziplin gegenüber mündlich erfragter Geschichte ist dabei so alt wie die Oral History selbst, auch wenn es eigentlich gerade die Kenntnis der Entstehungsbedingungen historischer Quellen ist, die eine umfassende Quellenkritik ermöglicht.⁹⁹ Darüber hinaus erweitert Oral History auch die Perspektive auf vergangene Ereignisse, indem sie Forschungsprojekten den Zugang zu jenen historischen Subjekten ermöglicht, die sonst keine Aufzeichnungen hinterlassen hätten. Sie lässt Forschende ihren Quellenkorpus, ihr „Sample“, selbst kreieren. Für dieses Projekt heißt das konkret, dass sich ohne die Verwendung von Oral History der Frage nach der multiplen Deutung der Erfahrung von Evakuierung, Flucht und

⁹⁷ Linde Apel, Glauben, was man hört. Hören, was man glaubt? Zeitgeschichtliche Potenziale von Interviews und Oral History. Einführung und Methode, Vortrag am Deutschen Historikertag 2016, 20. bis 23.9.2016. Abrufbar unter <https://lecture2go.uni-hamburg.de/l2go/-/get/v/20178> [letzter Aufruf am 14. März 2018].

⁹⁸ Da es in letzter Zeit vermehrt zu Projekten kommt, in denen Interviews als Quellen herangezogen werden, die nicht von den Forschenden selbst geführt wurden, wird die Dokumentation der Entstehungsbedingung von Interviews in den Archiven immer wichtiger. Siehe hierzu Linde Apel, Oral history reloaded. Zur Zweitauswertung von mündlichen Quellen, in: *Westfälische Forschungen* 65 (2015), 243–254.

⁹⁹ Neben der bereits beschriebenen Partizipation von Oral Historians an der Quellenproduktion ist ein weiteres Argument von Kritiker/innen der Oral History, dass sich diese mit mündlichen Quellen befasse und solche nicht Gegenstand historischer Forschung sein können. Diesem Punkt wird von Verteidigern der Oral History das Argument entgegengebracht, dass auch vermeintlich schriftliche Quellen (etwa Protokolle) oft nur nachträgliche Verschriftlichungen von Gesprochenem darstellen würden, siehe Wierling, Oral History, 81–85.

Vertreibung gar nicht nachgehen ließe. Denn die Beteiligung von Forschenden an der Quellenproduktion ermöglicht in diesem Fall den Zugang zu Migrationserfahrungen jener Evakuierten, Geflüchteten und Vertriebenen, die sich später nicht primär über diese Erfahrung identifiziert und in Vereinen organisiert, Bücher publiziert oder Lebenserinnerungen dazu niedergeschrieben und einem Archiv übergeben haben.

Im Hintergrund vieler Debatten über die Aussagekraft lebensgeschichtlicher Interviews schlummert eine oft ungeklärte Beziehung zwischen Ereignis, Erfahrung, Erinnerung und Erzählung, die vor allem bei der Konkretisierung der Fragestellung und Auswertung der Interviews zu Irritationen führen kann. Die Definition der vier Begriffe ist dabei oft nur grob umrissen und die Antwort auf die Frage, worüber man auf Basis der Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews Aussagen treffen kann, unklar. Entgegen der „Zeitzeug/innen zugeschriebenen Aura der Authentizität“¹⁰⁰, sind mündliche Quellen jedoch (ebenso wie schriftliche) einer historischen Quellenkritik zu unterziehen und geben eben nicht wieder, wie ein Ereignis gewesen ist. Gerade auf dieses Charakteristikum mündlicher (wie aller) Quellen zielende Kritik (und dem damit oft verbundenen Vorwurf mangelnder Seriosität als Quelle) findet sich die Oral History zum Teil bis heute ausgesetzt. Dabei sind Forschende, die sich mit theoretischen und methodischen Aspekten von Oral History beschäftigen, schon länger zu dem Schluss gekommen, dass mündliche Quellen ebenso quellenkritisch zu hinterfragen sind wie alle anderen Quellensorten. Kritiker/innen der Oral History hält Ulrike Jureit zu Recht entgegen, dass diese „zwar mit der Interviewforschung hart ins Gericht gehen, in ihren historischen Untersuchungen aber nahezu unbekümmert Erinnerungsberichte, gerichtliche Zeugenaussagen, Memoiren und Autobiographien zitieren, ohne auf methodische Implikationen einer retrospektiven Vergegenwärtigung vergangener Ereignisse ausführlicher einzugehen.“¹⁰¹

Warum aber befasst sich die Geschichtswissenschaft mit Oral History? Hier kommt die zunehmende Bedeutung der Memory Studies in den Geschichtswissenschaften ins Spiel, die vor allem daran interessiert sind, wie ein historisches Phänomen oder Ereignis weiterlebt,

¹⁰⁰ Martin Sabrow, Der Zeitzeuge als Wanderer zwischen den Welten, in: Martin Sabrow/Norbert Frei (Hrsg.), Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945, Göttingen 2012, 13–32, 27.

¹⁰¹ Ulrike Jureit, Ein Traum in Braun. Über die Erfindung des Unpolitischen, in: Christian Geulen/Karoline Tschuggnall (Hrsg.), Aus einem deutschen Leben. Lesarten eines biographischen Interviews, Tübingen 2000, 17–36, 21.

„unterschiedlichen Sinn und gegensätzliche Bedeutung [konstituiert].“¹⁰² Aleida Assmann versteht „erinnern“ als „ein grundsätzlich rekonstruktives Verfahren, in dem vergangene Erfahrung in der Gegenwart für die Zukunft angepasst und damit umkodiert wird.“¹⁰³ Auch in lebensgeschichtlichen Interviews findet Erinnerung statt und wird in Interaktion mit den Interviewer/innen, anderen Anwesenden und dem von den Interviewten imaginierten Publikum überliefert. Von lebensgeschichtlichen Interviews kann man also vor allem etwas über die momentane subjektive Deutung der Vergangenheit erfahren.¹⁰⁴

Im Rahmen der vorliegenden Studie betrachte ich lebensgeschichtliche Interviews als historische Quelle, die eine von unterschiedlichen Faktoren (wie etwa Durchführungszeitpunkt, Interviewsituation) beeinflusste Momentaufnahme „wahrer“ wie „falscher“ Erinnerungen darstellt, die in eine erzählerische Ordnung gebracht werden. Inhalt und Form dieser Erzählungen entstehen und verändern sich im Kontext gegenwärtiger wie vergangener Diskurse. Gleichzeitig wirken sie auf diese zurück.¹⁰⁵ Wie Interviewte ihre Erfahrungen kommunizieren, wird durch kulturelle Erzählmuster (wie bestimmte Narrative, Mythen, Tropen etc.) sowie politische und soziale Rahmenbedingungen des Redens und Schweigens bestimmt.¹⁰⁶

Demnach nehmen Gesprächspartner/innen in lebensgeschichtlichen Interviews eine momentane Deutung ihrer Vergangenheit vor. Die Form, in der sie das tun, ist die einer Erzählung, die am Ende eines narrativen Ordnungsprozesses steht.¹⁰⁷ Das zentrale Element

¹⁰² Peter Hallama, *Geschichtswissenschaften, Memory Studies und der Passive Turn. Zur Frage der Opferperspektive in der erinnerungskulturellen Forschung*, in: Martin Schulze Wessel/K. Erik Franzen (Hrsg.), *Opfernarrative. Konkurrenzen und Deutungskämpfe in Deutschland und im östlichen Europa nach dem Zweiten Weltkrieg*, Oldenburg 2012, 9–27, 27.

¹⁰³ Aleida Assmann, *Erlebte, erinnerte und erzählte Geschichte*, in: Axel Rüdth/Michael Schwarze (Hrsg.), *Erfahrung und Referenz. Erzählte Geschichte im 20. Jahrhundert*, Paderborn 2016, 43–58, 49.

¹⁰⁴ So fasste auch Alexander von Plato jüngst zusammen, dass mit Oral History über nichts anderes als die Tradierung historischer Ereignisse und Erfahrungen Aussagen getroffen werden können. Siehe Alexander von Plato, *Nachdenken über Oral History. Vortrag beim Symposium "Anfänge und neue Wege der Historischen Sozialwissenschaft"*, am 17. Mai 2017, Volkskundemuseum Wien.

¹⁰⁵ Ähnlich hat Alon Confino die Rolle von Akteuren bei der Ausformung kollektiver Erinnerung beschrieben, die diese sowohl rezipieren, repräsentieren als auch in Frage stellen und damit umformen. Siehe Alon Confino, *Collective Memory and Cultural History: Problems of Method*, in: *The American Historical Review* 102 (1997) 5, 1386–1403.

¹⁰⁶ Pollak, *Die Grenzen des Sagbaren*; aufbauend auf Pollak haben Waltraud Kannonier-Finster und Meinrad Ziegler eine „Bedingungsmatrix zum sozialen Schweigen in Forschungsinterviews“ erstellt, siehe Kannonier-Finster, *Soziale Formen des Schweigens*.

¹⁰⁷ Nach Lynn Abrams ist ein „narrative an ordered account created out of disordered material or experience.“ Siehe Abrams, *Oral history theory*, 106.

dieses biographischen Ordnungsprozesses ist nach Bourdieu das Interesse der Erzählenden an der Sinngebung, „am Erklären, am Auffinden einer zugleich retrospektiven und prospektiven Logik, einer Konsistenz und Konstanz, um derentwillen intelligible Relationen wie die von Wirkung und Ursache zwischen aufeinanderfolgenden Zuständen hergestellt werden, die damit zu Etappen einer notwendigen Entwicklung erhoben sind.“¹⁰⁸ Die Erzählung selbst ins Zentrum der Analyse von Oral History-Interviews zu stellen, forderte kürzlich auch Andrea Althaus und plädierte für eine „narratologische Erweiterung der Oral History.“¹⁰⁹ Bei einem narratologischen Blick auf Interviews, wie er in der vorliegenden Arbeit erfolgt, stellt sich – anders als in vielen Studien, die mit Oral History arbeiten – die Frage nach Faktizität und Fiktion in den Erzählungen nicht. Dieser Blick sucht vielmehr danach, wie sich die Erzählung zusammensetzt, was sie besagt und was von ihr an Dritte weitergegeben wird. Die Konsistenz und Tradierung von Erfahrungen steht im Mittelpunkt des Forschungsinteresses; ob die Ereignisse in der dargestellten Form stattfanden oder nicht, ist dabei sekundär. Mündliche Erzählungen sind diesem Verständnis nach insofern faktisch, als sie ein Konglomerat unterschiedlicher Erfahrungen und Diskursebenen bilden,¹¹⁰ die sich im Laufe eines Lebens angesammelt haben.¹¹¹

¹⁰⁸ Pierre Bourdieu, Die biographische Illusion [1986], in: Pierre Bourdieu (Hrsg.), Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns, Frankfurt am Main 1998, 75–83, 76.

¹⁰⁹ Andrea Althaus, Migrationserzählungen. Zum Zusammenhang von Lebensgeschichte und Geschichte (Glaubensfragen. 51. Deutscher Historikertag 2016) 20.9. bis 2016, <https://lecture2go.uni-hamburg.de/l2go/-/get/v/20178> [letzter Aufruf am 22. November 2017]; siehe außerdem Andrea Althaus, Vom Glück in der Schweiz? Weibliche Arbeitsmigration aus Deutschland und Österreich (1920-1965), Frankfurt am Main/New York 2017.

¹¹⁰ Diese umfassen nach Ulrike Jureit nicht nur „Diskurse in den jeweiligen historischen Zusammenhängen, von denen der Interviewte berichtet, sondern auch eine individuelle und somit einmalige Konstellation der diachronen Diskursaufschichtung.“ Ulrike Jureit, Das Leben wird vorwärts gelebt und rückwärts verstanden - Mündlich erfragte Fallgeschichten als Quellen historischer Forschung, in: Susanne Düwell/Nicolas Pethes (Hrsg.), Fall – Fallgeschichte – Fallstudie: Theorie und Geschichte einer Wissensform, Frankfurt am Main/New York 2014, 239. Lu Seegers und Malte Thießen haben in eindrücklicher Weise gezeigt, wie Diskurs und autobiographisches Erzählen in Interviews miteinander interagieren. Siehe Seegers, Vati blieb im Krieg; Malte Thießen, Generation "Feuersturm" oder Generation Lebensmittellkarte? „Generationen“ als biographisches Argument und lebensgeschichtliche Erfahrung in Zeitzeugen-Interviews, in: Björn Bohnenkamp (Hrsg.), Generation als Erzählung. Neue Perspektiven auf ein kulturelles Deutungsmuster, Göttingen 2009, 33–52.

¹¹¹ Natürlich beziehen sich mündliche Quellen darüber hinaus auch auf „Fakten“ oder „Ereignisse“, die in der dargestellten oder in ähnlicher Form stattgefunden haben. Wenn man als Geschichtsschreibende auf der Suche nach solchen „tatsächlichen“ Ereignissen ist, gilt es die Angaben in Interviews mit anderen Quellen abzugleichen und ihre Plausibilität zu klären.

Aufbau der Arbeit

Der narratologische Ansatz ermöglicht in der vorliegenden Arbeit zweierlei Perspektiven auf die Erzählungen in den Interviews: Die erste ist deduktiv und befasst sich mit der Frage, welche Bedeutung die Interviewten ihrer Migrationserfahrung im lebensgeschichtlichen Rückblick zuschreiben. Dazu zeige ich in Kapitel drei („Lebensgeschichten von Vertriebenen als Migrationsgeschichten“) die narrative Verortung der Migrationserfahrung in den jeweiligen Lebensgeschichten anhand zweier unterschiedlicher biographischer Verfahren auf: Erstens, indem ich als Biographin die Lebensläufe meiner Interviewpartner/innen als migrantische Biographien montiere und über Möglichkeiten und Grenzen dieser thematisch fokussierten biographischen Erzählung reflektiere. Zweitens, indem ich zeige, welchen Platz „Migration“ in den biographischen Sinnkonstruktion der Interviews einnimmt.

Im Gegensatz zum vorangegangenen Kapitel trage ich in Kapitel vier („Lebensgeschichten von ‚Vertriebenen‘ jenseits von ‚Migration‘“) die thematische Schwerpunktsetzung nicht von außen an die Interviews heran, sondern mache anhand detaillierter, kritisch-hermeneutischer und sequentieller narratologischer Analysen alternative „rote Fäden“ bei der Herstellung biographischer Kontinuität aus. Damit generiere ich die für die Biographien zentralen Themen induktiv, also aus den Erzählungen heraus. Sie zeigt, welche Themen jenseits der Migrationserfahrung Relevanz für die biographische Selbstdarstellung hatten und vermeidet so deduktive Kurzsichtigkeit. Dabei werde ich nicht nur zeigen, dass die Erfahrung von „Flucht und Vertreibung“ nicht das einzige für die Selbstdarstellung wesentliche Thema war, sondern auch, welche Themen abseits dieser Migrationserfahrung die Erzählung über das eigene Leben in den Interviews präsent waren und warum.

Bevor ich detailliert auf die Ergebnisse dieses multiperspektivischen Zugriffs eingehe, skizziere ich in Kapitel zwei die historischen Kontexte der Emigration der deutschen Bevölkerung aus Jugoslawien und der Tschechoslowakei sowie ihrer Integration in Österreich. Diese klassische Geschichtserzählung soll den Lesenden vor allem dazu dienen, jene sozialen und politischen Kontexte, die das Leben der Interviewten vor, während und nach der Migration meiner Einschätzung nach prägten, besser nachvollziehen zu können.

II. Vor und nach der Wanderung: Die „Volksdeutschen“ in der Tschechoslowakei, Jugoslawien und Österreich

Der historische Kontext, der in einem Kapitel wie diesem gezeichnet werden soll, kann immer nur ein (kleiner) Ausschnitt, eine bestimmte Perspektive auf einen bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit sein und unmöglich alle für das Leben der Interviewten relevanten sozialen, kulturellen und politischen Faktoren darstellen. In der folgenden historischen Narration stehen jene Aspekte des vergangenen Geschehens im Vordergrund, von denen anzunehmen ist, dass sie das Leben der Interviewten und ihre lebensgeschichtliche Selbstdarstellung nachhaltig geprägt haben und ihre Darstellung deshalb für Leser/innen dieser Arbeit besonders hilfreich ist: Erstens der wachsende Einfluss des Deutschen Reiches und damit verbundene „Nationalisierungsprozesse“¹¹², denen die Interviewten in sehr unterschiedlicher Intensität ausgesetzt waren. Zweitens die ersten Jahre nach der Ankunft in Österreich, die von einer Notwendigkeit zur Neuorientierung gekennzeichnet waren – sowohl was die Deckung von Primärbedürfnissen wie Essen und Wohnen anging, als auch was die Entwicklung von (zum Beispiel beruflichen) Perspektiven betraf. Diesen beiden Rahmenbedingungen der Lebensgeschichten gehe ich im Folgenden nach. Wichtig ist noch zu betonen, dass es in diesem Kapitel keinesfalls darum geht, den im Hauptteil der vorliegenden Arbeit behandelten subjektiv konstruierten Lebensgeschichten eine vermeintlich objektive historische „Wahrheit“ gegenüberzustellen. Dieses Kapitel ist vielmehr als eine „klassische“ historische Narration angelegt, die den Leser/innen eine Art Rahmengeschichte zur Verfügung stellt, in welche die Lebensgeschichten eingeordnet und damit besser verstanden werden können. Gleichzeitig ist natürlich auch diese Rahmengeschichte eine Erzählart unter vielen, die Geschichte „vor und nach der Wanderung“ zu erzählen.

Im ersten Teil, der sich wie bereits erwähnt den Nationalisierungsprozessen widmet, konzentriere ich mich in geographischer Hinsicht auf Böhmen, Mähren, die Vojvodina und Slawonien. Das sind jene Regionen, aus denen die Mehrheit der im Zuge dieser Studie

¹¹² Rogers Brubaker hat gefordert, Ethnizität, Rasse und Nation nicht als substantielle Kategorien zu verstehen, sondern „ethnicization, racialization and nationalization as political, social, cultural and psychological processes“ zu denken. Siehe Rogers Brubaker, *Ethnicity without groups*, in: *Archives of European Sociology*, XLIII (2002) 2, 163–189, 167. Diesem Zugang folge ich in dieser Arbeit.

Interviewten stammte.¹¹³ Besondere Aufmerksamkeit erhalten wie bereits erwähnt dortige Nationalisierungsprozesse und damit in Verbindung stehende politische Gewalt von 1918 bis Mitte der 1940er Jahre. Die (zumeist erzwungene) Emigration der deutschsprachigen Bevölkerung bildete dabei nur einen Höhepunkt dieser Entwicklungen, die das gesamte 20. Jahrhundert prägten.¹¹⁴ Den ideellen Hintergrund bildete die damals in der internationalen Politik präsente Vorstellung, dass eine „ethnische Homogenisierung“ Europas langfristig für Stabilität und Frieden Sorge.¹¹⁵ Meine historische Narration ist in diesem Teil stark von jener geprägt, die sich durch die Forschungsliteratur zum Thema zieht.¹¹⁶ Diese widmet sich dem konstruktivistischen Charakter von Kategorien wie „Ethnie“ oder „Nation“ und zeigt anhand empirisch basierter Untersuchungen, wie „Nation“ in den betreffenden Regionen gemacht wurde und welchen Umgang einzelne historische Subjekte damit fanden. Meine Darstellungen folgen diesem Narrativ, da dieses in der Öffentlichkeit dominanten Vergangenheitsnarrationen, die „die Sudetendeutschen“ oder „die Donauschwaben“ als jeweils homogene Gruppe imaginieren, zuwiderläuft und damit meinem Forschungsinteresse nachkommt, Gegenerzählungen zu dominanten Deutungen von „Flucht und Vertreibung“ ausfindig zu machen.

Im zweiten Teil des Kapitels gehe ich auf die Lebensbedingungen von deutschsprachigen Flüchtlingen nach ihrer Ankunft in Österreich hinsichtlich ihres Zugangs zu Wohnraum, Nahrungsmitteln, Arbeitsmarkt und Staatsbürgerschaft ein. Während die Zugewanderten in den Nachkriegsjahren nur als „Ausländer“ geduldet waren, setzte ab Beginn der 1950er Jahre ein offensiver Integrationsprozess ein, der letztlich zur umfassenden rechtlichen

¹¹³ Zwar stammte auch eine Interviewte bzw. ein Interviewter aus Rumänien bzw. aus Ungarn, die spezielle Situation in diesen Ländern kann in diesem Kapitel aber aus pragmatischen Gründen nicht detailliert berücksichtigt werden.

¹¹⁴ Für einen Überblick über die Geschichte „ethnischer Säuberungen“ in Europa im 20. Jahrhundert und eine historische Einordnung der Zwangsmigration der deutschen Bevölkerung in Osteuropa siehe Philipp Ther, *Die dunkle Seite der Nationalstaaten. „Ethnische Säuberungen“ im modernen Europa*, Göttingen 2011.

¹¹⁵ Zur Vorstellung, dass sich die politische Ordnung durch ethnische Homogenisierung der europäischen Nationalstaaten stabilisieren würde und ihren Einfluss auf das Potsdamer Abkommen siehe Matthew Frank, *Reconstructing the Nation-State: Population Transfer in Central and Eastern Europe, 1944–48*, in: Jessica Reinisch/Elizabeth White (Hrsg.), *The disentanglement of populations. Migration, expulsion and displacement in post-war Europe, 1944–1949*, Basingstoke/New York 2011, 27–47, 34 ff. Nach Frank seien auch die Vereinten Nationen zu dieser Zeit der Ansicht gewesen, dass die Aussiedlung der deutschen Bevölkerung aus den Staaten, in denen sie eine Minderheit darstellten, langfristig für Stabilität in der Region sorgen würde.

¹¹⁶ Siehe Fußnoten 32 und 33.

Gleichstellung so genannter „Volksdeutscher“¹¹⁷ mit Einheimischen führte. Zwar können die arbeits-, sozial- und staatsbürgerschaftsrechtlichen Maßnahmen vor allem vor dem Hintergrund des Vergleichs mit der Situation anderer (fremdsprachiger und/oder jüdischer) DPs als Erfolg gewertet werden. In meiner historischen Narration ist diese Erfolgsgeschichte aber nur eingeschränkt gültig. Die Erzählung fußt zwar auf den in der Einleitung erwähnten Forschungen. Der Blick auf die spezielle Situation von deutschsprachigen Flüchtlingen in und außerhalb von Lagern hat aber durchaus neue Erkenntnisse hinsichtlich ihrer Situation in Österreich generiert, die eine reine Erfolgserzählung über den österreichischen Umgang mit den deutschsprachigen Flüchtlingen und ihre Integration unmöglich machen.

II.1 Die deutschsprachige Bevölkerung in den Herkunftsregionen von 1918 bis zur Emigration

Noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts hatte bei der deutschsprachigen Bevölkerung Ostmitteleuropas die Vorstellung nationaler Zugehörigkeit nicht existiert. Der amerikanische Historiker Jeremy King schildert das Phänomen ihrer Entstehung anhand folgendem bildhaften Beispiel: „Only 150 years ago, most inhabitants of East Central Europe had little or no national consciousness. Many peasants, if asked about their nationality, could be expected to respond with a question on their own: ‚What on earth is that?‘“¹¹⁸ Vor diesem Hintergrund, in Gedanken an den befragten Bauern, verstehe ich in dieser Studie Nationalität und Ethnizität als sich über die Zeit hinweg wandelbare Kategoriensysteme, die das Leben der Interviewten sowohl vor der Migration als auch danach prägten.¹¹⁹ Im Folgenden zeige ich, wie ein bestimmter Teil der Bevölkerung in Böhmen und Mähren, aber auch in Kroatien und der

¹¹⁷ In österreichischen Bundesgesetzen werden die deutschsprachigen Flüchtlinge zumeist als „Volksdeutsche“ bezeichnet – eine Kategorisierung, die auf der deutschen Sprachzugehörigkeit der Betroffenen verbunden mit ihrer Staatenlosigkeit oder ungeklärter Staatsbürgerschaft beruhte. Siehe zum Beispiel Bundesgesetz vom 31. Jänner 1951 über die Gewährung der Notstandshilfe an Volksdeutsche, BGBl. 70/1951 oder Bundesgesetz vom 2. Juni 1954 betreffend den Erwerb der Staatsbürgerschaft durch Volksdeutsche (Optionsgesetz), BGBl. 142/1954.

¹¹⁸ Jeremy King, *The Nationalization of East Central Europe: Ethnicism, Ethnicity and Beyond*, in: Maria Bucur-Deckard/Nancy Meriwether Wingfield (Hrsg.), *Staging the past. The politics of commemoration in Habsburg Central Europe, 1848 to the present*, West Lafayette 2001, 112–152, 112.

¹¹⁹ Auf die Bedeutung eines kritischen Umgangs mit den Kategorien „Nationalität“ und „Ethnizität“ für die wissenschaftliche Erkenntnis haben Rogers Brubaker, Mara Loveman und Peter Stamatov hingewiesen, siehe Rogers Brubaker/Mara Loveman/Peter Stamatov, *Ethnicity as Cognition*, in: *Theory and Society* 33 (2004) 1, 31–64.

Vojvodina zu „Deutschen“ gemacht wurde.¹²⁰ Ziel dieser Darstellung ist die Dekonstruktion der Vorstellung, es habe in den Regionen schon seit ihrer Einwanderung eine statische „deutsche“ Bevölkerung gegeben. Vielmehr war die deutschsprachige Bevölkerung dort (wie auch andere Nationalitäten) spätestens seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nationalistischen Argumentationsweisen und Maßnahmen ausgesetzt, die über die Zeit hinweg zum Erstarken eines nationalen (und unter den Nationalsozialist/innen „rassischen“) Bewusstseins führten.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs kamen zu nationalen Kategorien politische (als „Kollaborateure“ oder „Volksfeinde“), die eine Exklusion bestimmter Gruppen aus der Bevölkerung markierten und die sich zum Teil vermischten. Die „in Publizistik und etlichen wissenschaftlichen Werken betonte Rache“ solle jedoch, so Philipp Ther, „als Motiv [für die Zwangsmigration der Deutschen aus der Tschechoslowakei, MD] nicht überbewertet werden“, diese sei vielmehr ein „ideologisch begründete[r] und von oben gesteuerte[r] Prozess“ gewesen.¹²¹ Zu den damals von den Nachkriegsregimen vorgebrachten „politischen“ Gründen für die Ausweisung der deutschen Bevölkerung kamen ökonomische und innenpolitische Interessen, die kaum etwas mit der nationalsozialistischen Vergangenheit, dem Expansionsstreben des Deutschen Reiches oder anderen aus Sicht der sozialistischen Nachkriegsregierungen abzulehnenden politischen Überzeugungen zu tun hatten. In Jugoslawien konnte etwa anhand von Flucht, Denaturalisierung und Enteignung der (oft wahllos) als „deutsch“ kategorisierten Bevölkerung der Bedarf an Land gedeckt werden, das Tito noch während des „Volksbefreiungskampfes“ Partisanen aus dem Süden versprochen hatte: Knapp 62.000 Wohn- und Wirtschaftsgebäude etwa in Jugoslawien wurden von „Deutschen“ konfisziert und im Rahmen der jugoslawischen Bodenreform zugunsten ehemaliger Partisanen umverteilt.¹²² In der Tschechoslowakei wurden nach Kriegsende drei

¹²⁰ Dasselbe Phänomen lässt sich natürlich auch anhand der Konstruktion anderer Nationalitäten beschreiben. Da es aber in dieser Arbeit um als Deutsche evakuierte, geflüchtete und vertriebene Personen geht, konzentriere ich mich im Folgenden auf Prozesse der Herstellung deutscher Identität und werde nur soweit notwendig auf ähnliche Prozesse bei anderen Bevölkerungsgruppen in den Regionen eingehen.

¹²¹ Ther, *Die dunkle Seite der Nationalstaaten*, 179.

¹²² Die Angaben beruhen auf einem undatierten Dokument der Abteilung für Agrarreform, z. n. Portmann, *Kommunistische Revolution*, 317. An dieser Stelle sollte nicht vergessen werden, dass Teile dieses Besitzes während des Krieges „arisiertes“ Vermögen war. Ähnliche Motive lagen auch der Ausweisung der „Ungarndeutschen“ zugrunde, siehe Ágnes Tóth, *Rückkehr nach Ungarn 1946–1950. Erlebnisberichte ungarndeutscher Vertriebener*, München 2012, 11-14.

Millionen Hektar land- und forstwirtschaftlicher Boden konfisziert.¹²³ Damit verbundene innenpolitische Interessen wurden mittels einer Rhetorik überdeckt, die in den ersten Jahren nach Kriegsende die Exklusion der vermeintlich deutschen Bevölkerung aus Staat und Gesellschaft forderte, indem sie diese zu „Kollaborateuren“ (Tschechoslowakei) oder „Volksfeinden“ (Jugoslawien) stilisierte. Wie ich im Folgenden zeigen werde, veränderten sich sowohl in Böhmen und Mähren wie auch in der Vojvodina und Slawonien die Kriterien (und auch politischen Umstände), unter denen die Bevölkerung zu Deutschen, Tschechen, Ungarn, Slowaken, Serben oder Kroaten gemacht wurde bzw. sich aus unterschiedlichen Beweggründen zu diesen Nationalitäten bekannte.

*Böhmen und Mähren*¹²⁴

Seit ihrer Gründung 1918 verfolgte die tschechoslowakische Regierung unter Tomáš Masaryk die Idee einer „Tschechisierung“ der böhmischen und mährischen Gesellschaft: Neben symbolpolitischen Maßnahmen wie der Umbenennung von Straßennamen oder dem Austausch von Denkmälern hatte dies nach der Staatsgründung vor allem Auswirkungen auf den öffentlichen, staatsnahen Bereich. So wurde etwa in der Ersten Republik die tschechische Sprache zur alleinigen Amtssprache (mit Ausnahmeregelungen für das Slowakische), was insbesondere im Vergleich zur Sprachensituation in der Habsburgermonarchie für viele Beamte, aber auch allgemein im Alltag eine Veränderung bedeutete. Der Besuch einer deutschsprachigen Schule war nach Gründung der Ersten Republik nicht mehr (wie zuvor) vom Willen der Eltern abhängig, sondern konnte nur dann erfolgen, wenn der Vater des Kindes offiziell als „Deutscher“ galt.¹²⁵ Modalitäten und Gründe, wie und warum jemand zum „Deutschen“ oder „Tschechen“ wurde, änderten sich dabei immer wieder. Ein zentrales politisches Instrument für eine (wenn auch wieder veränderbare) Festschreibung nationaler Zugehörigkeit waren etwa Volkszählungen.¹²⁶ In der Tschechoslowakei fand der erste Zensus

¹²³ Suppan, Hitler – Beneš – Tito, 1488 f.

¹²⁴ Böhmen und das östlich davon gelegene Mähren waren bis 1918 Teil Österreich-Ungarns und bilden heute (gemeinsam mit einem kleinen Teil Schlesiens) das Staatsgebiet der Tschechischen Republik.

¹²⁵ Zum Prozess der Tschechisierung in den 1920er und 1930er Jahren siehe King, *Budweisers into Czechs and Germans*; Wingfield, *Flag wars and stone saints*; Zahra, *Kidnapped souls*.

¹²⁶ Rogers Brubaker, Mara Loveman und Peter Stamatov haben die Bedeutung von Volkszählungen als politisches Instrument in diesem Sinn zwar bejaht, allerdings auf den Unterschied zu politischen Praktiken der

1921 statt. Damals wurde der Bevölkerung zunächst noch freigestellt, zu welcher Nationalität sie sich zurechnete. 1930 war man von dieser Politik, dass sich die Betroffenen selbst zuordnen konnten, bereits abgekommen und die Zählungsbeauftragten kategorisierten die Bevölkerung nach der jeweiligen Muttersprache. Gab es diesbezüglich Unklarheiten (etwa in gemischtsprachigen Familien und Haushalten)¹²⁷, konnten zur Feststellung nationaler Zugehörigkeit auch allgemeine Sprachkenntnisse, Familienname und Zeugenaussagen aus dem sozialen Umfeld (Nachbar/innen, Lehrer/innen, andere Familienangehörige etc.) sowie die Selbsteinschätzung der Betroffenen zur Bestimmung der Nationalität herangezogen werden. Welchem Kriterium am meisten Geltungskraft zugesprochen wurde, hing dabei vom Ermessen des jeweiligen Beamten ab.¹²⁸ Wie damals noch nicht bekannt war, sollten diese noch Jahrzehnte später ihre Wirkkraft unter Beweis stellen.

Mit der Annexion des „Sudetenlandes“ durch das Deutsche Reich im September 1938 wechselte die Entscheidungsmacht darüber, wer auf Grund welcher Kriterien als „deutsch“ oder „tschechisch“ gelten sollte, von den tschechischen zu den deutschen Machthabern. Die Sudetendeutsche Partei ging in die NSDAP auf, die gesamte Gesellschaft wurde wie auch im „Altreich“ in nationalsozialistische Organisationen gefasst. Die deutsche Bevölkerung im nunmehrigen „Reichsgau Sudetenland“ erlangte so binnen weniger Wochen die gesellschaftliche und politische Vormachtstellung. Insofern „deutsche Volkszugehörige“ vor 1910 im „Sudetenland“ ansässig waren, wurden sie nach der Annexion automatisch zu Reichsbürgern¹²⁹ und waren damit im Besitz sämtlicher Rechte.¹³⁰ Von den mehr als 25.000 Jüdinnen und Juden, die in den angeschlossenen Gebieten lebten, floh die Mehrheit binnen

Festschreibung ethnischer Kategorien wie etwa im Nationalsozialismus oder während der südafrikanischen Apartheid betont. Siehe Brubaker, *Ethnicity as Cognition*, 34.

¹²⁷ Nach Berechnungen von Tomáš Staněk lebten nach Kriegsende mindestens 90.000 Paare und 150.000 Kinder in gemischtsprachigen Familien, z. n. Benjamin Frommer, *Expulsion or Integration: Unmixing Interethnic Marriage in Postwar Czechoslovakia*, in: *East European Politics and Societies* 14 (2000) 2, 381–410, 382.

¹²⁸ Tara Zahra, *Reclaiming Children for the Nation: Germanization, National Ascription, and Democracy in the Bohemian Lands, 1900-1945*, in: *Central European History* 4 (2004) 37, 501–54.

¹²⁹ Mit der Annexion des „Sudetenlandes“ erlangten alle „deutschen Volkszugehörigen“ automatisch die deutsche Reichsbürgerschaft. Siehe Oliver Trevisiol, *Die Einbürgerungspraxis im Deutschen Reich 1871–1945*, Göttingen 2006, 54. Das Reichsbürgergesetz vom 15. September 1935 unterschied zwischen Staatsangehörigen und „Reichsbürgern“, was der Schaffung von zwei Klassen innerhalb der Bürger/innen des Deutschen Reiches entsprach. Während die Reichsbürgerschaft „rassisch“ begründet wurde, waren mit der Staatsangehörigkeit vor allem Pflichten verbunden. Dieter Gosewinkel betont, dass die deutsche Staatsangehörigkeit vor allem „zum Instrument für Stigmatisierung durch den Staat“ wurde. Siehe Dieter Gosewinkel, *Einbürgern und Ausschließen. Die Nationalisierung der Staatsangehörigkeit vom Deutschen Bund bis zur Bundesrepublik Deutschland*, Göttingen 2001, 369.

¹³⁰ Trevisiol, *Einbürgerungspraxis*, 203.

weniger Wochen in die sogenannte „Resttschechei“.¹³¹ Die tschechischsprachige Bevölkerung, die 1930 bei einer Gesamtbevölkerung der annektierten Gebiete von knapp drei Millionen ein knappes Viertel der Bevölkerung ausmachte,¹³² wurde kultur- und bildungspolitischen Repressionsmaßnahmen ausgesetzt, die die Errungenschaften tschechisch-nationalistischer Politik der vergangenen Jahrzehnte zunichtemachten. So war etwa die tschechische Sprache wieder aus allen offiziellen Bereichen verbannt, und tschechische kulturelle Einrichtungen sowie das tschechische Schulwesen wurden zerschlagen. Auch von bestimmten (vor allem höheren) Berufen wurden Personen tschechischer Herkunft ausgeschlossen.¹³³ In den ersten Monaten nach dem „Münchener Abkommen“ flohen rund 177.000 Personen, die von den Maßnahmen betroffen waren, aus der Region (zumeist) in die „Resttschechei“.¹³⁴ Die nationalsozialistischen Machthaber räumten der tschechischen Bevölkerung im „Sudetengau“ zwar die Möglichkeit ein, für die deutsche Staatsangehörigkeit zu optieren und auf diesem Weg im „Reich“ zu bleiben. Rund zwei Drittel machten davon auch Gebrauch.¹³⁵ Prinzipiell galt die tschechische Bevölkerung aus nationalsozialistischer Sicht auf Grund ihrer „slawischen Abstammung“ aber als unzuverlässig, wenn auch als (abgesehen von politisch begründeten Ausnahmen) „germanisierungsfähig“. Ab 1940 gab es Pläne zu einer solchen „Umvolkung“; diese wurden jedoch auf Grund von Unstimmigkeiten bezüglich des Themas zwischen der SS und „sudetendeutschen“ nationalsozialistischen Funktionären nicht umgesetzt.¹³⁶ Zudem war das Deutsche Reich mit Voranschreiten des Krieges zunehmend auf das Arbeitskräftereservoir, das die tschechische Bevölkerung bedeutete, angewiesen. Kriegswirtschaftliche Interessen wogen in der Folge schwerer als „volkstumpolitische“, und die tschechische Bevölkerung im

¹³¹ Ab 1941 wurde die jüdische Bevölkerung im Protektorat in das Ghetto Theresienstadt deportiert. Zu ihrer Verfolgung, Deportation und systematischen Ermordung siehe Wolf Gruner, *Die Judenverfolgung im Protektorat Böhmen und Mähren. Lokale Initiativen, zentrale Entscheidungen, jüdische Antworten 1939-1945*, Göttingen 2016.

¹³² Die NS-Volkszählung von 1939 erfasste ca. 300.000 „Tschechen“, siehe Zimmermann, *Sudetendeutsche im NS-Staat*, 279. Nach Nationalitäten aufgeschlüsselte Bevölkerungszahlen sind wie oben dargestellt als Resultat der jeweiligen Machtkonstellation und politische Interessen zu werten und sollen an dieser Stelle der Orientierung dienen. Zu nationalsozialistischen Volkszählungen siehe außerdem Jutta Wietog, *Volkszählungen unter dem Nationalsozialismus. Eine Dokumentation zur Bevölkerungsstatistik im Dritten Reich*, Berlin 2001.

¹³³ Zu den sehr vielfältigen Repressionsmaßnahmen gegenüber der vermeintlich tschechischen Bevölkerung siehe Zimmermann, *Sudetendeutsche im NS-Staat*, 298–321.

¹³⁴ Ther, *Die dunkle Seite der Nationalstaaten*, 110.

¹³⁵ Zimmermann, *Sudetendeutsche im NS-Staat*, 279–281.

¹³⁶ Siehe hierzu Detlef Brandes, „Umvolkung, Umsiedlung, rassische Bestandsaufnahme“. NS-Volkstumspolitik“ in den böhmischen Ländern, München 2012, 198 f.

„Sudetengau“ nahm zwischen September 1938 und Oktober 1944 auf Grund des dringend benötigten Zuzugs von Arbeitskräften aus dem Protektorat nahm sogar um ein Viertel zu.¹³⁷

Im Protektorat Böhmen und Mähren, das im März 1939 errichtet wurde, stellte sich die „volkstumpolitische“ Ausgangssituation aus Sicht der NS-Behörden anders dar: Dort war nicht die tschechischsprachige, sondern die deutschsprachige Bevölkerung in der Minderheit. Sogar 1940, ein Jahr nach der Besetzung durch die deutschen Machthaber, betrug der Anteil der Deutschen an der Gesamtbevölkerung von 7,3 Millionen nur wenige Prozent. Eine aus „rassenkundlicher“ Sicht starke „Durchmischung“ der Protektoratsbevölkerung stellte die nationalsozialistischen Machthaber vor zusätzliche Herausforderungen: Die Zugehörigkeit zum „deutschen Volk“ wurde – im Protektorat wie im „Sudetengau“ – vor allem im ersten Jahr nach der Annexion vorrangig vom Bekenntnis zum „Deutschtum“ und weniger von „rassischen“ Kriterien abhängig gemacht. Im März 1939 etwa rief der stellvertretende Reichsprotektor Karl Hermann Frank dazu auf, jene Protektoratsbewohner/innen als „Deutsche“ zu klassifizieren, die sich zur deutschen Nation bekannten, insofern bestimmte Voraussetzungen wie die Beherrschung der Sprache, deutsche Erziehung und Kultur gegeben waren. Eine andere (an „rassischen“ Kriterien orientierte) Definition sei zu jenem Zeitpunkt, so Frank damals, nicht möglich gewesen.¹³⁸ Trotz dieser breiten Definition von „Deutschtum“ kam es im Protektorat (aus Sicht der nationalsozialistischen Behörden) zu überraschend wenigen Ansuchen tschechischer Einwohner/innen um die deutsche Reichsbürgerschaft.¹³⁹ Dieses Zögern hatte wohl mit der Befürchtung zu tun, dass mit der Annahme der deutschen Reichsbürgerschaft auch eine Rekrutierung zum Reichsarbeitsdienst und zur Wehrmacht einhergehen würde, was tschechischen Protektoratseinwohner/innen erspart blieb.¹⁴⁰ Erst zielgerichtete wirtschafts- und sozialpolitische Maßnahmen, die exklusiv der als „deutsch“ registrierten Bevölkerung vorbehalten waren, trugen maßgeblich zum Anstieg bei: Während

¹³⁷ Zimmermann, *Sudetendeutsche im NS-Staat*, 321.

¹³⁸ Z. n. Zahra, *Reclaiming Children*, 529. Die Forschung von Detlef Brandes zum Thema widerspricht dieser vor allem in der angloamerikanischen Forschung wie etwa von Zahra betonten Unsicherheit der NS-Behörden im Umgang mit der „rassischen“ Klassifikation von Tschechen und Deutschen. Das mag mit der unterschiedlichen Quellenauswahl zu tun haben: Während Brandes vor allem von Behörden erlassene Richtlinien und Ähnliches zitiert, fokussieren Zahra und Bryant, wie diese konkret in die Praxis umgesetzt und im Einzelfall verhandelt wurden. Vgl. Brandes, „Umvolkung, Umsiedlung, rassische Bestandsaufnahme“.

¹³⁹ Chad Bryant, *Prague in Black. Nazi rule and Czech nationalism*, Cambridge 2007, 51–53. Für einzelne Fallanalysen siehe Zahra, *Kidnapped Souls*, 169–202.

¹⁴⁰ Chad Bryant, *Either German or Czech: Fixing Nationality in Bohemia and Moravia 1939-1946*, in: *Slavic Review* (2002) 61/4, 683–706, 688 f.

am 1. März 1940 in Unterlagen des Reichsprotectors noch 189.000 als „Deutsche“ registriert waren, stieg die Zahl im Oktober desselben Jahres auf 245.000 (ca. 3 Prozent der Gesamtbevölkerung).¹⁴¹ Gegen Ende des Jahres 1940 wurden erste Pläne für eine nachhaltige „Umvolkung“ des Protektorats konkretisiert, nach welchen die Bevölkerung ausschließlich anhand „rassischer“ Kriterien eingeteilt wurde. Im Zentrum stand dabei das Abschätzen „slawischer“ und „deutscher“ Anteile beim Einzelnen.¹⁴² Wie Chad Bryant und Tara Zahra betonen, standen auch hier die nationalsozialistischen Behörden hinsichtlich der „Durchmischung“ der Bevölkerung vor besonderen Herausforderungen, vor allem was tschechisch-deutsche Ehen und Familienkonstellationen betraf.¹⁴³ Mit Voranschreiten des Krieges veränderte sich aber auch im Protektorat die Prioritätensetzung der NS-Behörden von „rasse“- zu wirtschaftspolitischen Maßnahmen. Deutschland war im Laufe des Krieges auf Grund des Vorrückens der Alliierten und Bombenschäden immer mehr auf die Rüstungsproduktion im Protektorat und die tschechische Bevölkerung als Arbeitskräfte dort angewiesen.¹⁴⁴ Letztlich kamen die „Umvolkungs“-Bemühungen im Protektorat im Zuge zunehmender innenpolitischer Spannungen in Folge des Attentats auf den Reichsprotector Reinhard Heydrich sowie den einsetzenden Kriegsverlusten auf deutscher Seite zum Erliegen. Nach Einzug und Machtübernahme der sowjetischen Armee am 9. Mai 1945 in Praha/Prag¹⁴⁵ etablierte sich unter dem aus dem Londoner Exil zurückgekehrten Edvard Beneš bald eine Nachkriegsordnung, die auf eine Zurückdrängung von allem „Deutschen“ im Land zielte. In dieser ersten Zeit kam es zu mehreren gewaltsamen Übergriffen auf die deutsche Bevölkerung. So etwa im Rahmen des „Prager Aufstands“ (5. bis 9. Mai 1945), in dem sich eigentlich der tschechoslowakische Widerstand gegen die deutsche Besatzung formierte und Praha/Prag letztlich befreite. In diesen Tagen kam es zu zahlreichen (oft wahllosen)

¹⁴¹ Siehe hierzu Bryant, *German or Czech*, 689.

¹⁴² Für Details siehe Zimmermann, *Sudetendeutsche im NS-Staat*, 291–295.

¹⁴³ Im Sommer 1942 wurden für eine eingehendere „rassenkundliche“ Beschäftigung mit dem „Problem“ unter dem Deckmantel einer protektoratsweiten Gesundheitskampagne Röntgenbilder eines weiten Teiles der Bevölkerung angefertigt. Siehe Bryant, *German or Czech*, 694 f.

¹⁴⁴ Siehe Jürgen Kilian, *Krieg auf Kosten anderer. Das Reichsministerium der Finanzen und die wirtschaftliche Mobilisierung Europas für Hitlers*, München 2017, 151.

¹⁴⁵ Ortsnamen werden in dieser Arbeit in zwei Sprachen wiedergegeben: erstens in den landesüblichen Sprachen (also tschechisch, serbisch/kroatisch), da diese mittlerweile auch im Deutschen Usus geworden sind. Zweitens werden die deutschen Ortsnamen angegeben, da diese von den meisten Interviewten verwendet wurden.

Internierungen von mehr als 25.000¹⁴⁶ deutschen Zivilist/innen. Mehrere hundert Deutsche starben während des fünf Tage dauernden Aufstands. Wie viele aber davon Soldaten und wie viele Zivilist/innen waren, geht, so Tomáš Staněk, aus den Quellen nicht hervor.¹⁴⁷ Im ehemaligen „Sudetengau“ war nach dem Abzug der Deutschen ein Machtvakuum entstanden, das sich zunehmend paramilitärische Gruppen („Revolutionsgarden“ und andere Partisanenformationen) zu Nutze machten.¹⁴⁸ Auch dort waren die ersten Monate nach dem Krieg von Gewaltaktionen geprägt, die gegen die vermeintlich deutsche Bevölkerung gerichtet waren.¹⁴⁹ Wer zum Opfer dieser gegen Deutsche gerichteten Gewalt wurde, erfolgte dabei willkürlich und nach keinen festgelegten Kriterien. Diese seien – so Chad Bryant – sogar im Nachhinein nur schwer zu rekonstruieren.¹⁵⁰ Außerdem kam es in den ersten Nachkriegsmonaten zu Massenverhaftungen tschechischer wie deutscher „Kollaborateure“, Tschechen, die unter Fraternisierungsverdacht standen, sowie Personen und Kinder aus gemischten Ehen.¹⁵¹ Arbeitsfähige wurden in Lagern interniert und mussten dort Zwangsarbeit leisten.¹⁵² Als „deutsch“ identifizierte Bevölkerung, die in Grenzregionen lebte, wurde bereits ab Ende Mai 1945 unter Begleitung von Bereitschaftsabteilungen der Nationalen Sicherheit über die nächstgelegene Grenze getrieben. Zwischen 600.000 und 900.000 Personen¹⁵³ verließen damals im Rahmen dieser „wildern Vertreibungen“¹⁵⁴ freiwillig,

¹⁴⁶ So die Zahl in einer Mitteilung des Prager Polizeipräsidiums, siehe Tomáš Staněk, *Verfolgung 1945. Die Stellung der Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien (außerhalb der Lager und Gefängnisse)*, Wien 2002, 95.

¹⁴⁷ Staněk, *Verfolgung 1945*, 89–98. Staněk betont, dass sämtliche Angaben über gegen deutsche Zivilist/innen gerichtete Gewaltaktionen aus deutschen Quellen (zumeist Ego-Dokumenten) stammen und man diese, da Forschungen zur tschechischen Seite fehlen, „nicht verlässlich bewerten“ könne. Staněk, *Verfolgung 1945*, 101.

¹⁴⁸ Diese arbeiteten zum Teil auch mit bewaffneten Einheiten des tschechoslowakischen Innenministeriums zusammen. Siehe Frommer, *National cleansing*, 45 ff.

¹⁴⁹ Zu den gegen die „deutsche“ Bevölkerung gerichteten Racheaktionen siehe Bryant, *Prague in black*, 235 f.

¹⁵⁰ Bryant, *German or Czech*, 697.

¹⁵¹ Frommer, *National cleansing*, 53.

¹⁵² In Aufzeichnungen des tschechoslowakischen Innenministeriums existierten 1945 221 solcher Lager, nach anderen Schätzungen bis zu 500, siehe Tomáš Staněk, *Internierung und Zwangsarbeit. Das Lagersystem in den böhmischen Ländern 1945–1948*, München 2007, 54.

¹⁵³ Nach Schätzungen der Tschechisch-Deutschen Historikerkommission wurden in den ersten vier Monaten nach Kriegsende (also noch vor Unterzeichnung des Potsdamer Abkommens) zwischen 600.000 und 900.000 Personen auf Basis nicht nachvollziehbarer Kriterien als „deutsch“ identifiziert und in der Folge aus der Tschechoslowakei vertrieben oder ausgewiesen. Chad Bryant weist darauf hin, dass viele Historiker/innen diese Angabe als zu niedrig empfinden. Für eine kurze Diskussion unterschiedlicher Schätzungen siehe Bryant, *Prague in black*, 239.

¹⁵⁴ Diese erste Phase der Gewalt gegen die deutsche Bevölkerung wird in der Literatur gemeinhin als Phase der „wildern Vertreibungen“ bezeichnet. Diese Bezeichnung zielt auf den Gegensatz zu den (vermeintlich geordneten) „Bevölkerungstransfers“, wie sie im Rahmen des Potsdamer Abkommens beschlossen wurden. Inwiefern diese gewaltvollen Ausweisungen „wild“ waren, ist auf Grund der bei Staněk angeführten

unter Androhung von Gewalt oder unter tatsächlicher Gewalteinwirkung die Tschechoslowakei.¹⁵⁵ Bis August 1945 galten die österreichischen Grenzen als relativ durchlässig, was von den tschechischen Behörden zunächst genutzt wurde, indem man Teile der deutschsprachigen Bevölkerung aus Südmähren bis zur bzw. über die „grüne Grenze“ trieb. Letztlich wurde dieses Vorgehen aber mit Blick auf die „Erhaltung guter Beziehungen zum südlichen Nachbarn“ aufgegeben.¹⁵⁶ Mindestens 70.000 Menschen kamen damals dennoch auf diesem Weg in Österreich an.¹⁵⁷

Bereits am 19. Mai 1945, zwei Wochen nach Kriegsende, legte die tschechoslowakische Regierung Kriterien fest, nach denen die Enteignung des Besitzes deutscher Einwohner/innen stattfinden sollte: Relevant war diesen nach nicht nur die deutsche „Reichsbürgerschaft“ der zu Enteignenden während des Krieges, sondern auch ihre nationale und politische Gesinnung in den vergangenen 16 Jahren – insofern diese dokumentiert war. Auf diesem Weg wurden rückwirkend seit 1929 getätigte Angaben über die nationale Zugehörigkeit zum Kriterium für die Ausweisung.¹⁵⁸ Bei der Umsetzung kamen dazu neben Mitgliedschaften in politischen Parteien und Organisationen in diesem Zeitraum auch Angaben, die im Rahmen von Volkszählungen gemacht wurden, zum Einsatz. Seit 1930 hatte es davon in der Tschechoslowakei zwei gegeben,¹⁵⁹ die wie bereits dargestellt unterschiedliche Kriterien für die Bestimmung von „Nationalität“ heranzogen: Indem das Präsidialdekret beide

Involvierung des tschechoslowakischen Geheimdienstes Sbor národní bezpečnosti (Amt für Nationale Sicherheit) zu bezweifeln oder zumindest zu relativieren. Siehe Staněk, Verfolgung 1945, 33 f.

¹⁵⁵ Frommer, National cleansing, 34.

¹⁵⁶ Staněk, Verfolgung 1945, 197.

¹⁵⁷ Wilhelm R. Schießleder, Das österreichische Flüchtlingsproblem. Ein Bericht für die AER-Tagung in Salzburg 18. bis 21. April 1955, in: *Integration. Bulletin International* 1 (1954) 1, 239–289, 255. So etwa im Fall von Brünn/Brno, wo in der Nacht von 30. auf 31. Mai rund 20.000 Deutsche über die Grenze nach Österreich „hinausgeführt“ wurden. In der „sudetendeutschen“ Literatur ist dieser Akt der Vertreibung als „Brünner Todesmarsch“ bekannt. Siehe Staněk, Verfolgung 1945, 115–120.

¹⁵⁸ 5. Dekret des Präsidenten der Republik vom 19. Mai 1945 über die Ungültigkeit einiger vermögensrechtlicher Rechtsgeschäfte aus der Zeit der Unfreiheit und über die nationale Verwaltung der Vermögenswerte der Deutschen, der Madjaren, der Verräter und Kollaboranten und einiger Organisationen und Anstalten (Faksimile), mit einer Einleitung von Manfred Kittel und in Übersetzung von Leo Witzens, siehe http://www.1000dok.digitale-sammlungen.de/dok_0095_ben.pdf [letzter Aufruf am 13. Juli 2018]. Die beiden Verfassungsdekrete 5/1945 und 33/1945 werden in Deutschland und Österreich in der Öffentlichkeit unter dem Namen „Beneš-Dekrete“ verhandelt.

¹⁵⁹ Maria Rhode hat in ihrer quantitativen Untersuchung zu „Nationalitätenwechslern“ festgestellt, dass 5 Prozent der Einwohner/innen des „Sudetengaus“ zwischen 1930 und 1939 ihre Nationalitäten gewechselt hatten (in beide Richtungen), siehe Maria Rhode, Der Wechsel des nationalen Bekenntnisses in der Tschechoslowakei 1930–1950 und seine Bedeutung für die Zahl der sudetendeutschen Vertreibungsoffer. in: Detlef Brandes/Edita Ivaničková/Jiří Pešek (Hrsg.), *Erzwungene Trennung. Vertreibungen und Aussiedlungen in und aus der Tschechoslowakei, 1938-1947 im Vergleich mit Polen, Ungarn und Jugoslawien*, Essen 1999, 179–196, 190 f.

Volkszählungen gleichermaßen relevant machte, erlangten sowohl die Muttersprache (Zensus von 1930) als auch das politische Bekenntnis (Zensus von 1939) der Betroffenen für Enteignung und Ausweisung Bedeutung. Für die Praxis bedeutete das, dass jede Person deutscher Muttersprache (egal welchen politischen Bekenntnisses) und jede Person, die im Zuge der nationalsozialistischen „Volks-, Berufs- und Betriebszählung“ am 17. Mai 1939 angegeben hatte, sich (ungeachtet der Muttersprache) dem „deutschen Volk innerlich verbunden zu fühlen“¹⁶⁰ nach Kriegsende als „Deutsche/r“ enteignet und in den meisten Fällen ausgewiesen wurden.

Nur wenige Monate später, am 2. August 1945, wurde allen als „deutsch“ kategorisierten Einwohner/innen die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft aberkannt und so im Zuge des Potsdamer Abkommens ihre Ausweisung vorbereitet.¹⁶¹ Da aber die Anwendung dieser weit mehr Personen die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft aberkannt worden wäre als die tschechoslowakische Regierung Einwohner/innen ihres Landes verlieren wollte, modifizierte das tschechoslowakische Innenministerium die Regelung: Personen, die sich während der NS-Zeit „genötigt durch Druck oder durch besondere berücksichtigungswerte Umstände als Deutsche oder Magyaren gemeldet“ hätten, „aber Tschechen, Slowaken oder Angehörige anderer slawischer Nationen [sind]“, seien – so der Wortlaut – von antideutschen und antimagyarischen Bestimmungen ausgeschlossen.¹⁶² Dabei behielten sich die tschechoslowakischen Behörden das Recht vor, im Einzelfall zu entscheiden, ob die betreffende Person „slawischer Nation“ und die Reichsbürgerschaft „unter Druck“ zustande gekommen war oder nicht. Die praktische Umsetzung dieser Bestimmungen lässt sich jedoch nicht nachvollziehen, da Aufzeichnungen darüber fehlen.¹⁶³

Auf dieser gesetzlichen Basis wurden ab Januar 1946 die Bestimmungen des Potsdamer Abkommens vollzogen, nach denen eine „ordnungsgemäße Überführung deutscher

¹⁶⁰ Gesetz über die Durchführung einer Volks-, Berufs- und Betriebszählung vom 4. Oktober 1937, Reichsgesetzblatt I, 1053, z. n. Rhode, Wechsel des nationalen Bekenntnisses, 182. 125.000 Personen änderten damals Berechnungen von Rhode zufolge ihre Volkszugehörigkeit von „tschechisch“ auf „deutsch“, siehe ebd., 189.

¹⁶¹ 33. Verfassungsdekret des Präsidenten der Republik vom 2. August 1945 über die Regelung der Staatsbürgerschaft von Personen deutscher und magyarischer Nationalität (Faksimile), mit einer Einleitung von Manfred Kittel und in Übersetzung von Benjamin Müller, siehe http://1000dok.digitale-sammlungen.de/dok_0095_ben.pdf, [letzter Aufruf am 07. August 2017].

¹⁶² 33. Verfassungsdekret vom 2. August 1945.

¹⁶³ Bryant, German or Czech, 701.

Bevölkerungsteile“ aus Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn in die alliierten Besatzungszonen nach Deutschland geschehen sollte.¹⁶⁴ Mehr als zwei Millionen unter oben genannten Kriterien „Deutsche“ wurden in der Folge nach Deutschland „repatriiert“, ein Bruchteil von ihnen kam nach Österreich.

Vojvodina¹⁶⁵ und Slawonien¹⁶⁶

Im Staat der Slowenen, Kroaten und Serben (SHS-Staat) bzw. ab 1929 im Königreich Jugoslawien war die Konstruktion nationaler Zugehörigkeiten – anders als in der Tschechoslowakei – zunächst nicht so einer starken politischen Regulierung von oben unterworfen. Vor allem in der Vojvodina und Slawonien¹⁶⁷ begann sich im Laufe der 1920er Jahre, wie Carl Bethke gezeigt hat, die Vorstellung einer deutschen Identität zu etablieren, die „die Schwaben als deutsche Minderheit in Jugoslawien [interpretierte].“¹⁶⁸ 1920 wurde der Schwäbisch-Deutsche Kulturbund gegründet, der schon damals vom „deutschen Mutterland“ finanziell unterstützt wurde. Mit seiner Hilfe sollte sich in den kommenden Jahren in der Region eine deutsche Identität stiftende Infrastruktur bilden: Neben einem Verlagshaus („Deutsches Volksblatt“) zählten zu dieser ein umfassendes Genossenschaftswesen sowie die Deutsche Schulstiftung, die sich um den Ausbau des deutschsprachigen Schulwesens in Jugoslawien bemühte.¹⁶⁹ Zentrale Akteure der Nationalisierungsdynamiken in den 1920er und 1930er Jahren waren aber auch Jugendliche und junge Erwachsene, die als Angehörige einer

¹⁶⁴ Artikel XIII der Mitteilung über die Dreimächtekonferenz von Berlin (Konferenz von Potsdam), 2. August 1945 (Faksimile), mit einer Einleitung von Rolf Steininger, siehe http://1000dok.digitale-sammlungen.de/dok_0011_pot.pdf [letzter Aufruf am 18. Mai 2018].

¹⁶⁵ Unter der Vojvodina versteht man jene Gebiete im Norden Serbiens, die bis 1918 zu Österreich-Ungarn gehörten. Zur Vojvodina zählen Syrmien, die Batschka, das Banat und (bis 1945) die Baranja. Carl Bethke verweist auf die oft unscharfe Definition des genauen geographischen Gebietes. Bis 1945, als die Vojvodina autonome Provinz innerhalb der jugoslawischen Teilrepublik Serbien wurde, habe sie etwa vor allem kulturgeschichtliche und geographische Bedeutung gehabt und weniger eine administrative. Siehe Bethke, Deutsche und ungarische Minderheiten, 62 f.

¹⁶⁶ Slawonien befindet sich in Nordostkroatien und gehörte im Nationalsozialismus genauso wie Syrmien, das als Teil der Vojvodina gilt, zum Unabhängigen Staat Kroatien (USK).

¹⁶⁷ Aus pragmatischen Gründen habe ich mich dafür entschieden, in dieser Arbeit zur Bezeichnung der Regionen die im deutschen Sprachraum üblichen Namen bzw. Schreibweisen zu verwenden.

¹⁶⁸ Bethke, Deutsche und ungarische Minderheiten, 19.

¹⁶⁹ Zu kulturellen und wirtschaftlichen Vereinigungen der „deutschen“ Bevölkerung in der Zwischenkriegszeit siehe Suppan, Hitler – Beneš – Tito; speziell zum Genossenschaftswesen Bernd Robionek, Zwischen Anspruch und Wirklichkeit: Das deutsche Genossenschaftswesen in der Vojvodina (1922-1941), in: Andreas Eichmüller/Matthias Weber (Hrsg.), 20. Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, München 2012.

Mittelschicht nach Deutschland und Österreich gingen, um dort Studium oder Ausbildung zu absolvieren. Mit ihnen drang völkisches, deutschnationales und später nationalsozialistisches Gedankengut vor allem in ländliche Regionen vor.¹⁷⁰ Trotz des zunehmenden nationalen bzw. „rassischen“ Bewusstseins in der Bevölkerung befeuerte der jugoslawische Staat die Zuweisung und Festschreibung nationaler Kategorien in einem weitaus geringeren Ausmaß als das in der Tschechoslowakei der Fall war. Im jugoslawischen Zensus von 1931 etwa wurde nicht die Nationalität der Bevölkerung abgefragt bzw. zugewiesen, sondern es wurde lediglich ihre Muttersprache gezählt.¹⁷¹ 499.969 Personen gaben damals Deutsch als ihre Muttersprache an, das waren rund 3,5 % der jugoslawischen Gesamtbevölkerung.¹⁷²

Die innenpolitischen und außenpolitischen „Erfolge“ des Deutschen Reiches in den 1930er Jahren trugen die nationalsozialistische Ideologie und Rhetorik weit über die Grenzen des Deutschen Reiches hinaus. Die deutschsprachige Bevölkerung anderer europäischer Staaten sah ihre Chance, Teil dieser Erfolgsgeschichte zu werden. Gleichzeitig sorgte die Arbeit der Volksdeutschen Mittelstelle (VoMi)¹⁷³ für eine direkte politische Einflussnahme des Reiches auf die „Volksdeutschen“. So auch in Jugoslawien, wo die nationalsozialistische Erneuerungsbewegung, die zuvor nur eine unter mehreren politischen Parteien der deutschsprachigen Bevölkerung gewesen war, im Juni 1939 die Führung im bisher konservativ dominierten Kulturbund übernahm. Die VoMi, deren Kernaufgaben die „Sicherung des Volkstums in den Ostgebieten und im Reich“ sowie die Gleichschaltung aller in Volkstums- und Grenzlandfragen tätigen Organisationen war und die bei der Machtübernahme der „Erneuerer“ federführend mitgewirkt hatte, stand in Jugoslawien

¹⁷⁰ In Osijek/Esseg gehörten 1938 von (nach dem Zensus von 1931) insgesamt 9.731 „Deutschsprachigen“ nur 703 Personen dem Kulturbund an. Siehe Bethke, Deutsche und ungarische Minderheiten, 457.

¹⁷¹ Ortsweise Ergebnisse der Zählung hinsichtlich Muttersprache und Konfession wurden erst von den deutschen Besatzern veröffentlicht. Nach deren Angaben sei allerdings das „Rohmaterial der Zählung 1931 sowie auch ein großer Teil der Zwischenberechnungen und Ortstabellen“ unter den „Feldzugseinwirkungen 1941 verloren gegangen.“ Die veröffentlichten Ergebnisse beriefen sich auf ein Manuskript, das zum Zeitpunkt der Besetzung vorgelegen habe – so Wilfried Krallert, Leiter der Publikationsstelle im Vorwort, siehe Die Gliederung der Bevölkerung des ehemaligen Jugoslawien nach Muttersprache und Konfession nach den unveröffentlichten Angaben der Zählung von 1931, bearbeitet und hrsg. v. der Publikationsstelle Wien, Wien 1943, 3.

¹⁷² Diese Zahl inkludiert deutschsprachige Jüdinnen und Juden (10.026). Die Mehrheit der Deutschsprachigen bekannte sich 1931 aber zum katholischen Glauben (383.690), gefolgt vom evangelischen (ca. 100.000, verschiedene Ausrichtungen). Siehe Gliederung der jugoslawischen Bevölkerung 1931, 10.

¹⁷³ Siehe Zoran Janjetović, Die Donauschwaben in der Vojvodina und der Nationalsozialismus, in: Mariana Hausleitner (Hrsg.), Vom Faschismus zum Stalinismus. Deutsche und andere Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa 1941–1953, München 2008, 219–235, 222.

angesichts der starken „Durchmischung“ der deutschen Bevölkerung mit anderen Bevölkerungsgruppen vor einer besonderen Herausforderung.

Um das nationalsozialistische „rassische“ Kategoriensystem in der Region überhaupt in die Praxis umsetzen zu können, bedurfte es zunächst einer Revision der Kriterien, nach welchen eine Person als Deutsche/r galt und Mitglied im „Kulturbund“ werden konnte: Nachdem lokale Akteure an der Durchsetzung einer sich auf die Abstammung des einzelnen berufenden Linie scheiterten,¹⁷⁴ nahm sich im April 1939 Reichsinnenminister Wilhelm Frick der Sache an und entschied, dass (ähnlich wie im Protektorat) „politisches Bekenntnis, nicht abschließend definierte Abstammungsmerkmale und Ermessungsspielraum“¹⁷⁵ für die Zugehörigkeit zum deutschen Volk entscheidende Kriterien seien. Es ging nicht mehr ausschließlich um Zugehörigkeit auf Grund von „Rasse“, die anhand vermeintlich objektiver Kriterien von oben bestimmt wurde. Vielmehr waren es die Betroffenen selbst, die etwa auf Grund individueller Interessenslagen (zum Beispiel Mitgliedschaft in Sport- und Kulturvereinen, Zugang zu Bildungsangeboten und sozialen Unterstützungsleistungen) Anträge auf Aufnahme in den Kulturbund stellten.¹⁷⁶ Dabei schien eine Mitgliedschaft im Kulturbund vor allem für bestimmte Gruppen in der Bevölkerung interessant gewesen zu sein. Bethke hat etwa für Kroatien festgestellt, dass sich die Zugehörigkeit zum Kulturbund vor allem nach Beruf, Alter und Geschlecht richtete: So seien Landwirte und Handwerker, aber ebenso die unter 20jährigen Männer und 30 bis 40jährigen Frauen besonders stark vertreten gewesen.¹⁷⁷

Der Zugriff des Deutschen Reiches auf die vermeintlich deutsche Bevölkerung in Jugoslawien sollte im April 1941 mit der Zerschlagung Jugoslawiens¹⁷⁸ durch das Deutsche Reich noch direkter und umfassender werden: Die Wohngebiete der deutschsprachigen Bevölkerung

¹⁷⁴ Eine interessante Darstellung zeitgenössischer lokaler Auseinandersetzungen zu dieser Frage wie etwa zwischen dem Osijeker Kreisleiter Stumpf und dem späteren „Volksgruppenführer“ Branimir Altgayer findet man bei Bethke, Deutsche und ungarische Minderheiten, hier 409.

¹⁷⁵ Für die Volkszugehörigkeit ist das Bekenntnis entscheidend, in: Deutsches Volksblatt, 2.4.1939, z. n. Bethke, Deutsche und ungarische Minderheiten, 411.

¹⁷⁶ Bethke, Deutsche und ungarische Minderheiten, 225.

¹⁷⁷ Bethke beruft sich hier auf Aufzeichnungen von Altgayer aus dem Jahr 1936, die sich im Wesentlichen mit seinen eigenen Erhebungen für 1939 deckten. Siehe Bethke, Deutsche und ungarische Minderheiten, 456.

¹⁷⁸ Der nördliche und der östliche Teil Sloweniens wurden Teil des Deutschen Reiches, während der südliche Teil an Italien ging. In den folgenden Ausführungen werden die weiteren Entwicklungen in Slowenien nicht mehr berücksichtigt.

wurden damals zwischen dem von faschistischen Ustascha¹⁷⁹ regierten Kroatien, der nun zu Horthy-Ungarn gehörenden Batschka und dem von der deutschen Wehrmacht besetzten Serbien aufgeteilt. Der in Serbien befindliche Teil des Banat wurde unter deutsche Zivilverwaltung gestellt. In allen Teilen Jugoslawiens sicherte sich das Deutsche Reich aber (wenn auch in unterschiedlicher Intensität) den Zugriff auf die deutschsprachige Bevölkerung. Im Folgenden werde ich kurz auf die Situation der deutschen Bevölkerung in den einzelnen Gebieten eingehen.

Auf die Gründung des „Unabhängigen Staates Kroatien“ (USK) reagierten weite Teile der Bevölkerung – insofern sie nicht serbisch oder jüdisch waren – durchaus positiv.¹⁸⁰ Bereits im März 1941 war der Schwäbisch-Deutsche Kulturbund auf Anweisung aus dem „Reich“ hin aufgelöst worden. Den Zugriff auf die deutschsprachige Bevölkerung sicherte sich das Deutsche Reich aber weiterhin durch direkten Zugriff auf seine Nachfolgeorganisation, der „Deutschen Volksgruppe in Kroatien“ (DVGK). Neben der formalen Gleichberechtigung mit der kroatischen Bevölkerung wurde dieser garantiert, im USK „deutsches Volkstum und das ungehinderte Bekenntnis zu ihrer nationalsozialistischen Weltanschauung“ ausüben zu können.¹⁸¹ Die DVGK erhielt in einem Abkommen mit dem USK den Status einer juristischen Person öffentlichen Rechts, was praktisch einer „vollständigen Eigenständigkeit“ der Volksgruppe gleichkam.¹⁸² Als Massenorganisation erfasste die DVGK alle gesellschaftlichen Bereiche, darunter die (bewaffnete) „Deutsche Mannschaft“¹⁸³ (deren

¹⁷⁹ Zur Frage, ob und inwiefern man die Ustascha als faschistisch bezeichnen kann, gibt es unterschiedliche Haltungen, die sich zwischen dem Anspruch möglichst präziser ideengeschichtlicher Kategorienbildung und dem Anspruch, die Ideologie „Faschismus“ in jeweils verschiedenen Kontexten zu untersuchen und es bei dieser Überkategorie zu belassen bewegen. Für eine Diskussion dieser unterschiedlichen Ansätze mit Bezug auf die Ustascha siehe Alexander Martin Korb, *Im Schatten des Weltkriegs. Massengewalt der Ustaša gegen Serben, Juden und Roma in Kroatien 1941-1945*, Hamburg 2013, 60–63.

¹⁸⁰ Siehe Korb, *Im Schatten des Weltkriegs*, 68.

¹⁸¹ Gesetzesverordnung über die Rechtsstellung der deutschen Volksgruppe und des Volksführers im „Unabhängigen Staat Kroatien“ v. 21. Juni und 30. Oktober 1941, Übersetzung und Kommentar in: *Dokumentation*, Band V, 135 E. Für die verschiedenen Kanäle nationalsozialistischer Propaganda im USK siehe Mario Jareb, *German Media and Propaganda in the Independent State of Croatia from 1941 to 1945*, in: Enes S. Omerović (Hrsg.), *Nijemci u Bosni i Hercegovini i Hrvatskoj - nova istraživanja i perspektive*. "Die Deutschen" in Bosnien und Herzegowina und Kroatien - Neue Forschungen und Perspektiven, Sarajevo 2015, 269–286.

¹⁸² Siehe hierzu Marie-Janine Calic, *Die Deutsche Volksgruppe in Kroatien 1941-1944*, in: *Südosteuropäisches Archiv* 31 (1987/88) 30, 148–175.

¹⁸³ Zu den unterschiedlichen Phasen tatsächlicher wie vermeintlicher „Freiwilligkeit“ bei der Rekrutierung von „Volksdeutschen“ zur Waffen-SS in Südosteuropa siehe Holm Sundhaussen, *Zur Geschichte der Waffen-SS in Kroatien 1941-1945*, in: *Südost-Forschungen* (1971) XXX, 176–196; Martin Broszat, *Die „Deutsche Mannschaft“ und die „Einsatzstaffeln“ der Deutschen Volksgruppe Kroatien*, in: *Institut für Zeitgeschichte* (Hrsg.), *Gutachten des Instituts für Zeitgeschichte*, München 1958, 410–411; für die Rekrutierung in den Ungarn

Mitglieder ab 1943 in großen Teilen zur SS eingezogen wurden), die „Deutsche Frauenschaft“, die „Deutsche Jugend“ sowie der „Deutsche Arbeitsdienst“. Die „Nationalsozialistische Deutsche Gefolgschaft Kroatien“ (NSDGK) übernahm als Eliteorganisation sämtliche Führungsaufgaben.¹⁸⁴ Auf diesem Weg errichtete Deutschland im USK unter dem Banner der Minderheitenpolitik quasi einen „Staat im Staat“.¹⁸⁵ Ganz im Sinne nationalsozialistischer Rassenideologie sollte die DVGK eine „blutsgebundene Gemeinschaft [sein], in die man hineingeboren wird und aus der man nicht austreten kann, außer man wird aus ihr wegen Volksverrats ausgeschlossen.“¹⁸⁶ Aber auch hier galt in der Praxis, dass das politische Bekenntnis ein wesentlicher Faktor für die Zuerkennung der Zugehörigkeit zum „deutschen Volk“ war. Mitglied wurde zunächst automatisch jede/r, die oder der zwei deutsche Elternteile oder drei deutsche Großelternanteile besaß (auf welcher Basis deren vermeintliche „Volkszugehörigkeit“ wiederum ermittelt wurde, geht aus der Verordnung des Volksgruppenführers nicht hervor). Wenn mindestens ein Großelternanteil deutsch war, konnte die Mitgliedschaft beantragt werden, insofern sich die Person zum Nationalsozialismus bekannte und als „rassisch wertvoll“ eingestuft wurde.¹⁸⁷ Die Feststellung der „Volkszugehörigkeit“ erfolgte (im Gegensatz zur Mitgliedschaft im Kulturbund) nur noch in Ausnahmefällen auf Antrag der Betroffenen hin. Wenn man nur einen deutschen Großelternanteil hatte, war ein Beitritt auf Antrag hin durch „freie Willensäußerung“ möglich (insofern man die entsprechende politische Gesinnung und eine „rassische“ Eignung nachweisen konnte).¹⁸⁸

Im Gegensatz zum USK, wo die Mehrheitsbevölkerung kroatisch war und alle Belange der deutschen Bevölkerung im Land unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt wurden, kam es im deutsch verwalteten Banat zu einer Entmachtung der serbischen Bevölkerung.

eingegliederten Regionen der Vojvodina siehe Lorant Tilkovszky, *Die Rekrutierung deutscher Volkszugehöriger zur Waffen-SS in Rumänien und Ungarn*, Pécs 1987.

¹⁸⁴ Siehe Johann Böhm, *Die deutschen Volksgruppen im Unabhängigen Staat Kroatien und im serbischen Banat. Ihr Verhältnis zum Dritten Reich 1941–1945*, Frankfurt am Main et al. 2012, 139 f.

¹⁸⁵ Holm Sundhaussen, *Die Deutschen in Jugoslawien*, in: *Deutsche im Ausland, Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart*, München 1993, 54–69.

¹⁸⁶ Anordnung zur Anerkennung der Volkszugehörigkeit v. 14. Oktober 1941, in: *Verordnungsblatt der Volksgruppenführung 6/1941* (Digitalisat), siehe http://digital.onb.ac.at/OnbViewer/viewer.faces?doc=ABO_%2BZ19431090X [letzter Aufruf am 28. Juni 2018].

¹⁸⁷ Siehe auch Marie-Janine Calic, *Die Deutsche Volksgruppe im „Unabhängigen Staat Kroatien“, 1941–1944*, in: Mariana Hausleitner (Hrsg.), *Vom Faschismus zum Stalinismus. Deutsche und andere Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa 1941-1953*, München 2008, 11–22, 14.

¹⁸⁸ Portmann, *Kommunistische Revolution*, 99.

Diese hatte bis dahin einen großen Teil der politischen Macht in der Region inne gehabt. Der östlich der Theiß gelegene serbische Teil des Banat bildete ab April 1941 eine eigene, zentralistisch organisierte Verwaltungseinheit, deren politische Spitzenpositionen durch die Bank mit Nationalsozialist/innen aus der lokalen deutschsprachigen Bevölkerung besetzt wurden.¹⁸⁹ Der wohl größte Unterschied zur Situation im USK war, dass dort „die Transformation der im königlichen Jugoslawien zwar nicht verfolgten, aber dennoch unterprivilegierten deutschen Minorität zum de facto Staatsvolk“ erfolgte. Gleichzeitig wurde die „vormals staatstragende serbische Mehrheitsbevölkerung“ zu Bürgern zweiter Klasse degradiert.¹⁹⁰ Zu dieser Machtverschiebung von der serbischen hin zur deutschen Bevölkerung gesellte sich nach Thomas Casagrande ein stärker werdender Antisemitismus, der das Zusammengehörigkeitsgefühl der deutschsprachigen Bevölkerung untereinander sowie ihre Zugehörigkeitsgefühle zum Deutschen Reich stärkte und so bei der Herausbildung deutscher Identität in der Region behilflich war.¹⁹¹ Diese Exklusionsmechanismen griffen bis ins Extreme: Insgesamt kamen nach Schätzungen von Holm Sundhaussen im deutschen Besatzungsgebiet „Restserbien“ und dem von „Volksdeutschen“ verwalteten Banat rund 80.000 Personen in nationalsozialistischen Konzentrationslagern, im Zuge von „Sühneaktionen“ oder in anderen Kampfhandlungen ums Leben,¹⁹² darunter rund 15.000 serbische Jüdinnen und Juden.¹⁹³ Wie in Kroatien kam es auch im Banat zur Etablierung von NS-Massenorganisationen nach Vorbildern aus dem Deutschen Reich¹⁹⁴ und bereits ab 1941 zu freiwilligen und (später) unfreiwilligen Beitritten zu SS-Einheiten.¹⁹⁵ Auch wurden männliche Deutsche im Banat zur Wehrmacht rekrutiert. Während sich bis zum Frühjahr 1942 vor allem Freiwillige meldeten, wurden später alle „wehrfähigen Männer“ vom Oberkommando der Wehrmacht (OKW) systematisch erfasst und zum Dienst in der

¹⁸⁹ Für das Verhältnis zwischen lokalen deutschsprachigen Akteuren und dem „Reich“ siehe Zakić, *Ethnic Germans*.

¹⁹⁰ Portmann, *Kommunistische Revolution*, 86.

¹⁹¹ Casagrande, „Prinz Eugen“, 173.

¹⁹² Holm Sundhaussen, *Geschichte Jugoslawiens. 1918–1980*, Stuttgart et al. 1982, 126.

¹⁹³ Michael Portmann/Arnold Suppan, *Serbien und Montenegro im Zweiten Weltkrieg (1941–1944/45)*, in: *Österreichische Osthefte* 47 (2005) 1/4, 265–296, 273. Zum Holocaust in Serbien siehe außerdem Walter Manoschek, „Serbien ist judenfrei“. Militärische Besatzungspolitik und Judenvernichtung in Serbien 1941/42, München 2009.

¹⁹⁴ Siehe hierzu weiter Böhm, *Deutsche Volksgruppen*, 139–175 sowie 259–293.

¹⁹⁵ Die verstärkte Rekrutierung von „Volksdeutschen“ zur Waffen-SS entsprach einer ab 1942 generellen Trendwende der Rekrutierungspolitik, siehe Stefan Hördler, *Die KZ-Wachmannschaften in der zweiten Kriegshälfte. Genese und Praxis*, in: Angelika Censebrunn-Benz/Marija Vulesica (Hrsg.), *Bewachung und Ausführung. Alltag der Täter in nationalsozialistischen Lagern (Reihe Geschichte der Konzentrationslager 1933–1945)*, Berlin 2011, 127–145.

Wehrmacht oder Waffen-SS verpflichtet. Beides, sowohl der Dienst in der Wehrmacht als auch in der Waffen-SS, waren stets automatisch mit dem Erhalt der deutschen Staatsangehörigkeit verbunden.¹⁹⁶ Im Laufe des Jahres 1944 rückten die sowjetischen Truppen immer näher und die deutschen Einheiten begannen ihre Vorbereitungen für den Abzug zu treffen. Im Unterschied zu Syrmien und der ungarischen Batschka wurde die deutsche Bevölkerung im Banat angesichts der herannahenden Front nicht mit Hilfe nationalsozialistischer Behörden und (teilweise) dem Schutz deutscher Einheiten evakuiert. Vielmehr flüchteten zwischen 20.000 bis 30.000 deutsche Einwohner/innen mit Abzug der deutschen Truppen im September 1944,¹⁹⁷ während 85.000 Personen zurückblieben und nach der Machtübernahme der Partisanen größtenteils in Lagern interniert wurden.¹⁹⁸

Batschka und Baranja, die im Osten gelegenen Teile der Vojvodina, standen im Gegensatz zum Banat nach 1941 nicht unter deutscher Herrschaft.¹⁹⁹ Als entgegen der Erwartungen der deutschsprachigen Bevölkerung die ungarischen und nicht die deutschen Truppen am 11. April 1941 in der zwischen Donau und Theiß gelegenen Batschka (und der weiter westlichen Baranja) einmarschierten, war die dort ansässige deutschsprachige Bevölkerung zunächst bitter enttäuscht: Sie hatte mit einem Einmarsch der deutschen Wehrmacht gerechnet.²⁰⁰ Ungarn war zwar ein Verbündeter des Deutschen Reiches, dort besaß dieses aber mit Abstand am wenigsten Einfluss auf die deutschsprachige Bevölkerung. Im Gegenteil: Den Tätigkeiten des 1938 gegründeten „Volksbund der Deutschen in Ungarn“ (VDU) waren in den vergangenen Jahren von ungarischer Seite immer wieder Grenzen gesetzt worden. So gab es zwar auch im VDU Massenorganisationen wie das zum Beispiel in Kroatien der Fall war. Die „Deutsche Mannschaft“ etwa war in Ungarn aber – im Unterschied zu Kroatien und Serbien – bis im Herbst 1944 (zumindest offiziell) unbewaffnet und wurde lediglich zur Bewachung der Ernteerträge vor Partisanenübergriffen eingesetzt.²⁰¹ Seit dem am 30. August 1940 zwischen

¹⁹⁶ Zur Geschichte der Waffen-SS im Banat siehe auch Thomas Casagrande/Michael Schvarc/Norbert Spannenberger/Ottmar Trașcă, *The Volksdeutsche. A case study from south-eastern Europe*, in: Jochen Böhrer/Robert Gerwarth (Hrsg.), *The Waffen-SS. A European History*, Oxford 2017, 209–251.

¹⁹⁷ Portmann, *Kommunistische Revolution*, 88.

¹⁹⁸ Portmann, *Kommunistische Revolution*, 227.

¹⁹⁹ Da für diese Studie die Situation der deutschsprachigen Bevölkerung in der Vojvodina vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg relevant ist, wird an dieser Stelle auch die Situation in den zeitweise unter ungarischer Herrschaft stehenden Gebieten (Batschka und Baranja) behandelt.

²⁰⁰ Siehe Norbert Spannenberger, *Der Volksbund der Deutschen in Ungarn 1938–1945 unter Horthy und Hitler*, München 2005, 406.

²⁰¹ Spannenberger, *Volksbund*, 287.

dem Deutschen Reich und Ungarn geschlossenen Wiener Abkommen, das unter anderem die Rechte der deutschen Bevölkerung regeln sollte, hing in Ungarn die Kategorisierung als „Deutsche“ nicht mehr (wie etwa in Kroatien) zu einem großen Teil vom subjektiven Bekenntnis der Betroffenen ab, sondern oblag der Führung des VDU.²⁰² Wie auch bereits in der Zwischenkriegszeit, war die „Magyarisierung“ der Bevölkerung in Ungarn ein zentrales Anliegen des Horthy-Staates, das den Interessen des Deutschen Reiches zuwider lief. Als am 18. März 1944 deutsche Truppen Ungarn okkupierten, wurde die Führung des Volksbunds abermals enttäuscht: Sie wurden weder bei der Besetzung wichtiger Ämter bedacht noch ihre bewaffneten Einheiten in den Kampf mit einbezogen.²⁰³ Während der sechs Monate deutscher Herrschaft versuchte der VDU zwar verstärkt seine Interessen durchzusetzen und eine ähnliche Stellung wie die deutsche Bevölkerung in Kroatien und Serbien zu erreichen.²⁰⁴ Nur ein halbes Jahr später, im Oktober 1944, übernahmen in Ungarn aber unter dem Schutz des Deutschen Reiches die faschistischen „Pfeilkreuzler“ die Macht, und die „Volkstumspolitik“ geriet abermals ins Hintertreffen.²⁰⁵ Zudem rückten die alliierten Truppen immer näher und in Kroatien begannen bereits erste Evakuierungen. Anders als in Syrmien, wo 90 Prozent der deutschsprachigen Bevölkerung unter Aufsicht und Organisation deutscher Behörden evakuiert wurden, waren für die Ungarn zugesprochenen Gebiete keine Evakuierungspläne ausgearbeitet worden. Volksgruppenführer Franz Anton Basch rief zwar zum Verlassen der Region auf, die Entscheidung über die Migration blieb letztlich jedoch dem Einzelnen überlassen. Rund 95.000 „Deutsche“ machten sich eigeninitiativ von der Batschka in Richtung „Reich“ auf, an die 65.000 entschieden sich zu bleiben und wurden nach der Machtübernahme der jugoslawischen Einheiten in Lagern interniert.²⁰⁶

Wie in der Tschechoslowakei veränderten sich auch in Jugoslawien nach dem Krieg die Kriterien, nach welchen jemand als „Deutscher“ identifiziert und in der Folge enteignet, verhaftet oder ausgewiesen wurde: Aus Erlässen des „Antifaschistischen Rates der nationalen

²⁰² Siehe „Volksdeutscher Kalender“ 1941, Budapest, z. n. Das Schicksal der Deutschen in Ungarn, Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa, Band II, hg. vom Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte, Düsseldorf 1956, 23 E. Für eine kritische Auseinandersetzung mit den Bänden „Dokumentation der Vertreibung“ siehe Matthias Beer, Das Großforschungsprojekt "Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa" im Spannungsfeld von Politik und Zeitgeschichte, in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* 46 (1998) 3, 345–390.

²⁰³ Spannenberger, Volksbund, 406.

²⁰⁴ Zu den genauen Forderungen siehe Spannenberger, Volksbund, 410.

²⁰⁵ Siehe Spannenberger, Volksbund, 425–427.

²⁰⁶ Portmann, Kommunistische Revolution, 226 f.

Befreiung Jugoslawiens“ (AVNOJ), die Enteignungen von „Volksfeinden“ im November 1944 betrafen, geht hervor, dass sich diese zunächst vor allem am politischen Bekenntnis der Betroffenen während des Krieges, anstatt an Kriterien wie „Nationalität“ oder „Rasse“ orientierten.²⁰⁷ Dieser Fokus auf das politische Bekenntnis entsprach in theoretischer Hinsicht dem Selbstverständnis der im November 1945 proklamierten „Föderativen Volksrepublik Jugoslawien“, wo die nationale Frage zumindest bis Anfang der 1950er Jahre „tabuisiert oder zumindest marginalisiert wurde“²⁰⁸ und (zumindest kein offizielles) Kriterium für die Exklusion und Verfolgung bestimmter Bevölkerungsgruppen war. Wie diese Bestimmungen jedoch letztlich in die Praxis umgesetzt wurden und anhand welcher Kriterien „Volksfeinde“ identifiziert, enteignet und interniert wurden, ist nach derzeitiger Forschungslage, so der Schluss Portmanns nach ausführlichen Archivrecherchen, für die Zeit bis Juni 1945 unklar. Mehrere hundert bis tausende Personen seien jedenfalls im Frühjahr 1945 allein auf Basis eines deutschen Familiennamens enteignet und interniert worden.²⁰⁹ In der „Auslegung“ der Bestimmungen vom Juni 1945 problematisierte das Präsidium des Antifaschistischen Rates diese offen gelassene Definition und konkretisierte in der Folge die Kriterien, die darüber entschieden, ob jemand enteignet und ihm oder ihr die Bürgerrechte aberkannt werden sollten: Es seien „solche jugoslawischen Staatsbürger deutscher Volkszugehörigkeit betroffen, die sich während der Okkupation als Deutsche erklärt oder als solche gegolten haben, ohne Rücksicht darauf, ob sie vor dem Krieg als solche aufgetreten sind oder als assimilierte Kroaten, Slowenen oder Serben gegolten haben.“²¹⁰ Von den Maßnahmen ausgenommen wurden Personen, die sich entweder im „nationalen Befreiungskampf“ engagiert hatten oder bereits vor dem Krieg als assimiliert galten und auch währenddessen keiner deutschen Vereinigung beitraten. Zudem sollten auch Personen in Mischehen von den Maßnahmen nicht

²⁰⁷ Siehe hierzu „Beschluss des AVNOJ vom 21. November 1944 über den Übergang von Feindvermögen in das Eigentum des Staates, über die staatliche Verwaltung des Vermögens abwesender Personen und die Sequestration des Vermögens, das von den Besatzungsbehörden zwangsveräußert wurde.“, in: Dokumentation, Band V, 180 E und „Auslegung vom 8. Juni 1945 zu Art. 1, Pkt. 2, des am 21. November 1944 erlassenen AVNOJ-Beschlusses“, in: Dokumentation, Band V, 183 E.

²⁰⁸ Portmann, *Kommunistische Revolution*, 223.

²⁰⁹ Michael Portmann schildert in seiner Arbeit auch die Schwierigkeiten bzgl. der Forschungssituation in den serbischen Archiven zum Thema. Er selbst konnte nur wenige Quellen aus Archiven in Serbien und der Vojvodina sichten, anhand derer er die Sicht „donauschwäbischer“ Forschungsarbeit und Erinnerungsberichte ergänzen konnte. Portmann, *Kommunistische Revolution*, 225 und 245.

²¹⁰ Auslegung zu Art. 1, Punkt 2 des am 21. November 1944 erlassenen AVNOJ-Beschlusses, 8. Juni 1945, Übersetzung und Kommentar: Das Schicksal der Deutschen in Jugoslawien, Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa, Band V, hg. vom Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte, Düsseldorf 1961, 183 E.

(mehr) betroffen sein. Im Unterschied zur Tschechoslowakei, wo das nationale Bekenntnis der betreffenden Person auf Basis vergangener Volkszählungen als Kriterium für die Verfolgung galt, war in Jugoslawien nicht die in Volkszählungen durchgeführte Kategorisierung ausschlaggebend, sondern es sollte auch der individuelle Grad an „Assimilation“ berücksichtigt werden, also die Frage, inwiefern die Betroffenen sich an Kultur und Sprache der Mehrheitsbevölkerung angepasst hatten. Inwiefern diese Regelungen in der Praxis Umsetzung fanden, ist jedoch ein Desiderat zukünftiger Forschungen.

Zusammenfassend ist zur Migration der deutschsprachigen Bevölkerung aus der Vojvodina und Slawonien zu sagen, dass zwischen zwei Formen (und Phasen) der Wanderung unterschieden werden kann: Erstens Evakuierung und Flucht vor der sowjetischen Armee im Herbst 1944 und zweitens Flucht aus den jugoslawischen Internierungslagern, vorwiegend im Frühjahr 1947. Allein aus (dem damals zum USK gehörenden) Syrmien wurden im Oktober 1944 um die 90.000 Menschen unter Anleitung und Schutz nationalsozialistischer Akteure heraus geführt und im „Reich“ untergebracht.

Die Evakuierung erfolgte mit der Eisenbahn (zum Teil konnte ein bestimmter Teil eines Güterwaggons mit persönlichem Besitz mitgenommen werden) oder in Trecks, die (zumindest teilweise) von der Wehrmacht oder lokalen politischen Funktionären begleitet wurden. Die meisten Evakuierten glaubten (im Einklang mit der nationalsozialistischen Propaganda) an eine vorübergehende Maßnahme, die als Folge des Krieges betrachtet und zur eigenen Sicherheit durchgeführt wurde. Diejenigen unter ihnen, die sich in den ersten Monaten nach Kriegsende auch tatsächlich Richtung „Heimat“ aufmachten, sollten bitter enttäuscht werden: Denn bereits an der Grenze wurden sie verhaftet und in Lagern interniert. Zu diesem Zeitpunkt waren in Jugoslawien bereits all jene in Lagern festgehalten, die seit Herbst 1944 kontinuierlich, aber „chaotisch und ohne festgelegte Kriterien“²¹¹ als „Deutsche“ identifiziert worden waren. In einer Statistik jugoslawischer Behörden hielten sich im Juni 1945 zwischen 110.000 und 120.000 Angehörige der deutschsprachigen Bevölkerung in Lagern auf.²¹²

²¹¹ Portmann, *Kommunistische Revolution*, 163.

²¹² Die Lebensbedingungen in den einzelnen Lagern unterschieden sich sehr stark und reichten von in der „donauschwäbischen“ Literatur als „Todeslager“ oder „Konzentrationslager“ bezeichneten Internierungsorten für Kinder und Alte wie Gakovo/Gakowa oder Knićanin/Rudolfsgnad, in denen Gewalt an den Insassen durch bloße Ignoranz der Behörden gegenüber dem Mangel an Nahrungsmitteln, Medikamenten und hygienischer Grundversorgung ausgeübt wurde. Auf der anderen Seite standen Arbeitslager, die direkt an Betriebe angeschlossen waren und weitaus günstigere Lebensbedingungen boten. Zu den Lebensbedingungen in den

27.000 bis 30.000 „Deutsche“ wurden zwischen Dezember 1944 und Januar 1945 zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion deportiert.²¹³

Im Frühjahr 1947 setzte die zweite Phase der Emigration der deutschen Bevölkerung aus Jugoslawien ein. Damals tolerierten die jugoslawischen Behörden die Flucht von knapp 40.000 deutschen Lagerbewohner/innen.²¹⁴ Die meisten von ihnen machten sich zu Fuß auf den Weg über die „grüne Grenze“ nach Österreich. Obwohl viele von ihnen mit einer Weiterwanderung nach Deutschland gerechnet hatten, kam es nur vereinzelt dazu: Da die „Jugoslawiendeutschen“ nicht unter die Regelungen des Potsdamer Abkommens fielen, war in ihrem Fall auch keine Überführung nach Deutschland vorgesehen, und insofern keine Emigration nach Übersee möglich war, bildete Österreich für viele die Endstation.

II.2 Lebensbedingungen und Versorgungssituation in Österreich 1944–1954

Im Rahmen der dargestellten Migrationsbewegungen kamen zwischen 1944 und 1948 bei einer Gesamtbevölkerung von sieben Millionen rund eine Million „deutschsprachige Flüchtlinge“ (so wie oben erwähnt die Bezeichnung der österreichischen Behörden) nach Österreich. Die Mehrheit von ihnen wanderte so bald wie möglich in die alliierten Besatzungszonen in Deutschland, nach Frankreich oder Übersee weiter,²¹⁵ ca. 400.000 blieben in Österreich und warteten dort – zum Teil noch jahrelang – auf ein dauerhaftes Arbeits- und Aufenthaltsrecht.²¹⁶ Dort weigerten sich Politik und Öffentlichkeit zunächst,

Lagern siehe Hans-Ulrich Wehler, Nationalitätenpolitik in Jugoslawien. Die deutsche Minderheit 1918–1978, Göttingen 1980, 88–91; Portmann, Kommunistische Revolution, 249–267; Suppan, Hitler – Beneš – Tito, 1326–1334.

²¹³ Die Zahl ist eine Schätzung von Hans Ulrich Wehler auf Basis der Anzahl an identifizierten Transporten, siehe Wehler, Nationalitätenpolitik, 83.

²¹⁴ Wehler bezeichnet diese tolerierte Form hinsichtlich des Ausmaßes als „indirekte Form des Abschubs“, siehe Wehler, Nationalitätenpolitik, 92. Portmanns Schätzung kommt auf eine ähnliche Zahl („knapp 40.000“), siehe Portmann, Kommunistische Revolution, 266.

²¹⁵ Für einen Überblick über die alliierte Migrations- und Integrationspolitik in Österreich siehe Andrea Strutz, Displaced Persons nach dem Zweiten Weltkrieg: Migration und Resettlement-Programme als Lösungsansatz. In: Stefan Karner (Hrsg.), Migration – Flucht Vertreibung Integration“, Wien/Köln/Weimar 2018, 93–104 [im Druck].

²¹⁶ Diese Zahl nennt Andreas Weigl unter Verweis auf Daten der Statistik Austria. Andreas Weigl, Migration und Integration, Innsbruck 2009, 16. Tony Radspieler führt zum Stichtag 30. Juni 1952 knappe 350.000 „ethnic Germans“ in Österreich an, siehe Tony Radspieler, The ethnic German refugee in Austria. 1945 to 1954, The Hague 1955, 36. In diese Zahl sind allerdings jene DPs nicht mit einberechnet, die sich nur vorübergehend in Österreich aufhielten.

deutschsprachige Flüchtlinge auf lange Sicht hin im Land aufzunehmen, und obwohl ein eklatanter Mangel an Arbeitskräften herrschte, wurden diese (fast) genauso wie fremdsprachige Flüchtlinge vor allem als Last dargestellt. Bis Anfang der 1950er Jahre waren deutschsprachige Flüchtlinge in rechtlicher Hinsicht als „Ausländer“ im Land und damit in vielerlei Hinsicht von einer gleichberechtigten Teilnahme an der österreichischen Gesellschaft ausgeschlossen.²¹⁷ In kommunistischen und (teilweise) sozialdemokratischen Kreisen dominierte die Überzeugung, dass alle deutschsprachigen Flüchtlinge (genauso wie alle „Reichsdeutschen“) noch bis vor kurzem „Nazis“ gewesen seien, für die es in Österreich keinen Platz geben sollte. Diese Lesart stellte hinsichtlich der Forderungen der Alliierten an Österreich, sich von möglichst allem Deutschen abzugrenzen, einen willkommenen Weg dar, um Wünsche der Alliierten mit innenpolitischen Interessen zu verbinden und zudem von der eigenen Involvierung in den Nationalsozialismus abzulenken.²¹⁸ Die österreichische Bevölkerung war hingegen nicht nur den deutschsprachigen, sondern allen Flüchtlingen gegenüber von Beginn an negativ eingestellt. Während diese erste Ablehnung allerdings – so Michael John – einem „realen Interessenskonflikt“ (der schlechten Versorgungslage und dem Mangel an Wohnraum) geschuldet war, bekamen Protestmaßnahmen der Bevölkerung ab dem Frühjahr 1946 verstärkt antisemitische Züge und wandten sich nach und nach von den deutschsprachigen Flüchtlingen als Zielgruppe ab.²¹⁹ Eine 1948 österreichweit durchgeführte Umfrage der Alliierten zur Einstellung der österreichischen Bevölkerung gegenüber den Nachkriegsflüchtlingen bestätigte schließlich, dass deutschsprachige Flüchtlinge zu diesem Zeitpunkt bereits die mit Abstand am positivsten wahrgenommene Gruppe waren.²²⁰

Für die alliierten Besatzungsmächte galten in Österreich in den ersten Monaten nach Kriegsende alle „non-Austrian civilians who are there because of reasons to the war and are desirous but unable to return to their respective countries without assistance“ als Displaced Persons (DPs) und wurden als solche von diesen versorgt.²²¹ Bald jedoch, im Laufe des Jahres

²¹⁷ Zwischen 1945 und dem 1. Juli 1954 (erstem Geltungstag des Optionsgesetzes) waren 216.439 „Volksdeutsche“ eingebürgert worden, zumeist auf Basis des Staatsbürgerschaftsgesetzes von 1949. Siehe Schiessleder, Flüchtlingsproblem, 272.

²¹⁸ Thomas Albrich, Ende 1945. Fremde, in: *Historicum* (1996) Sommer, 22–28, 26.

²¹⁹ John, Bevölkerung in der Stadt, 309.

²²⁰ Kurt Tweraser, US-Militärregierung in Oberösterreich. Sicherheitspolitische Aspekte der amerikanischen Besatzung in Oberösterreich Süd 1945–1950, hg. vom Oberösterreichischen Landesarchiv, Linz 1995, 343–346.

²²¹ Für eine für Österreich gültige Definition von „Displaced Persons“ in Österreich siehe Military Government Austria, Military Government Handbook, ed. by Allied Forces Headquarters, Wien 1945, Chapter II/1.

1946, erlangte die alliierter Sieghetorik entsprungene Unterscheidung zwischen „allied“ und „ex-enemy DPs“ immer größere Relevanz und bildete bald die Grundlage für behördliche Zuständigkeiten und damit auch für die Versorgungsmöglichkeiten.²²² Während „allied DPs“ automatisch unter dem Schutz der Vereinten Nationen standen und als solche in UN-Lagern unterkamen, adressierte die Kategorie „ex-enemy DPs“ entweder Angehörige der (ehemaligen) deutschsprachigen Minderheiten oder andere Personen, die unter dem Verdacht standen, das NS-Regime oder mit diesem kollaborierende Regime unterstützt zu haben. Sie galten für die UNRRA als „non-eligible“ und sollten so bald wie möglich den österreichischen Behörden zur Versorgung und Unterbringung übergeben werden.²²³

Die Klassifizierung stellte die Behörden im Einzelfall jedoch unweigerlich vor eine Herausforderung:²²⁴ Der große Teil der entsprechenden Personen trug keine Dokumente bei sich und konnte durchaus ein Interesse daran haben, als UN DP (und nicht als Angehöriger ehemaliger „Feindstaaten“) eingestuft zu werden, da diese Aussicht auf eine bessere (alliierte) Versorgung hatten. In der Folge bediente man sich einer allgemeinen, nicht am Einzelfall zu überprüfenden Definition, wer als „Volksdeutscher“ einzustufen sei: In der Satzung der International Refugee Organization (IRO), die im Juli 1947 ihre Arbeit aufnahm, waren „Volksdeutsche“ (so die alliierte Bezeichnung für die deutschsprachige Bevölkerung in Ostmittel- und Südosteuropa) als „Personen deutschen Volkstums, gleichgültig ob sie deutsche Staatsangehörige oder Angehörige deutscher Minderheiten in anderen Ländern sind“ definiert.²²⁵ Anhand welcher Kriterien ein solches „deutsches Volkstum“ in der Praxis

²²² Daniel Gerard Cohen betont, dass diese Unterscheidung zunächst vor allem alliierte Siegerjustiz repräsentierte und in den nachfolgenden Jahren zunehmend zum Spielball politischer Interessen während des Kalten Krieges wurde. Daniel Gerard Cohen, "Who's a Refugee?" Managing Displacement in the Aftermath of World War Two, in: Matthew Paul Berg/Maria Mesner (Hrsg.), *After fascism. European case studies in politics, society, and identity since 1945*, Wien, Piscataway 2009, 25–36.

²²³ Für Ende Dezember 1946 ist im monatlichen Bericht des US Commissioners in Österreich vermerkt, dass sich insgesamt 197.668 DPs in der amerikanischen Besatzungszone befanden, knapp 70.000 galten als „United Nations DPs“, der Rest als „ex-enemy DPs“. Drei Viertel davon (also mehr als 100.000 Personen) werden in der Aufstellung als „Volksdeutsche“ ausgewiesen. Siehe *Military Government in Austria, Report of the United States Commissioner, December 1946*, 48.

²²⁴ Für Tony Judt stellte die „Unterscheidung zwischen Vertriebenen und heimatlosen Flüchtlingen eine der vielen diffizilen Klassifizierungsfragen jener Jahre“ dar. (Tony Judt, *Geschichte Europas. Von 1945 bis zur Gegenwart*, Frankfurt am Main ³2011, 46).

²²⁵ Forschungsstelle für Völkerrecht und ausländisches öffentliches Recht der Universität Hamburg (Hrsg.), *Satzung der Internationalen Flüchtlingsorganisation (IRO)*. Englischer und deutscher Text mit einer Einführung von Karl-Heinz Sonnewald, Frankfurt am Main 1951, 23.

festgestellt wurde, wurde bis dato noch nicht hinreichend untersucht.²²⁶ Seit Sommer 1946 wurden Bewohner/innen der UN-Lager einem zweiten Registrierungsdurchlauf ausgesetzt, im Rahmen dessen sie einer dieser beiden Kategorien zugeordnet wurden.²²⁷ Je nach Klassifizierung verblieben sie entweder in den UN-Lagern oder wurden an die österreichische Verwaltung übergeben. Österreich war bereits damals dazu verpflichtet, alle „ex-enemy DPs“ nach alliierter Anordnung zu versorgen und die finanziellen Mittel dafür aufzubringen.²²⁸

Im folgenden Teil geht es um die Auswirkungen dieser politischen Rahmenbedingungen auf die Versorgung der Betroffenen mit Wohnraum, ihren Zugang zu Nahrungsmitteln und zum Arbeitsmarkt sowie die Zuerkennung der österreichischen Staatsbürgerschaft. Wie bereits in der Einleitung erwähnt, ist diese Darstellung im Rahmen dieser Arbeit umso wichtiger, da umfassende Studien zur Integrationspolitik und Situation der deutschsprachigen Flüchtlinge bis Österreich bisher ausstehen.

Unterkunft in Lagern und außerhalb

Die Situation von DPs in Österreich war vor allem durch Heterogenität gekennzeichnet: zum einen hinsichtlich der Unterscheidung in „allied“ und „ex-enemy“ DPs und die daraus hervorgehenden unterschiedlichen Zuständigkeiten; zum anderen aber auch hinsichtlich der unterschiedlichen Flüchtlingspolitik und Versorgungspraxis in den vier Besatzungszonen (amerikanisch, britisch, französisch, sowjetisch). Denn selbst wenn alle westalliierten Besatzungsmächte UNRRA wie IRO das Mandat für „ihre“ Besatzungszonen erteilten, variierte in diesen die Umsetzung: In der französischen Zone in Tirol und Vorarlberg sicherten sich die Besatzer in Flüchtlingsfragen weitestgehende Eigenmächtigkeit und

²²⁶ Sehr wohl wurde diese vermeintlich eindeutige Kategorisierung angesichts der besonderen Situation deutschsprachiger Flüchtlinge in Österreich innerhalb der alliierten Organisationen (UNRRA, PCIRO, IRO) diskutiert. Siehe Dejnega, Nachkriegschaos.

²²⁷ Im Oktober 1946 wurde knapp 5000 Bewohner/innen von UN DP-Lagern in der US-Zone der Status „allied DPs“ aberkannt. Siehe Military Government in Austria, Report of the United States Commissioner, October 1946, 42. Zu dieser „Operation Reshuffle“ in der Britischen Zone siehe Stieber, Nachkriegsflüchtlinge, 187. Mit Klassifizierungsmaßnahmen in DP-Lagern in Deutschland hat sich Lynn Taylor beschäftigt. Siehe Lynne Taylor, „Please report only *true* nationalities“: The Classification of Displaced Persons in Post-Second World War Germany and its Implications, in: David Cesarani (Hrsg.) *Survivors of Nazi Persecution in Europe after the Second World War. Landscapes after Battle, Volume I*, London/ Portland 2010, 35–53.

²²⁸ Military Government Austria: Report of the United States Commissioner Nos. 1 (November 1945) to 9 (July 1946), Chapter 11, 14 f.

versorgten bis im Juni 1950 alle DPs ungeachtet ihrer politischen Vergangenheit oder nationalen Zugehörigkeit. Ein Beamter des österreichischen Innenministeriums schilderte die Eigenmächtigkeit französischer Versorgungsmaßnahmen in DP-Lagern, indem er berichtete, dass „sogar Liebesgaben, die von österreichischen Hilfsorganisationen beigebracht wurden, dem französischen Lagerleiter übergeben werden mussten, der die Verteilung selbst vornahm“.²²⁹ In der amerikanischen Zone, die den Großteil Oberösterreichs sowie Salzburg umfasste, wurden die mit „ex-enemy DPs“ bewohnten Lager hingegen schon recht bald an die österreichischen Behörden übergeben.²³⁰ In Kärnten und der Steiermark (britische Zone) übernahmen britische Beamte und Sozialarbeiter/innen die Verwaltung und Betreuung aller DPs in Lagern.²³¹ Ab Herbst 1947 wurden dort eigene Lager für deutschsprachige Flüchtlinge errichtet, für welche ab Juni 1948 ebenfalls dann Österreich zuständig war.²³² Da die Sowjetunion weder die DP-Klassifizierungen noch sonstige Tätigkeiten der Vereinten Nationen in der Flüchtlingsbetreuung anerkannte, wies sie auch die Tätigkeit alliierter Organisationen in der Flüchtlingsbetreuung für die sowjetische Zone (diese reichte vom nordöstlichen Oberösterreich über Niederösterreich bis ins Burgenland) zurück.²³³ DPs, die sich unmittelbar nach Kriegsende in der sowjetischen Besatzungszone aufhielten, wurden so schnell wie möglich repatriert oder versuchten, legal oder illegal in die westlichen Zonen zu gelangen. Zwar gab es auch in der sowjetischen Zone Lager für DPs, über diese ist bis dato aber kaum etwas bekannt.²³⁴

Zumindest eine große Gemeinsamkeit hatten die drei westlichen Besatzungszonen jedoch in den ersten Nachkriegsmonaten in der Flüchtlingsbetreuung:²³⁵ Hinsichtlich der Versorgung der DPs herrschte – jenseits von Fragen über formale Zuständigkeit – vor allem das Gesetz der Notwendigkeit. Alle DPs wurden bis zur Arbeitsaufnahme der UNRRA im Frühjahr 1946 unbeachtet ihrer Nationalität oder ihrer Vorgeschichte dort untergebracht, wo gerade Platz

²²⁹ Alfons Just: Die Flüchtlingsfürsorge in Österreich, in: Die öffentliche Fürsorge in Einzeldarstellungen, Wien 1951, 1–15, 5.

²³⁰ Siehe Just, Flüchtlingsfürsorge.

²³¹ Ähnlich stellte sich die Situation auch in Lagern in der britischen Besatzungszone in Deutschland dar. Siehe dazu ausführlich Johannes-Dieter Steinert, Nach Holocaust und Zwangsarbeit. Britische humanitäre Hilfe in Deutschland: die Helfer, die Befreiten und die Deutschen, Osnabrück 2007.

²³² Stieber, Nachkriegsflüchtlinge, 171–190.

²³³ Siehe hierzu von Stedingk, Flüchtlingswesen, 43–53; sowie Stieber, Nachkriegsflüchtlinge, 151–167.

²³⁴ Für diesen Hinweis danke ich Anne Unterwurzacher.

²³⁵ Im Folgenden beschränke ich mich auf die Darstellung der Situation in der amerikanischen, britischen und französischen Besatzungszone. Die Situation in der sowjetischen Zone bleibt auf Grund der schwierigen Quellenlage bzw. Zugänglichkeit der Quellen weiterhin ein Forschungsdesiderat.

war.²³⁶ Im Laufe der nächsten Jahre kam es auch wie bereits erwähnt zu einer räumlichen Trennung der Flüchtlinge auf Basis ihrer Kategorisierung als „allied“ oder „ex-enemy“ DPs. Daniel G. Cohen geht davon aus, dass letztendlich insgesamt nur rund zehn Prozent aller Flüchtlinge als „allied DPs“ eingestuft wurden.²³⁷ Basierend auf dieser Schätzung ist es selbsterklärend, dass sich bald die Mehrheit der DPs und auch der Lager unter österreichischer Verantwortung stand. Bereits im März 1947 lebten in ganz Österreich mehr als zwei Drittel aller DPs in von Österreich verwalteten Lagern.²³⁸ Diese wurden mit dem Ziel, laufende Kosten der Lager zu reduzieren, weitgehend umstrukturiert. Das sollte vor allem mittels der Einhebung eines Entgelts der Bewohner/innen erfolgen, was nicht nur einen Beitrag zu den anfallenden Kosten darstellen, sondern darüber hinaus die „Selbsterhaltung“ der Flüchtlinge vorantreiben sollte. In den entsprechenden Richtlinien, die damals vom Innenministerium an die Lagerverwaltungen gingen, hieß es dazu wörtlich: „Der Grundgedanke der Selbsterhaltung erschöpft sich keineswegs darin, daß die arbeitsfähigen Lagerinsassen Beiträge aus ihrem Arbeitsverdienst leisten, damit die Kosten eines überorganisierten, komplizierten funktionierenden Lagerbetriebs um ein geringes Maß herabgesetzt werden. Die Lagerinsassen haben vielmehr ihre bisherige, passive Haltung, das Sich-betreuen-lassen durch die Lagerverwaltung bis zum letzten Handgriff aufzugeben und sollen für die eigenen leiblichen Bedürfnisse sorgen.“²³⁹

Aber auch nach der Umstrukturierung variierten Ausstattung und Möglichkeiten zur Lebensraumgestaltung in den österreichischen Lagern stark: Die Gebäude waren oft provisorisch umfunktionierte Massenquartiere wie etwa alte Kasernen, ehemalige Zwangsarbeits- oder Barackenlager, die zum Teil noch aus dem Ersten Weltkrieg stammten. Während in manchen die Verpflegung der Bewohner/innen nur über eine allgemeine Essensausgabe stattfand, verfügten die am besten ausgestatteten unter ihnen über Viehställe, Obst- und Gemüsegärten. Manche Lager verfügten über eigene Kindergärten und Schulen, in

²³⁶ So befanden sich ehemalige Zwangsarbeiter/innen gemeinsam in einem Lager mit evakuierten, geflüchteten und vertriebenen „Volksdeutschen“ und/oder Personen, die einst mit den nationalsozialistischen Behörden kollaboriert hatten; Alltag und Konflikten zwischen den Bewohner/innen in Lagern in der britischen Besatzungszone Deutschlands widmete sich Jan-Hinnerk Antons, *Lebenswelten ukrainischer Displaced Persons in der britischen Zone*, Dissertation, Universität Hamburg, Hamburg 2013.

²³⁷ Daniel Gerard Cohen, *In war's wake. Europe's Displaced Persons in the Postwar Order*, Oxford/New York 2012, 6.

²³⁸ Stieber, *Nachkriegsflüchtlinge*, 187.

²³⁹ Z. n. Stieber, *Nachkriegsflüchtlinge*, 203.

anderen besuchten die Kinder örtliche Einrichtungen.²⁴⁰ Viele Lager funktionierten wie eigene kleine Gemeinden: Neben Kindergärten und Schulen gab es Lagerkirchen, Werkstätten, Gärtnereien und Feldwirtschaften, die zum Nutzen der Lagerbewohner/innen von ihnen selbst betrieben wurden.²⁴¹ Aber auch Beschaffenheit und Ausstattung der Wohnbaracken variierten von Lager zu Lager, oft sogar innerhalb einer Besatzungszone. Im Lager Eisenerz in der britischen Zone konnten etwa Familien bereits wenige Jahre nach Kriegsende gemeinsam in einer Wohneinheit (ein oder zwei Zimmer) unterkommen, andere Lager waren bis in die späten 1940er Jahre Massenquartiere. So etwa das ebenfalls in der britischen Zone gelegene Lager Feffernitz, dessen Bewohner/innen im Jahr 1949 weniger als 4m² Platz pro Person zur Verfügung hatten.²⁴²

Lager waren jedoch nicht der einzige Ort, an dem deutschsprachige Flüchtlinge unterkamen – im Gegenteil. In einem Nachweis des Bundesministeriums für Inneres aus dem Jahr 1947 ist festgehalten, dass damals sogar weniger als zwanzig Prozent aller DPs Lagerbewohner/innen waren.²⁴³ Wo aber kamen dann die anderen, mehreren hunderttausend Menschen unter, wo wohnten sie? Anders als noch in der Zeit des Nationalsozialismus und in den alliierten Besatzungszonen in Deutschland sorgten die alliierten Behörden in Österreich nicht für die Unterbringung deutschsprachiger Flüchtlinge bei Einheimischen.²⁴⁴ Viele von ihnen mussten ihre Unterkünfte selbst organisieren. Dabei gab es drei Arten der Unterbringung außerhalb von Lagern: Unterkunft bei Freund/innen und Verwandten, beim Arbeitgeber oder in selbst gebauten/organisierten Unterkünften. Bevor ich näher auf diese drei Formen der Unterbringung eingehe, ist es wichtig zu erwähnen, dass die Suche nach einer Unterkunft in den ersten Jahren nach Kriegsende vor dem Hintergrund großer Wohnraumknappheit stattfand. In Wien etwa, wo sich Ende 1947 noch immer über hunderttausend deutschsprachige Flüchtlinge (rund sechs Prozent der damaligen Wiener Bevölkerung) aufhielten,²⁴⁵ war der zur Verfügung stehende Wohnraum besonders knapp. Die Gründe

²⁴⁰ Zu den Voraussetzungen für die Einrichtung von Schulen in Flüchtlingslagern und Lehrplänen siehe Helmut Engelbrecht, *Lagerschulen. Schule unter dem Einfluss von Krieg und Vertreibung*, Wien 2004.

²⁴¹ Just, *Flüchtlingsfürsorge*, 10.

²⁴² Stieber, *Nachkriegsflüchtlinge* 228–286.

²⁴³ Stanek, *Verfolgt, verjagt, vertrieben*, 218.

²⁴⁴ Siehe hierzu z. B. Andreas Kossert, *Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945*, München 2008, 54 ff.

²⁴⁵ Statistisches Handbuch der Republik Österreich 1950. Nach Angaben der United States Allied Commission Austria, die auf der Anzahl der ausgegebenen Lebensmittelkarten beruhten, hatte Wien am 31. Dezember 1947

hierfür lagen nicht nur in den alliierten Bombardierungen, sondern vor allem auch an der Wiener Wohnungs- und Mietzinspolitik aus den 1920er Jahren, die den Wohnungsmarkt sehr unflexibel gestaltete.²⁴⁶ Zwar befanden sich 42% aller Bombenschäden in der Bundeshauptstadt, letztendlich waren aber im Vergleich zu vielen deutschen Städten „nur“ rund zwanzig Prozent des Wohnraums vollkommen zerstört oder nachhaltig beschädigt.²⁴⁷ Im August 1945 erließ die Provisorische Bundesregierung ein Gesetz, das in unzureichendem Ausmaß genutzte Wohnungen zwangsweise anforderte und Wohnungssuchenden zuteilte.²⁴⁸ Allgemein sollten „bei der Beurteilung der Dringlichkeit“ nachdem sich Interessent/innen bei den zuständigen städtischen Behörden registriert hatten, „die Staatsbürgerschaft der Wohnungssuchenden und die Dauer der Ansässigkeit in der Gemeinde gebührend [berücksichtigt werden].“²⁴⁹ Damit waren ausländische Staatsbürgerschaft oder Staatenlosigkeit zwar kein expliziter Grund für einen Ausschluss aus der Anspruchsberechtigung, österreichischen Staatsbürger/innen bzw. schon länger in Österreich Wohnhaften wurde aber – sofern sie nicht dem Verbotsgesetz unterlagen – der Vorzug gegeben. Für deutschsprachige (aber auch andere) Flüchtlinge, die gerade erst in Österreich gestrandet waren, war es also kaum möglich, im Rahmen der gesetzlich geregelten Umverteilung von Wohnraum eine Wohnung zur Verfügung gestellt zu bekommen.²⁵⁰ Allein drohende Obdachlosigkeit konnte sie in die höchste Dringlichkeitsstufe heben und damit die Chance auf die erhoffte Zuteilung von Wohnraum erhöhen.

Vorteile hinsichtlich erster Unterbringung und Versorgung hatten vor allem „Vertriebene“, deren Angehörige bereits seit mehreren Jahren oder gar Jahrzehnten in Österreich lebten. Das traf vor allem auf jene zu, die aus der Tschechoslowakei nach Österreich gekommen waren,

1.730 613 Einwohner/innen. Siehe *The Rehabilitation of Austria 1945–1947*, prepared by United States Allied Commission Austria, Volume II, o.O. u. J., 95.

²⁴⁶ Siehe *Rehabilitation of Austria*, Volume II, 92; Radspieler, *Ethnic German Refugee*, 135 f.

²⁴⁷ Das entsprach in etwa dem Zerstörungsausmaß Potsdams. Siehe *Rehabilitation of Austria 1945–1947*, Volume II, 220.

²⁴⁸ Gesetz vom 22. August 1945, betreffend die Anforderung und Vergebung von Wohn- und Geschäftsräumen (Wohnungsanforderungsgesetz), StGBI 33/1945.

²⁴⁹ In die erste Stufe fielen laut Gesetz „Opfer des Kampfes für ein freies, demokratisches Österreich“, aus politischen Gründen Verfolgte, die im Nationalsozialismus enteignet worden waren, Bombengeschädigte sowie von Obdachlosigkeit bedrohte Personen. Für deutschsprachige Flüchtlinge war nur das letzte Kriterium relevant, da alle anderen auf der Annahme beruhten, dass Antragsteller/innen bereits vor dem Krieg in Österreich gelebt haben, siehe StGBI. 33/1945.

²⁵⁰ Davon erzählte auch die Interviewte Catherine P.: In ihrer Erzählung wird deutlich, dass mit dem Erwerb der Staatsbürgerschaft auch die Zuteilung einer der Größe der Familie entsprechenden Wohnung einherging. Siehe Interview Catherine P.

auf nicht gerade wenige zu. Immerhin stammten noch 1934 mehr als zehn Prozent der österreichischen Wohnbevölkerung aus Nachfolgestaaten der Doppelmonarchie bzw. waren dort geboren, die Mehrheit von ihnen in der Tschechoslowakei (442.000 Personen).²⁵¹ Verwandte und Bekannte stellten so für die deutschsprachigen Flüchtlinge eine wichtige erste Anlaufstelle dar und konnten von ihnen als persönliche Netzwerke genutzt werden. Häufig fanden sie bei diesen auch (zumindest vorübergehend) Unterkunft.²⁵² War dies der Fall, so hatte diese Form der Unterbringung aber durchaus ihre Tücken: Personen, die sich oft jahrelang nicht gesehen hatten, wohnten plötzlich gemeinsam auf engstem Raum (etwa in den üblichen, nur um die zehn Quadratmeter großen Kabinettwohnungen), begleitet von allen daraus resultierenden Konflikten und Kämpfen um Intimität und Privatheit.

Gerade für Jugendliche und junge Erwachsene war das Leben auf engem Wohnraum oft unerträglich und konnte sogar zum frühzeitigen Abbruch von Ausbildungen und der Annahme unqualifizierter Arbeiten führen – allein schon hinsichtlich des Ziels, aus den beengenden Wohnverhältnissen auszuschneiden. Gerade bei Hausbediensteten und landwirtschaftlichen Hilfskräften, die am Bauernhof für Kost und Logis arbeiteten, konnte das in neue Abhängigkeitsbeziehungen führen. Frauen befanden sich besonders oft in solchen Arbeitsverhältnissen. So etwa die im Rahmen dieser Arbeit Interviewte Erna B., die 1930 in Südmähren geboren wurde und als Sechzehnjährige nach Österreich kam. Nachdem sie gemeinsam mit ihren Eltern und Geschwistern in den ersten Monaten nach ihrer Ankunft in einer Kabinettwohnung bei einer entfernten Verwandten untergekommen war, ertrug sie die Enge der Wohnsituation nicht mehr und zog als Haushaltsgehilfin in die Wohnung des Dienstgebers. Als sie eine Ausbildung beginnen wollte, zerstritt sie sich mit diesem und konnte nicht weiter dort wohnen. Abermals kam sie, diesmal bei einer Bekannten aus ihrer Herkunftsregion, als Haushaltshilfe unter, was ihr zwar zu einer Unterkunft verhalf, sie aber erneut in ein persönliches Abhängigkeitsverhältnis brachte.²⁵³ Aber auch Fabrikarbeiter/innen wurden von den Firmen gelegentlich Unterkünfte zur Verfügung gestellt. Allein in Wien gab es über 100 solcher „Firmenlager“.²⁵⁴ Jaques Vernant betont, dass diese oft mit einem sehr niedrigen Standard an Hygiene und Komfort ausgestattet waren und

²⁵¹ Siehe Schiessleder, Flüchtlingsproblem, 245.

²⁵² Siehe Stanek, Verfolgt, Verjagt, Vertrieben, 218.

²⁵³ Interview der Autorin mit Erna B., geführt am 26. Februar 2012.

²⁵⁴ Stanek, Verfolgt, verjagt, vertrieben, 213. Zu den Firmenlagern siehe Radspieler, Ethnic German Refugee, 137.

zudem das Risiko mit sich brachten, bei Verlust des Arbeitsplatzes sofort auch die Unterkunft zu verlieren.²⁵⁵

Deutschsprachige Flüchtlinge, die weder bei Angehörigen, noch am Arbeitsplatz oder in Lagern öffentlicher Verwaltung unterkamen, waren dazu gezwungen, sich anhand ihnen zur Verfügung stehender Mittel selbst Behausungen zu bauen. Manche davon waren in Siedlungsform angelegt wie zum Beispiel so genannte „Erdhüttenlager“ (zum Beispiel in Regau, Vöcklabruck oder Neukirchen an der Enknach in Oberösterreich).²⁵⁶ Diese verfügten über oft nicht mehr als eben ihr Name sagt – eine Grube, Mauern aus Erde mit einem Holzdach und einer Tür. Zum Teil hatten solche Bauwerke bereits während des Krieges als Notunterkünfte gedient, zum Teil wurden sie – angesichts des Mangels an Baumaterials – mit Schaufel, Holz und Nägeln von den Flüchtlingen selbst aufgebaut. Eduard Stanek, zu jener Zeit Finanzreferent der Flüchtlingsabteilung 12U des Innenministeriums, schätzt, dass 1947 allein in der amerikanischen Besatzungszone mehr als 200 solcher Wohnsiedlungen von deutschsprachigen Flüchtlingen auf Eigeninitiative errichtet wurden und abseits der öffentlichen Verwaltung existierten.²⁵⁷ Aber auch andere, noch provisorischere Behausungen konnten als Unterkunft dienen. So berichtete das bundesdeutsche Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ noch 1951 über die armseligen Unterkünften von „Volksdeutschen“ in Österreich, die in Autowracks oder Güterwagons wohnten.²⁵⁸

Eben zur selben Zeit, zu Beginn der 1950er Jahre, begannen sich die Vorzeichen, unter denen nationale wie internationale Flüchtlingspolitik in Österreich standen, allmählich zu ändern: Mit der Übernahme des Mandats durch die United Nations High Commissioner for Refugees (UNHCR) 1951 fiel die Unterscheidung in „allied“ und „ex-enemy“ DP's weg, womit auch der Nachgeschmack des Zweiten Weltkriegs, den die alliierte Flüchtlingspolitik in Österreich bis dahin beibehalten hatte, verebbte. Während sich die Vorgängerorganisationen vor allem um die Rückführung von DP's (UNRRA) und ihre Weiterwanderung (IRO) gekümmert hatten, bestand die Hauptaufgabe des UNHCR darin, die Ansiedlung und soziale Eingliederung von

²⁵⁵ Jaques Vernant, *The Refugee in the Post-War World*, London 1953, 132.

²⁵⁶ Außerordentlich interessante Zeitzeugenberichte und Stellungnahmen von oberösterreichischen Behörden zu den (zahlreichen) Erdhüttenlagern sind zu finden in Hans Holzträger, *Die Erdhüttenlager in Oberösterreich 1944–1952. Eine Dokumentation* von Pfarrer Hans Holzträger, München 1974.

²⁵⁷ Stanek, *Verfolgt, verjagt, vertrieben*, 215.

²⁵⁸ „So eine Schande“, in: *DER SPIEGEL* vom 10. Januar 1951.

Flüchtlingen in Österreich jenseits der Kategorien „allied“ oder „ex-enemy“ zu unterstützen. Damit fielen erstmals auch die deutschsprachigen Flüchtlinge wieder in den Zuständigkeitsbereich der Vereinten Nationen. Zwischen 1955 und 1965 wurden in Österreich durch UN-Maßnahmen insgesamt 16.500 Flüchtlinge, die unter das Mandat des UNHCR fielen, mit Wohnraum versorgt.²⁵⁹ Aber auch andere internationale Hilfsorganisationen (die zum Teil schon seit dem Ende des Krieges in Österreich tätig waren) beteiligten sich am Wohnbau, allen voran Schweizer, norwegische und schwedische. Dazu kamen zahlreiche österreichische Wohlfahrtsorganisationen unterschiedlicher religiöser und politischer Ausrichtung.²⁶⁰ Im Zuge der Wohnbauförderung durch die Hilfsorganisationen entstanden in manchen Städten ganze Siedlungen, deren Siedlungs- und Straßennamen bis heute an Wohnbaumaßnahmen aus den 1950er Jahren erinnern.²⁶¹ Wohnten 1953 noch über 35.000 deutschsprachige Flüchtlinge in staatlichen Lagern,²⁶² so wurde zehn Jahre später, 1963, das letzte Lager mit Nachkriegsflüchtlingen geschlossen. Dort wohnhafte „Notstandsfälle“²⁶³ – also jene, die weder erwerbstätig waren noch von Familienangehörigen versorgt werden konnten und keine Chancen auf Emigration hatten – wurden in Wohnsiedlungen oder Fürsorgeeinrichtungen untergebracht.

In allgemeiner Hinsicht kann festgehalten werden, dass die Wohnsituation deutschsprachiger Flüchtlinge (insofern diese nicht in einem Lager untergebracht waren) im Unterschied zu den fremdsprachigen häufig von deren Eigeninitiative abhing. Gleichzeitig war ihre Versorgung mit Lebensmitteln (genauso wie die der einheimischen Bevölkerung) stark reguliert und der Zugang zu Nahrung hing in den ersten Nachkriegsjahren eng mit der Einhaltung der allgemeinen Arbeitspflicht zusammen. Erst nach und nach entwickelten sich diese beiden Bereiche unabhängig voneinander. Auf diese Veränderungsprozesse in der Ernährungs- und

²⁵⁹ Stedingk, Flüchtlingswesen, 104.

²⁶⁰ Eine Auflistung sämtlicher nationaler wie internationaler Hilfsorganisationen findet man bei Stedingk, Flüchtlingswesen, 73–79. Eine erste Übersicht über die unterschiedlichen Programme und Leistungen findet man bei Scheuringer, Dreißig Jahre danach.

²⁶¹ Zum Beispiel der „Gablونzer Weg“ in Linz, die „Torschaueriedlung“ in Salzburg, die „Siedlerstraße“ in Ranshofen-Scheuhub.

²⁶² Radspieler, Ethnic German Refugee, 137.

²⁶³ Siehe hierzu in Louise W. Holborn, The International Refugee Organization. A specialized Agency of the United Nations. Its History and its Work 1946–1952, issued under the Auspices of the Liquidation Board of the International Refugee Organization, London/New York 1956, 480. Einen Überblick über die Situation der „Notstandsfälle“ in Österreich im Jahr 1954 gewinnt man bei L. Grond, Die Lage der Notstandsfälle unter den Flüchtlingen in Österreich. Bericht an den Hochkommissär der Vereinten Nationen, Wien, Juni 1954.

Arbeitspolitik sowie auf Möglichkeiten, die für deutschsprachigen Flüchtlinge existierten, um an zusätzliche Nahrungsmittel zu kommen, gehe ich im folgenden Teil ein.

Zugang zu Nahrungsmitteln und Arbeit

Im Sommer 1945 war in Österreich die Versorgung mit Nahrungsmitteln so gut wie zusammengebrochen, gerade in den Städten war die Bevölkerung in dieser Zeit fast ausschließlich von Hilfslieferungen abhängig. Ein Bericht der Allied Commission for Austria beschrieb die Situation im Juli 1945 mit den Worten: „In retrospect, it is difficult to see how the urban population managed to keep alive through the summer of 1945.“²⁶⁴ Die enorme Lebensmittelknappheit betraf natürlich nicht nur Einheimische, sondern die gesamte Wohnbevölkerung (also auch alle DPs). Vor allem Wien sei in den ersten drei Monaten (also bis zur Aufteilung der von der sowjetischen Armee eingenommenen Stadt in vier alliierte Besatzungszonen) „the hungriest city in Europe“ gewesen.²⁶⁵ Eine Tagesration betrug damals gerade 800 kcal pro Person. In dieser ersten Zeit konnte die Bevölkerung lediglich mittels Plünderungen zusätzlich an Lebensmittel kommen.²⁶⁶ Auch die Ernte fiel nach der Befreiung der Zwangsarbeiter/innen und auf Grund des Mangels an geeigneten Maschinen karg aus, zudem konnte diese nur beschwerlich und unorganisiert von den Bauern in die Städte gebracht werden. Erst im Frühjahr trafen schließlich umfassende Hilfslieferungen der UNRRA ein,²⁶⁷ sodass sich die Situation allmählich stabilisierte. Zu dem eklatanten Mangel an Essbarem kam die Unterversorgung der Landwirtschaft mit Arbeitskräften: Die Zwangsarbeiter/innen waren weg und viele Österreicher gefallen oder noch in Kriegsgefangenschaft.

Um die Versorgung der Bevölkerung zu sichern und den dazu erforderlichen Arbeitskräftebedarf zu decken wurde im April 1946 eine Arbeitspflicht „zur allgemeinen

²⁶⁴ Rehabilitation of Austria 1945–1947, Volume II, 25.

²⁶⁵ Ebd.

²⁶⁶ Irene Bandhauer-Schöffmann/Ela Hornung, Von der Erbswurst zum Hawaiischnitzel. Geschlechtsspezifische Auswirkungen von Hungerkrise und „Fresswelle“, in: Thomas Albrich/Klaus Eisterer/Michael Gehler/Rolf Steininger (Hrsg.), Österreich in den Fünfzigern, Innsbruck 1995, 11–34. Dazu außerdem Wolfgang Dornik, Besatzungsalltag in Wien. Die Differenziertheit von Erlebniswelten: Vergewaltigungen – Plünderungen – Erbsen – Straußwalzer, in: Stefan Karner/Barbara Stelzl-Marx (Hrsg.), Die Rote Armee in Österreich, Graz/Wien 2005.

²⁶⁷ 91 Prozent aller Hilfslieferungen der UNRRA nach Österreich bestanden damals aus Nahrungsmitteln und landwirtschaftlichen Bedarfsgütern. Siehe Bandhauer-Schöffmann/Hornung, Erbswurst, 20.

Ernährungssicherung und für den Wiederaufbau des Landes“ eingeführt. Zudem wurde so auch der zusätzliche Arbeitskräftebedarf des Bausektors gestillt. Die allgemeine Arbeitspflicht betraf die gesamte österreichische Wohnbevölkerung und damit alle arbeitsfähigen Personen, „die in Österreich ihren dauernden oder vorübergehenden Aufenthalt“²⁶⁸ hatten, und damit auch die deutschsprachigen Flüchtlinge.²⁶⁹ Mit dem Erhalt eines Arbeitsplatzes stiegen für den Einzelnen die Chancen, in eine der vier berufsspezifischen Verbrauchergruppen (Angestellte, Arbeiter, Schwerarbeiter und Schwerstarbeiter) eingeteilt zu werden und so zusätzliche Lebensmittelrationen zu erhalten. Weigerte man sich einer zugeteilten Arbeit nachzugehen oder blieb dieser unentschuldig fern, konnte das eine Streichung der Lebensmittelzuteilungen für bis zu vier Wochen nach sich ziehen. Ging man aus gesundheitlichen Gründen oder aus Gründen der Obsorgepflicht keiner Erwerbsarbeit nach, erhielt man lediglich Grundkarten, die in den ersten Nachkriegsmonaten einen täglichen Bedarf von 800, ab September 1945 1550 Kilokalorien abdeckten.²⁷⁰ Diese geringeren Zuteilungen betrafen vor allem alte Menschen und Frauen, die von der allgemeinen Arbeitspflicht ausgenommen waren, wenn sie einen Haushalt mit Kindern führten. Je nach allgemeiner Versorgungslage wurde dieser tägliche Bedarf von den Behörden angepasst: Nachdem die tägliche Zuteilung erst im September 1945 nach der Ernte angehoben worden war, musste sie zum Beispiel nach Aufbrauchen der Vorräte im Frühjahr erneut um zehn Prozent gesenkt werden.²⁷¹ Malte Thießen hat eindrücklich gezeigt, wie sehr diese Jahre der Lebensmittelknappheit und staatlicher Regulierung die Erinnerungen der Bevölkerung bis in die Gegenwart prägen.²⁷²

Angesichts dieser von äußeren Faktoren bestimmten, ohnehin schon geringen Verfügbarkeit von Nahrungsmitteln waren für die Bevölkerung Möglichkeiten, die Zuteilungen auf Basis der Grundkarten aufzubessern, Gold wert. Nach Angaben der Alliierten Kommission kamen

²⁶⁸ Bundesverfassungsgesetz vom 15. Februar 1946 über die Sicherstellung der für den Wiederaufbau erforderlichen Arbeitskräfte (Arbeitspflichtgesetz), BGBl. 63/1946.

²⁶⁹ Auch „allied DPs“, die unter dem Schutz der UNRRA standen, unterlagen dieser Arbeitspflicht. Siehe UNRRA, Note on Employment of Displaced Persons, z. n. George Woodbridge, UNRRA. The history of the United Nations Relief and Rehabilitation Administration, prepared by a special staff under the direction of George Woodbridge, Chief Historian of UNRRA, Volume 3, New York 1950, 401 f.

²⁷⁰ Verordnung des Bundesministeriums für Volksernährung vom 14. Mai 1946 über die Festsetzung von Verbrauchergruppen für den Bezug bewirtschafteter Lebensmittel (Verbrauchergruppen-Verordnung), BGBl. 138/1945.

²⁷¹ Bandhauer-Schöffmann/Hornung, Erbswurst, 20.

²⁷² Thießen, Generation "Feuersturm".

1946 täglich zwischen 350 und 400 Kilokalorien pro Person auf nicht-offiziellen Wegen, das heißt abseits von Lebensmittelkarten, in die Mägen der Nachkriegsbevölkerung.²⁷³ Selbst wenn deutschsprachige Flüchtlinge gleich der einheimischen Bevölkerung zur Arbeit verpflichtet waren und entsprechend der von ihnen verrichteten Arbeit Lebensmittelrationen erhielten, so unterschied sich ihre Situation von jener der Einheimischen aber hinsichtlich der Möglichkeiten, zusätzlich an Nahrungsmittel zu kommen. Ob und in welchem Umfang das überhaupt möglich war, war unter anderem abhängig davon, ob man Gegenstände besaß, die man bei Hamsterfahrten aufs Land mit Bauern tauschen oder am Schwarzmarkt in der Stadt verkaufen konnte. Am Schwarzmarkt machten die Preise für Lebensmittel gegen Ende des Jahres 1946 allerdings ein 40faches der amtlichen aus, weswegen der Tausch beim Bauern oft rentabler war.²⁷⁴ Ob man aber als DP überhaupt über Gegenstände verfügte, die man zum Tausch oder Verkauf anbieten konnte, hing wesentlich auch davon ab, unter welchen Bedingungen man nach Österreich gekommen war: Im Herbst 1944 aus Syrmien Evakuierte, die zum Teil einen halben Güterwaggon mit Hausrat und Wertgegenständen beladen und ins „Reich“ mitnehmen konnten, verfügten demnach über mehr in Nahrung konvertierbares Eigentum als zum Beispiel deutschsprachige Vertriebene aus der Tschechoslowakei, die nur einen kleinen Bruchteil ihres Hausrats und anderer persönlicher Gegenstände aus dem Land befördern durften.²⁷⁵ Aber auch bestimmte Fertigkeiten wie etwa handwerkliches Geschick oder entsprechende Ausbildungen konnten dabei helfen, an zusätzliche Nahrungsmittel zu kommen. So zum Beispiel auch die Mutter meiner Interviewpartnerin Dorothea B., die aus Syrmien ihre Nähmaschine hatte mitnehmen können und zuverdienen konnte, indem sie für andere Familien Kleider nähte.²⁷⁶ Auch die Interviewte Katharina H. zog in ihrem erlernten Beruf als Schneiderin von Dorf zu Dorf. Da sie keine Arbeitsgenehmigung dafür hatte, wurde sie allerdings von der örtlichen Bevölkerung angezeigt und musste in der Folge davon wieder ablassen.²⁷⁷ Eine weitere Möglichkeit, zusätzlich an Essen zu kommen, waren Mahlzeiten am Arbeitsplatz und öffentliche Essensausgaben, die vor allem in der amerikanischen Zone von Wohltätigkeitsorganisationen angeboten wurden. In US-Berichten wurde angeführt, dass die

²⁷³ Nach Berechnungen des österreichischen Instituts für Wirtschaftsforschung waren es sogar weniger als ein Drittel der Nahrungsmittel, die die Bevölkerung auf offiziellen Wegen erreichten. Siehe Bandhauer-Schöffmann/Hornung, Erbswurst, 11.

²⁷⁴ John, Bevölkerung, 314.

²⁷⁵ Aus der Tschechoslowakei Ausgewiesene durften im Regelfall zwischen 30 und 50 kg Gepäck pro Person mitnehmen. Siehe Staněk, Verfolgung 1945, 31.

²⁷⁶ Interview der Autorin mit Dorothea B., geführt am 19. Juli 2012.

²⁷⁷ Interview der Autorin mit Katharina H., geführt am 14. und 27. März 2012.

Versorgungssituation in der Wahrnehmung der Bevölkerung allgemein in den westlichen Zonen und vor allem in der amerikanischen besser als in der sowjetischen gewesen sei.²⁷⁸

In von den Alliierten betreuten Lagern wurde hinsichtlich der Nahrungsmittelzuteilung bereits vor der räumlichen und organisatorischen Aufteilung von „allied“ und „ex-enemy“ DPs zwischen diesen beiden Gruppen unterschieden: Während erste laut Plan etwa im April 1.700 kcal erhalten sollten, waren für letzte nur 1.200 kcal vorgesehen, was ungefähr den Zuteilungen an die einheimische Bevölkerung mittels Grundkarten entsprach.²⁷⁹ Für Bewohner/innen der Lager stellte sich die Versorgungssituation aber dennoch insofern besser als für die Stadtbevölkerung dar, als dass das Lagerareal zur individuellen Versorgung genutzt werden konnte: Wie bereits erwähnt, legten die Flüchtlinge Obst- und Gemüsegärten an,²⁸⁰ hielten Hühner; in manchen Lagern gab es sogar Viehställe, in denen von Wohlfahrtsorganisationen zur Verfügung gestellte Schweine untergebracht waren.²⁸¹ Mit der Zeit versorgten sich Lagerbewohner/innen vielerorts selbst. Dazu leistete auch die Übernahme der Lager in die österreichische Verwaltung ab 1948 ihren Beitrag: Um die Kosten der Flüchtlingsbetreuung zu reduzieren, entschied man sich für eine Aufteilung in Wohn- und Fürsorgelager,²⁸² wobei der Bund nur für die Fürsorgelager die Kosten tragen würde. Dort waren mittellose und dauerhaft arbeitsunfähige Flüchtlinge und ihre Familien untergebracht.²⁸³ Bis in die 1950er Jahre existierten dort Gemeinschaftsküchen. Eine Ausnahme stellten Wiener Fürsorgelager dar, die von einer zentralen Kochstelle aus beliefert wurden.²⁸⁴ In den Wohnlagern etablierten sich hingegen nach und nach eigenständige Haushalte, die über eigene Kochnischen verfügten. Abgesehen von ihrer funktionalen Praktikabilität war mit ihnen auch ein psychologischer Effekt verbunden, der nach Monaten oder Jahren der Befürsorgung wieder ein Gefühl der Selbstständigkeit entstehen ließ.²⁸⁵

²⁷⁸ Rehabilitation of Austria, Volume II, 26.

²⁷⁹ Stieber, Nachkriegsflüchtlinge, 219.

²⁸⁰ Vernant, Refugee in the Postwar, 132 ff.; Woodbridge, UNRRA, Volume 2, 505.

²⁸¹ Stieber, Nachkriegsflüchtlinge, 220; die Einrichtung von Schweineställen geht auch aus den bei Gabriela Stieber abgedruckten Lagerplänen hervor. Siehe ebd., 228 ff.

²⁸² Siehe Just, Flüchtlingsfürsorge, 7.

²⁸³ 1951 waren es knapp 4.000 Flüchtlinge, die in Fürsorgelagern untergebracht waren. Siehe Just, Flüchtlingsfürsorge, 7 ff.; Stieber, Nachkriegsflüchtlinge, 204.

²⁸⁴ Vernant, Refugee in the Postwar, 134.

²⁸⁵ Der damalige Sachbearbeiter und Sprecher im Innenministerium, Alfons Just, diagnostizierte 1951 den nicht Flüchtlingen ein derart starkes Streben nach einem eigenen Haushalt und Selbstständigkeit, „dass sogar von den Erwerbsunfähigen, die vom Bund gepflegt werden müssen, viele es vorziehen, die Nahrungsmittel in rohem Zustand zu empfangen und selbst zuzubereiten“ (Just, Flüchtlingsfürsorge, 9).

Nach Aufhebung der allgemeinen Arbeitspflicht im Dezember 1946 erschwerte sich schließlich für alle Nichtösterreicher der Zugang zum Arbeitsmarkt und damit auch zu den oft notwendigen Zusatzrationen, die auf Basis der Einteilung in die vier Verbrauchergruppen vergeben wurden. Da der österreichischen Politik sehr an der Aufrechterhaltung landwirtschaftlicher Produktivität gelegen war, verfolgte sie das Ziel, vor allem deutschsprachige Flüchtlinge in der Landwirtschaft zu halten. Dazu wurden Arbeitsgenehmigungen bevorzugt für diesen Wirtschaftssektor ausgestellt und es konnte mitunter schwierig sein, Arbeitsgenehmigungen für andere Branchen zu erhalten.

Eine Wende setzt erst zu Beginn der 1950er Jahre ein, als umfassende arbeitsrechtliche Gleichstellungsmaßnahmen den deutschsprachigen „Vertriebenen“ die freie Berufswahl ermöglichten und diese damit in ihre ursprünglichen Berufe zurückkehren bzw. sich eine andere, ihren Wünschen und Möglichkeiten entsprechende Stelle suchen konnten. Tony Radspieler, der schon Mitte der 1950er Jahre eine umfassende Studie über die Situation der deutschsprachigen Flüchtlinge in Österreich verfasst hat, betonte, dass viele von ihnen wieder in den Branchen Fuß fassen konnten, in denen sie vor ihrer Migration gearbeitet hatten.²⁸⁶ In Oberösterreich etwa war in der Folge im Jahr 1952 nicht mehr der überwiegende Teil der deutschsprachigen Flüchtlinge in der Landwirtschaft tätig. Vielmehr gestaltete sich die Aufteilung in Branchen entlang der Herkunftsregionen und dortiger wirtschaftlicher Strukturen: So waren im Sommer 1952 mehr als 55% der deutschsprachigen Flüchtlinge aus Jugoslawien in der Landwirtschaft tätig, während hingegen nur etwas über ein Fünftel von ihnen in Industrie und Handwerk Fuß fasste. Bei Deutschsprachigen aus der Tschechoslowakei war dieses Verhältnis umgekehrt: Fast die Hälfte von ihnen war in Industrie und Handwerk beschäftigt oder selbstständig, nur ein Viertel in der Landwirtschaft tätig.²⁸⁷ Entgegen dieser Entwicklungen unter den deutschsprachigen Flüchtlingen und Vertriebenen aus der Tschechoslowakei war es (wie bereits in den Jahren zuvor) auch zu

²⁸⁶ Zur Bewegung der Arbeitskräfte nach der arbeitsrechtlichen Gleichstellung vom Agrar- in den Industriesektor siehe Vernant, *Refugee in the Postwar*, 123.

²⁸⁷ Radspieler, *Ethnic German Refugee*, 121. Allgemein war die Gruppe der deutschsprachigen Flüchtlinge aus der Tschechoslowakei in Hinblick auf ihre beruflichen Qualifikationen breiter aufgestellt als jene aus Jugoslawien. Während sich die Zugewanderten der ersten Gruppe halbwegs gleichmäßig auf die Tätigkeitssektoren Landwirtschaft, Industrie und Handwerk sowie (in etwas geringerem Ausmaß) Angestellte (*white collar jobs*) und ungelernete Arbeitskräfte verteilten, fanden sich unter den „Jugoslawien-Deutschen“ weitaus mehr landwirtschaftliche Arbeitskräfte (aber auch Landwirte) und kaum Angestellte. Zur Aufteilung der Zugewanderten nach Herkunftsregion und Beruf siehe Radspieler, *Ethnic German Refugee*, 121–127.

Beginn der 1950er Jahre ein Ziel österreichischer Gleichstellungspolitik, Ausländer/innen weiterhin in der Landwirtschaft zu halten. Dazu wurde nun ein System von Anreizen geschaffen, die Zugewanderten in der Landwirtschaft eine langfristige Perspektive eröffnen sollte: Ab Februar 1952 wurden (deutsch- wie fremdsprachige) Flüchtlinge hinsichtlich der bereits länger existierenden finanziellen Begünstigungen landwirtschaftlicher Arbeitskräfte den Einheimischen gleichgestellt. Genauso wie diese erhielten sie nun finanzielle Unterstützung bei der Errichtung eigener Unterkünfte, Prämien für kontinuierliche Beschäftigung beim selben Arbeitgeber sowie Zuschüsse für Hochzeiten.²⁸⁸

Ein grundsätzliches Charakteristikum der damaligen arbeits- und sozialrechtlichen Gleichstellung von DPs war, dass diese ausschließlich Personen betraf, die nach österreichischen Gesetzen als „Volksdeutsche“ galten. Andere DPs waren von diesen Maßnahmen ausgeschlossen.²⁸⁹ In österreichischen Gesetzestexten zielte die Kategorie „Volksdeutsche“ auf Personen „deutscher Sprachzugehörigkeit, die staatenlos sind oder deren Staatszugehörigkeit ungeklärt ist“; als Nachweis diente die Eintragung „Volksdeutscher“ im Feld „Staatsbürgerschaft/Citizenship/Nationalité/гражданство“ des seit Ende 1945 existierenden Personalausweises für Ausländer und Staatenlose. Anhand welcher Kriterien eine solche Kategorisierung jedoch erfolgte, ist unklar und stellt ein Forschungsdesiderat dar. Im Gesetz ist allein vermerkt, dass – sollten von Seiten des/der zuständigen Beamten/Beamtin „begründete Bedenken“ gegenüber den Angaben der Antragssteller/innen bestehen – eine Beibringung von „Identitätszeugen“ veranlasst werden konnte. Diese mussten sich ausweisen und die Angaben der Antragsteller/innen bestätigen.²⁹⁰ Ob und inwiefern solche Zweifel öfter bestanden und wie damit im konkreten Fall verfahren wurde, ist jedoch unbekannt. Ungeachtet spezifischer Kriterien für eine solche Entscheidungsfindung sollte die Kategorisierung als „Volksdeutscher“ im „Ausländerausweis“ jedenfalls in den folgenden

²⁸⁸ Radspieler, *Ethnic German Refugee*, 80.

²⁸⁹ So zum Beispiel im Bundesgesetz vom 18. Juli 1952, betreffend Maßnahmen hinsichtlich der arbeitsrechtlichen Gleichstellung der Volksdeutschen mit inländischen Dienstnehmern; BGBl. 166/1952; Bundesgesetz vom 18. Juli 1952, betreffend Gleichstellung der Volksdeutschen mit den österreichischen Staatsbürgern auf dem Gebiete des Mutterschutzes, BGBl. 167/1952; Bundesgesetz vom 18. Juli 1952, betreffend Maßnahmen hinsichtlich der gewerberechtlichen Gleichstellung der Volksdeutschen mit Inländern, BGBl. 172/1952 u.v.m.

²⁹⁰ Verordnung des Staatsamtes für Inneres vom 3. November 1945, betreffend die Einführung von Personalausweisen für Ausländer und Staatenlose (Ausländerausweis- Verordnung), BGBl. 33/1946.

Jahren nicht nur Auswirkungen auf die arbeits- und sozialrechtliche Gleichstellung haben,²⁹¹ sondern darüber hinaus auch für die Verleihung der Staatsbürgerschaft relevant sein.

Aufenthaltsgenehmigung und Staatsbürgerschaft

Sechs Jahre nach Kriegsende wurde im Rahmen der ersten Volkszählung der Zweiten Republik festgestellt, dass knappe fünf Prozent der Wohnbevölkerung (rund 340.000 Personen) keine österreichische Staatsbürgerschaft besaßen.²⁹² Einen großen Teil dieser Zahl machten deutschsprachige Flüchtlinge, denen im Zuge (Tschechoslowakei) bzw. in Folge (Jugoslawien) von Evakuierung, Flucht und Vertreibung ihre ursprüngliche Staatsbürgerschaft aberkannt worden war. Sie galten als staatenlos und mussten sich in Österreich als „Ausländer“ bereits binnen der ersten Tage nach ihrer Ankunft registrieren und in weiterer Folge um eine Aufenthaltsgenehmigung kümmern. Diese ging Hand in Hand mit der Ausstellung des bereits erwähnten Ausländerausweises²⁹³ und musste bis 1950 alle zwei Monate verlängert werden.²⁹⁴ Ab Dezember 1950 wurden Aufenthaltsgenehmigungen im Regelfall insbesondere an „Flüchtlinge aus osteuropäischen Nachbarstaaten und darunter insbesondere an Deutschsprachige“ bis auf Widerruf erteilt.²⁹⁵ Nach vier Jahren ununterbrochenem Wohnsitz in Österreich war es ihnen ab 1949 möglich, die österreichische Staatsbürgerschaft zu beantragen.²⁹⁶ Dabei galt jedoch die Auflage, dass im Vorfeld von den österreichischen Behörden die Beziehungen der Antragsteller/innen zu ihrem „bisherigen oder früheren Heimatstaat sowie seine persönlichen Verhältnisse und die Familienverhältnisse“ zu prüfen waren. Die Verleihung durfte nicht erfolgen, wenn „durch die Einbürgerung für das

²⁹¹ „Ausländerausweise“ wurden genauso wie „Identitätsausweise“ für Inländer/innen mit dem Wiedererlangen nationalstaatlicher Souveränität abgeschafft. Siehe Verordnung des Bundesministeriums für Inneres vom 11. Juni 1955, mit der die Identitätsausweis-Verordnung und die Ausländerausweis-Verordnung aufgehoben werden, BGBl. 117/1955.

²⁹² In der kommentierten Ausgabe der Volkszählung wird dabei der hohe Anteil an Personen ungeklärter Staatszugehörigkeit betont (61 Prozent). Siehe Österreichs Bevölkerung in Bild und Zahl, hg. vom Österreichischen Statistischen Zentralamt, Wien 1953, 38 f.

²⁹³ BGBl. 33/1946; Schiessleder, Flüchtlingsproblem, 272.

²⁹⁴ Radspieler, Ethnic German Refugee, 75.

²⁹⁵ Hochkommissär der Vereinten Nationen für Flüchtlinge in Österreich (Hrsg.), Wegweiser für Flüchtlinge und Heimatvertriebene, Wien 1954, 20.

²⁹⁶ Kundmachung der Bundesregierung vom 4. November 1949 über die Wiederverlautbarung von Rechtsvorschriften auf dem Gebiete des Staatsbürgerschaftsrechtes, BGBl. 276/1949.

Land oder den Bund Nachteile zu befürchten sind.“²⁹⁷ Einen Anspruch auf Zuerkennung der Staatsbürgerschaft gab es zu diesem Zeitpunkt nicht, und gegen die Einbürgerung deutschsprachiger Flüchtlinge fanden sich zahlreiche Argumente: Schlagkräftig war vor allem die Befürchtung, Österreich könnten durch Einbürgerungen zusätzliche Kosten entstehen, vor allem hinsichtlich sozialversicherungsrechtlicher Ansprüche. Dieser Angst steuerte man bis 1953 mit der verpflichtenden Unterzeichnung eines Verzichtrevers bei Antragstellung entgegen, der dafür garantieren sollte, Österreich auch nach der Einbürgerung von sämtlichen Ansprüchen auf Renten- und anderer Unterstützungszahlungen frei zu halten.²⁹⁸

Hinsichtlich der Einbürgerung der deutschsprachigen Flüchtlinge waren in der öffentlichen Debatte ihre (imaginierte) Nähe bzw. Distanz zum „österreichischen Volk“ ein häufig anzutreffendes Argument. Zum einen wurde als relevant gesehen, ob jemand als „Altösterreicher“ galt, also vor seiner/ihrer Migration in einem der Nachfolgestaaten der Habsburgermonarchie (insbesondere in den an die Republik unmittelbar angrenzenden Regionen) gelebt hatte. Dieser Aspekt, der die Frage nach Zugehörigkeit zu einem (imaginierten) österreichischen Volk in den Raum stellt, wurde auch von Vertriebenenorganisationen selbst ins Feld geführt: Das eigentliche Unrecht bildete nach dieser Lesart weder der Nationalsozialismus noch die Zwangsmigration, sondern bereits der Vertrag von Versailles, der die deutschsprachige Bevölkerung in den Nachfolgestaaten der Monarchie von Österreich entzweit habe.²⁹⁹ „Altösterreichertum“ wurde aber auch immer wieder vom oppositionellen Verband der Unabhängigen (VdU), Nachfolgepartei des deutschnationalen Lagers, als Argument für eine schnellere Einbürgerung deutschsprachiger Flüchtlinge verwendet, insofern diese als „Altösterreicher“ eine Verbindung durch „gemeinsame Abstammung, gemeinsame Sprache, gemeinsame Geschichte und gemeinsames Schicksal“ aufwiesen.³⁰⁰ Letztendlich wurde die Zugehörigkeit zur deutschsprachigen Bevölkerung der Monarchie auf formaler Ebene aber nie ein entscheidendes Kriterium für die

²⁹⁷ Bundesgesetz vom 9. Juni 1949, womit Bestimmungen auf dem Gebiete des Staatsbürgerschafts-rechtes getroffen werden (Staatsbürgerschaftsrechtsnovelle 1949), BGBl. 142/1949. Auch hier gilt wieder, dass die Umsetzung dieser Bestimmungen bis dato unerforscht ist.

²⁹⁸ UNHCR, Wegweiser, 69 f.; Radspieler, Ethnic German Refugee, 97 f.

²⁹⁹ Siehe Zahra, Prisoners of the Postwar, 195.

³⁰⁰ Siehe Machunze, Vom Rechtlosen zum Gleichberechtigten, Band 3, 111. Zudem wurde auch der Begriff des „Volksösterreichers“ diskutiert, seine Verwendung von Innenminister Oskar Helmer aber letztlich zurückgewiesen, siehe „Volksösterreicher“, in: Neues Österreich. Organ der demokratischen Einigung vom 1. Dezember 1946.

Naturalisierung. Zweitens wurde eine Unterscheidung zwischen den Herkunftsregionen der Interviewten gemacht, wobei es auch hier wieder um Nähe und Distanz zum „Österreichischen“ ging. Vor allem Deutschsprachigen aus Böhmen und Mähren wurden gemeinhin positive Eigenschaften zugeschrieben. So betonte etwa der sozialdemokratische Innenminister Oskar Helmer die enge Verbindung zwischen „Sudetendeutschen“ und Österreich, von denen sich aus Südeuropa stammende Deutschsprachige merklich unterscheiden würden.³⁰¹

Als die deutschsprachigen Flüchtlinge im Zuge der arbeits-, berufs- und sozialversicherungsrechtlichen Gleichstellung zu Beginn der 1950er Jahre zumindest auf alltäglicher Ebene nur noch wenig von der rechtlichen Situation der Einheimischen trennte, sollte schließlich auch ihre formale Zugehörigkeit zum österreichischen Staat besiegelt werden.³⁰² Im Rahmen des im Juni 1954 erlassenen Optionsgesetzes konnten „Volksdeutsche“, die durch die „Ereignisse des Zweiten Weltkriegs zwischen 1. Jänner 1944 und 31. Dezember 1949 einen Wohnsitz in Österreich begründet und diesen zumindest bis zum 1. Jänner 1950 beibehalten“ hatten, die österreichische Staatsbürgerschaft durch Erklärung und Zahlung entsprechender Gebühren erwerben.³⁰³ In dem Gesetz waren explizit „Personen deutscher Sprachzugehörigkeit, die staatenlos sind oder deren Staatsangehörigkeit ungeklärt ist (Volksdeutsche)“³⁰⁴ adressiert. Erwähnt werden muss an dieser Stelle, dass nicht notwendigerweise alle als „Deutsche“ Vertriebenen auch deutscher Muttersprache waren oder sich einem „deutschen Volk“ zugehörig fühlten. Gerade in Kroatien, Serbien und Ungarn war die Assimilation der deutschsprachigen Bevölkerung an die Mehrheitsgesellschaft (wie in II.1 dargestellt) sehr ausgeprägt, es gab viele Mischehen, und das Tragen eines „deutschen“ Nachnamens musste nicht automatisch bedeuten, dass sich die Betroffenen als „Deutsche“ bzw. ausschließlich als solche identifizierten.³⁰⁵ Wie die österreichischen Behörden hinsichtlich dieser Hybridität bei der Feststellung „deutscher Sprachzugehörigkeit“ vorgehen und die Bestimmungen in die Praxis umsetzten, ist jedoch nicht bekannt. Obwohl sich die

³⁰¹ Oskar Helmer zum Volksdeutschen-Beirat am 2. Mai 1949. Z. n. Zahra, Prisoners, 203.

³⁰² Siehe die Protokolle der Parlamentsdiskussionen in Machunze, Vom Rechtlosen zum Gleichberechtigten, 104–166.

³⁰³ Bundesgesetz vom 2. Juni 1954 betreffend den Erwerb der Staatsbürgerschaft durch Volksdeutsche. BGBl. 142/1954. Solche Erklärungen galt es bis 31. Dezember 1955 einzubringen.

³⁰⁴ BGBl. 142/1954.

³⁰⁵ Siehe Bethke, Deutsche und ungarische Minderheiten.

Zahl der Einbürgerungen deutschsprachiger Flüchtlinge von 1953 (20.000) auf 1955 (40.000) verdoppelte,³⁰⁶ blieb sie weit hinter den anfänglichen Erwartungen der politisch Verantwortlichen zurück.³⁰⁷ Schießleder vermutet, dass die niedrige Zahl an Optant/innen mitunter damit zusammen hing, dass die deutschsprachigen Flüchtlinge befürchteten, als Österreicher/innen Anspruch auf (noch ausstehende) Entschädigungsmaßnahmen aus der Bundesrepublik zu verlieren. Ein anderer Grund für die geringe Naturalisierungsrate in Folge des Optionsgesetzes mag gewesen sein, dass die Einreichung eines Antrags auf Naturalisierung angesichts des nicht ganz geringen Entgelts, das bei einer Einbürgerung zu entrichten war – je nach Bundesland zwischen 1.500 und 2.000 Schilling bei einem damaligen monatlichen Bruttodurchschnittseinkommen von 1.500 Schilling – von den betreffenden Personen hinausgezögert wurde und sich so zeitlich nach hinten verschob.³⁰⁸ Dieses Argument scheint umso plausibler, als deutschsprachige Flüchtlinge Mitte der 1950er Jahre ohnehin sozial-, arbeits- und berufsrechtlich der österreichischen Bevölkerung gleichgestellt waren und ihre Naturalisierung ohnehin nur geringe Auswirkungen auf den Alltag gehabt hätte.

Aber auch im lebensgeschichtlichen Rückblick wurde dem Erhalt der österreichischen Staatsbürgerschaft kaum Bedeutung eingeräumt. Nur eine der insgesamt dreizehn Interviewten erwähnte die Verleihung der Staatsbürgerschaft im freien Teil des Interviews, nämlich als sie von der Verbitterung ihrer Eltern im Kampf um die Zuweisung einer Wohnung erzählte: Erst der Erhalt der Staatsbürgerschaft – so ihre Begründung – habe ihrer Familie schließlich adäquaten Wohnraum verschafft.³⁰⁹ Alle anderen Interviewten kamen erst auf mein Nachfragen hin auf ihre Einbürgerung zu sprechen, wussten aber zumeist gar nicht mehr, wann sie diese bekommen hatten. Die Ergebnisse zeigen, dass die Naturalisierungsprozesse für den autobiographischen Rückblick der Interviewten auf die Migrationserfahrung kaum Relevanz besaßen. Was waren aber dann die Themen, anhand derer sie über ihre Migration und sukzessive Eingliederung in Österreich sprachen? Dieser Frage gehe ich im folgenden Teil der Arbeit nach.

³⁰⁶ Statistisches Handbuch für die Republik Österreich, hg. vom österreichischen Statistischen Zentralamt, V. Jg., Wien 1954; sowie Statistisches Handbuch für die Republik Österreich, hg. vom österreichischen Statistischen Zentralamt, VII. Jg., Wien 1956.

³⁰⁷ Siehe Schießleder, Flüchtlingsproblem, 273.

³⁰⁸ Es konnte aber eine Herabsetzung auf bis zu 20 Schilling auf Grund von Bedürftigkeit beantragt werden. Siehe UNHCR, Wegweiser, 70 f.

³⁰⁹ Interview Catherine P.

III. Lebensgeschichten deutschsprachiger „Vertriebener“ als Migrationsgeschichten

Wie bereits erwähnt, ist ein grundlegender Anspruch dieser Arbeit, „Flucht und Vertreibung“ aus biographischer Perspektive als Migrationsgeschichte zu erzählen sowie die Probleme, die damit verbunden sind, aufzuzeigen. Dazu werde ich im folgenden Teil die Erzählungen in den Interviews aus zwei Blickwinkeln betrachten. Zum einen als externe Biographin, zum anderen auf textinterner Ebene mit Fokus auf jene Erzählsequenzen, in denen der/die Erzähler/in über ihre Migrationserfahrung spricht. Im ersten Teil dieses Kapitels werde ich Biographien von vier Interviewten erzählen und die damit verbundene Problematik aufzeigen, auf Basis lebensgeschichtlicher Interviews zu einer konsistenten biographischen Erzählung zu gelangen. Diese Form der biographischen Darstellung nenne ich eine transparente biographische Montage. Anhand dieser Montage(n) zeige ich unterschiedliche Formen auf, wie Migration im Rahmen einer Biographie erzählt werden kann – nämlich von einer Erfolgsgeschichte bis hin zur Darstellung als Tragödie. Im zweiten Teil wird anhand sequentieller narratologischer Detailanalysen sichtbar, wie die Interviewten selbst ihre Migrationserfahrung deuteten und plausibilisierten: als Verlust oder positive Wendung; als von außen über sie hereingebrochener Zwang oder als eigene Entscheidung.

III.1 „Migration“ als biographisches Ereignis

Der Moment, in dem zwischen Interviewer/innen und Interviewten ein lebensgeschichtliches Interview vereinbart wird, löst bei denjenigen, die in diesem über ihr Leben erzählen sollen, einen Reflexionsprozess aus. Sie blicken auf ihr Leben zurück, suchen nach Erinnerungen und versuchen diese in eine Ordnung zu bringen. Nach dem Soziologen Alois Hahn gehören lebensgeschichtliche bzw. biographisch-narrative Interviews zu den „sozialen Institutionen, die eine Rückbesinnung auf das eigene Leben gestatten“ und sind somit klassische „Biographiegeneratoren“.³¹⁰ Interviewer/innen nehmen in diesem Prozess eine

³¹⁰ Alois Hahn, Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kulturosoziologie, Frankfurt am Main 2000, 100.

Mittlerfunktion ein, die das Erzählte anhand ihrer Fragen und anderen, verbalen und non-verbalen Interventionen wesentlich mitgestalten.

Wer schon einmal ein lebensgeschichtliches Interview geführt hat, weiß um die Herausforderung, als Interviewende/r – oftmals noch während des Interviews, spätestens aber für die weitere Arbeit mit dem Material – ein (schriftliches oder auch nur gedankliches) „Gesamtbild“ vom Lebenslauf der interviewten Person zu entwickeln.³¹¹ Die Ereignisfolge in diesem Gesamtbild ist narrativ konstruiert, indem Biograph/innen dem Interview Eckdaten entnehmen (insofern diese nicht bereits zuvor abgefragt wurden) und zueinander anhand einer neuen, zumeist chronologischen Ordnung in Bezug setzen. Es entsteht eine biographische Erzählung, die nach Bernhard Fetz von „kulturell geprägten Vorstellungen von Entwicklung, Ganzheit und Chronologie motiviert“ und „[auf Seiten der Rezipientinnen und Rezipienten, MD] am Aufbau personaler Identität beteiligt“ ist.³¹² Bereits Pierre Bourdieu hat auf diese „natürliche Komplizenschaft“ von Biographierenden verwiesen, wenn es darum geht, die „Neigung“ von Interviewten oder anderen Autobiograph/innen „sich zum Ideologen des eigenen Lebens zu machen, indem man in Abhängigkeit von einer Globalintention bestimmte signifikante Ereignisse auswählt und Verknüpfungen zwischen ihnen herstellt, die geeignet scheinen, ihr Eintreten zu begründen und ihre Kohärenz zu gewährleisten [...]“ unhinterfragt in die biographische Erzählung über ihr Leben zu übernehmen.³¹³

Die natürliche „Komplizenschaft“ von Biograph/innen ist umso ausgeprägter, je weniger über die zu biographisierende Person außerhalb des im Interview Erzählten bekannt ist (etwa durch zusätzliche Quellen als Anstoß zu alternativen Erzählweisen). Auch was die Interviews angeht, die für dieses Projekt geführt wurden, ist eine solche ausschließliche Konzentration auf die Angaben im Interview eher die Regel als die Ausnahme, insofern man von den (oft spärlichen) biographischen Eckdaten, die im Vorfeld beim Telefongespräch abgefragt

³¹¹ Für die Sekundäranalyse von Interviews, also wenn Interviews nicht von den Interviewenden, sondern von Dritten ausgewertet werden, gilt natürlich dasselbe. Manchmal wird es der Fall sein, dass bereits die Interviewenden biographische Eckdaten des Lebenslaufs der Interviewten aufgenommen und so ein erstes Skelett für die biographische Erzählung vorgegeben haben. In anderen Fällen ist die Person, die die Quelle auswertet – ebenso wie bei der Primäranalyse die Interviewenden – damit konfrontiert, biographische Eckdaten aus dem Interview bzw. dem Transkript zu entnehmen.

³¹² Bernhard Fetz, Die vielen Leben der Biographie. Interdisziplinäre Aspekte einer Theorie der Biographie, in: Bernhard Fetz/Hannes Schweiger (Hrsg.), Die Biographie, zur Grundlegung ihrer Theorie, Berlin, New York 2009, 3–66, hier 11.

³¹³ Bourdieu, Die biographische Illusion, 76.

wurden, absieht. Spätestens für die Auswertung der Interviews wird es unumgänglich, biographische Eckdaten aus dem Erzählten heraus zu identifizieren und diese in einen narrativ strukturierten, meist chronologischen Zusammenhang zu bringen. Die im Interview zur Verfügung gestellten Informationen werden nach diesen Eckdaten durchforstet, dabei stößt man auf Leerstellen und Ungereimtheiten im Erzählten. Oft sind diese im Nachhinein nicht mehr bzw. nur anhand zusätzlicher Forschungsliteratur oder auf direkte Nachfragen bei den Interviewten hin zu füllen. Denjenigen, die mit Interviews arbeiten, ist es selbst überlassen, wie sie eine Biographie der Interviewten aus diesem Sammelsurium an Daten montieren – sei es anhand als solcher identifizierter biographischer Eckdaten für eine kurze biographische Notiz als Angabe „zur Person“ oder mit dem Anspruch, das Leben der Interviewten historisch zu kontextualisieren.³¹⁴ Je umfassender biographische Darstellungen ausfallen, desto stärker kommt auch die „Produzentenseite“³¹⁵, also die Rolle der Biograph/innen, ins Spiel. Wie aber kommt es in Oral History-Arbeiten überhaupt zur Konstruktion biographischer Erzählungen?³¹⁶ Dieser zu wenig beachteten methodischen Frage gehe ich in diesem Kapitel nach und zeige, wie die Entstehung einer solchen biographischen Erzählung, die auf in lebensgeschichtlichen Interviews vermittelten Angaben und Narrativen beruht, transparent gemacht werden kann.

Für eine transparente Montage muss außerdem die Interaktion zwischen Interviewenden und Interviewten, auf deren Basis die biographischen Eckdaten generiert wurden, Bestandteil der biographischen Erzählung sein. Zudem müssen Lücken, die etwa einen bestimmten Lebensabschnitt betreffen, als solche in der biographischen Darstellung benannt werden und Teil der Interpretation sein. Die Interaktion zwischen Interviewenden und Interviewten hinterlässt auf Seiten der Interviewer/innen aber nicht nur ein Interview in der Form von Ton- oder Videoaufnahmen, sondern auch eine wie auch immer gefärbte Erinnerung an die Interviewsituation, den oder die Interviewte/n sowie eine emotional durchdrungene Haltung gegenüber dieser/m. Damit verfügen Interviewer/innen resp. Biograph/innen über

³¹⁴ Häufig wird in Forschungsarbeiten, die lebensgeschichtliche Interviews als zentrale Quellenbasis haben, den Leser/innen zur besseren Orientierung ein Glossar mit Kurzbiographien des in der Studie behandelten Samples angeboten. So zum Beispiel bei Dorothee Wierling, *Geboren im Jahr Eins. Der Jahrgang 1949 in der DDR. Versuch einer Kollektivbiographie*, Berlin 2002; Maubach, *Die Stellung halten*; Seegers, *Vati blieb im Krieg*.

³¹⁵ Thomas Etzemueller, *Biographien. Lesen – erforschen – erzählen*, Frankfurt am Main 2012, 105.

³¹⁶ Das am Ende dieser Arbeit zur besseren Orientierung angebotene biographische Glossar stellt die Migrationserfahrung der Interviewten in den Mittelpunkt und orientiert sich ausschließlich an den in den Interviews gemachten Angaben.

Informationen, die über die während des Interviews aufgezeichneten Daten des Interviews hinausgehen. Dieses Kapitel unternimmt eine solche transparente Montage von Biographien auf Basis von vier ausgewählten Interviews und macht so die Konstruktion der Biographien der im Rahmen dieses Projekts Interviewten zu einem eigenen methodischen Unterfangen dieser Arbeit.

Dieser Schritt hat in Studien, die sich auf empirischer Basis mit Oral History beschäftigen, bisher nur wenig Beachtung gefunden.³¹⁷ Wie Andrea Althaus in Anlehnung an Ralf Bohnsack treffend formuliert hat, ist eine aus der mündlichen Selbstdarstellung im Interview heraus generierte Biographie als eine „Geschichte zweiter Ordnung“³¹⁸ zu verstehen. Die Offenlegung der Konstruktionsprinzipien der beiden narrativen Ordnungen – des autobiographischen Ausgangstextes auf der einen und der darauf fußenden biographischen Darstellung auf der anderen Seite – erfolgt an dieser Stelle anhand von zwei unterschiedlichen Zugriffen: erstens anhand der Gegenüberstellung der narrativen Grundmodellierung beider Texte.³¹⁹ In dieser Arbeit werden dazu die von Hayden White in Anlehnung an Northrop Frye definierten narrativen Grundmodellierungen zwischen vier Grundformen narrativer Modellierungen (Romanze, Komödie, Satire und Tragödie) aufgegriffen.³²⁰ Diese besitzen, so meine These, auch für (auto)biographische Erzählungen Gültigkeit, auch wenn sie „selten in Reinform, sondern meistens in Mischungsverhältnissen vorkommen.“³²¹ Zweitens mache ich

³¹⁷ Eine Ausnahme stellt die Studie von Ela Hornung dar, in der die Erzählung der Interviewten und die darauf fußende Interpretation beim Verfassen ihrer Biographien reflektiert wird, siehe Ela Hornung, *Warten und Heimkehren. Eine Ehe während und nach dem Zweiten Weltkrieg*, Wien 2005.

³¹⁸ Andrea Althaus bezeichnet so das Phänomen, dass Historiker/innen „Geschichte anhand von Lebensgeschichten schreiben“. Siehe Althaus, *Glück in der Schweiz*, 50.

³¹⁹ Albrecht Lehmann hat auf die Bedeutung von „tradierten Genres des Erzählens“ für die Konstitution lebensgeschichtlicher Erzählungen hingewiesen. Siehe Albrecht Lehmann, *Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens*, Berlin 2007, 20; sowie Albrecht Lehmann, *Erzählstruktur und Lebenslauf*, Frankfurt/New York 1983, 32 ff.

³²⁰ Hayden White, *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*, Frankfurt am Main 1991, 22–25. An dem vermeintlich starren Konzept narrativer Grundmodellierungen Whites wurde vielfach Kritik geübt, so zum Beispiel Jan Eckel, *Die narratologische Diskussion in der Geschichtswissenschaft und das Beispiel der Weimargeschichtsschreibung*, in: Jan Eckel (Hrsg.), *Neue Zugänge zur Geschichte der Geschichtswissenschaft*, Göttingen 2007, 201–229, 215. Alternative oder ergänzende Grundmodellierungen oder Erzähltypen sind etwa die u. a. von Albrecht Lehmann erforschten traditionellen Erzählgüter (Schwank, Märchen, Mythos). Auch Lehmann betont die große Herausforderung einer solchen allumfassenden Typenbildung. Siehe Lehmann, *Reden über Erfahrung*, 18–21.

³²¹ Etzemüller, *Biographien*, 118.

in den Biographien mein Handeln als Biographin transparent, indem ich als Erzählerin auftrete, die ihren Text reflektierend kommentiert.³²²

Im Zentrum der im Folgenden zu montierenden Biographien steht die Migrationserfahrung der Interviewten. Wie aber kann diese überhaupt biographisch gefasst werden, was gehört meinem Verständnis als Biographin nach überhaupt zum Migrationsprozess? Wann fängt „Migration“ aus biographischer Perspektive an, wann hört sie auf? In der transdisziplinären Migrationsforschung, den Migration Studies, verschob sich in den vergangenen Jahrzehnten die Vorstellung von einem linearen Verlauf des Migrationsprozesses (an dessen Ende die Assimilation der Migrierten in die Zielgesellschaft steht) hin zu Ansätzen und Sichtweisen, die Transnationalität/-kulturalität als zentrales, Verständnis leitendes Konzept betonen. Der einstige Fokus auf als statisch imaginierte ethnische oder kulturelle Identitäten der Migrierenden wurde um die Vorstellung hybrider, im Fluss befindlicher, multipler Zugehörigkeiten erweitert.³²³ Diese Umorientierung von starren Modellen hin zu mehr Flexibilität und Elastizität findet zunehmend auch in der geschichtswissenschaftlichen Migrationsforschung statt. So forderten etwa die Migrationshistoriker Jan und Leo Lucassen dazu auf, scharfe, unzweideutige Unterscheidungen unterschiedlicher Migrationsformen hinsichtlich räumlicher Distanz, Größenordnung und Motivation der Migrierenden zu unterlassen und sich besser an offenere Definitionen und Konzepte zu halten.³²⁴ Eine Definition, wie auch ich sie im Folgenden verwenden werde, ist jene von Everett S. Lee, der bereits 1966 Migration als „permanent or semi permanent change of residence“ definiert hat.³²⁵ Wie Dirk Hoerder gezeigt hat, ist dieser Wechsel des Wohnorts dabei keineswegs ein linearer Prozess, sondern von einer prinzipiellen Offenheit gekennzeichnet, deren Gestalt durch einzelne Entscheidungen von Migrierenden (innerhalb bestimmter

³²² Ebd.

³²³ Theoretisch grundlegend zu diesen Konzepten in der Migrationsforschung siehe u. a. Homi K. Bhabha, *The location of culture*, London 1994; Stuart Hall, *Die Frage der kulturellen Identität*, in: Ulrich Mehm/Dorothee Bohle/Joachim Gutsche (Hrsg.), *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften II*, Hamburg 1994, 180–222.

³²⁴ Jan Lucassen/Leo Lucassen, *Migration, Migration History, History. Old Paradigms and New Perspectives*, in: Jan Lucassen/Leo Lucassen (Hrsg.), *Migration, migration history, history. Old paradigms and new perspectives*, Bern/New York 1997, 9–38, 32.

³²⁵ Everett S. Lee, *A Theory of Migration*, in: *Demography* 1 (1966) 3, 47-57, hier z. n. reprint in: Robin Cohen, *Theories of Migration*, Aldershot 1996, 14-24, 16.

Handlungsspielräume) geprägt wird.³²⁶ Von postkolonialen Theorien inspirierte Forschende forderten für die Biographik transnationaler Lebensläufe die Entwicklung einer „kosmopolitischen Perspektive“. Isabella Löhr sieht in dieser ein zentrales Werkzeug „to write global history from the perspective of the individual.“³²⁷ Eine solche kosmopolitische Perspektive schafft nach Hannes Schweiger „Platz für Gleichzeitigkeiten und Widersprüche innerhalb einer Person und eines Lebenslaufs“³²⁸ und ermöglicht damit Biographien jenseits der Zuschreibung vermeintlich eindeutiger nationaler oder ethnischer Zugehörigkeiten. Sie ist gerade für das Verfassen transnationaler Biographien wie der von deutschsprachigen Evakuierten, Geflüchteten und Vertriebenen zentral. Denn sowohl Böhmen und Mähren als auch die Vojvodina und (weniger) Slawonien waren seit Jahrhunderten von einer auf Alltagsebene mehrsprachigen Bevölkerung bewohnt, deren nationale Zugehörigkeit variabel war und von den jeweiligen historischen Bedingungen abhing (siehe hierzu Kapitel zwei).

Lebensgeschichtliche (und auch sozialwissenschaftliche) Interviews sind ein Moment, in dem im Rückblick solche relationalen Zugehörigkeiten in starre Kategorien gepresst werden – sei es in der Erzählung der Interviewten selbst oder anhand von Samplebildung und/oder wissenschaftlicher Fragestellungen, die eben solche Kategorien reproduzieren und damit fortschreiben. In der Folge ist es ein zentrales Anliegen einer kritischen Biographik von Oral History-Interviews, den Prozess der Kategorisierung und das damit verbundene Machtgefälle (kategorisierende Institutionen und Kategorisierte) im Rahmen der Erzählung zu benennen und zu zeigen, wie sich Konstruktion und Adaption nationaler, ethnischer und „rassischer“ Zugehörigkeiten über die Zeit hinweg veränderten und auf das Leben der Einzelnen Einfluss nahmen.³²⁹

³²⁶ Dirk Hoerder, From migrants to ethnics: acculturation in a societal framework. In: Dirk Hoerder/Leslie P. Moch (Hrsg.), *European migrants: global and local perspectives*, Boston 1996, 211–262.

³²⁷ Isabella Löhr, *Lives Beyond Borders, or: How to Trace Global Biographies, 1880-1950*, in: *Comparativ* 23 (2013) 6, 7–21, 16.

³²⁸ Hannes Schweiger, *Polyglotte Lebensläufe. Die Transnationalisierung der Biographik*, in: Michaela Bürger-Koftis/Hannes Schweiger/Sandra Vlast (Hrsg.), *Polyphonie – Mehrsprachigkeit und literarische Kreativität*, Wien 2010, 23–38, 36. Hannes Schweiger bezieht sich hier auf Ansätze aus den postcolonial studies, u.a. Bhabha, *Location of Culture*.

³²⁹ Rogers Brubaker, Mara Loveman und Peter Stamatov haben anhand der zunehmenden Inklusion dieser Sichtweise/Fragestellung in die wissenschaftliche Arbeit zu Beginn des 21. Jahrhunderts eine erkenntnistheoretische Wende in den Sozialwissenschaften diagnostiziert, siehe Brubaker, *Ethnicity as Cognition*.

Die Interviews, von denen ich im Folgenden solche transparenten Biographie angefertigt habe, wurden so ausgewählt, dass mit ihnen alle im Sample vorkommenden Migrationsformen abgebildet sind: Die erste Interviewpartner/in, deren Interview für eine Biographisierung ausgewählt wurde, hatte eine Evakuierung erlebt. In der zweiten Biographie geht es um die Flucht aus einem jugoslawischen Internierungslagern. Die dritte Biographie stellt exemplarisch die Ausweisung oder „Vertreibung“ der als „deutsch“ identifizierten Bevölkerung aus der Tschechoslowakei dar. Die letzte in diesem Kapitel erzählte Biographie handelt von einer Migration nach Österreich, die über den Umweg der sowjetischen Kriegsgefangenschaft erfolgte und ausschließlich den ältesten männlichen Interviewten (Jahrgang 1928) betraf.

Katharina H. – Evakuierung im Herbst 1944

Katharina H.³³⁰ wurde 1919 in einem kleinen Ort im ostkroatischen Slawonien, geboren. Mehrere Male zog sie bereits in ihren ersten zehn Lebensjahren gemeinsam mit ihrer Familie um. Der Vater war Arbeiter bei der jugoslawischen Eisenbahn, ihre Mutter hatte keine Schule besucht und arbeitete als Bedienstete bei einer Grafenfamilie, wo sie auch aufgewachsen war. Ich beschränke mich im Folgenden auf die Angabe, dass sie im ländlichen Raum in Slawonien aufwuchs und im Laufe ihrer Kindheit mehrere Male umzog. Als ich sie 2012 interviewte, war ein hohes Maß an Konzentration gefordert: Katharina H.s Erzählung war durchzogen mit der unkommentierten Nennung von Orten und Namen, aber auch phonetischen Unebenheiten und grammatikalischen Fehlern. Sie war wie etwas, das das Einst und Jetzt zusammenbrachte und – noch bevor die Interviewte explizit darauf zu sprechen kam – Rückschlüsse auf ihre nichtösterreichische und auch nichtdeutsche Herkunft sowie ihre lediglich rudimentäre schulische Bildung erlaubte. Erst später klärte sich auf, dass Katharina H. in der Tat mit elf Jahren die Schullaufbahn verlassen hatte. Als ihr Vater 1930 eine neue

³³⁰ Von den Interviewten wurden im Rahmen des Projekts umfassende Rechte zur Weiterverwendung der Interviews eingeholt. Manche entschieden sich für die angebotene Option, ihren Namen zu pseudonymisieren. Mit Blick auf die Wahrung der Persönlichkeitsrechte der Betroffenen habe ich mich dennoch für die in den Sozialwissenschaften übliche Nennung des Vornamens und dem Anfangsbuchstaben des Nachnamens entschieden, entweder in originaler oder pseudonymisierter Form. Zu wichtigen forschungsethischen Fragen für den Umgang mit qualitativen Daten siehe Hella von Unger, *Forschungsethik in der qualitativen Forschung: Grundsätze, Debatten und offene Fragen*, in: Hella von Unger/Petra Narimani/ Rosaline M'Bayo (Hrsg.), *Forschungsethik in der qualitativen Forschung*, Wiesbaden 2014, 15–24.

Stelle antrat, übersiedelte die damals fünfköpfige Familie in eine abgeschiedene Gegend. Katharina H. war damals elf Jahre alt. Für sie bedeutete der Umzug damals das Ende ihrer Schullaufbahn: der tägliche Weg vom kleinen Häuschen im Wald bis in die Stadt wäre für die Elfjährige zu weit gewesen.

Vier Klassen Volksschule hatte die Interviewte besucht und war zunächst auf Serbisch alphabetisiert und später (in einer anderen Schule) auf Kroatisch unterrichtet worden. In Slawonien gab es Ende der 1920er Jahre, als Katharina H. die Volksschule besuchte, keine deutschen Schulen. Erst ab den 1930er Jahren sollte sich die Bildungspolitik gegenüber den deutschen Minderheiten langsam ändern. Da aber ohnehin das gesamte Leben im Dorf auf Kroatisch stattfand, gab es für die „Deutschen“ in Slawonien hinsichtlich ihres hohen Assimilationsgrades wenig unmittelbaren Anreiz, die deutsche Sprache zu erlernen. Inwiefern sich Katharina H.s dort im Rückblick einer Sprachgruppe oder gar Nation zugehörig fühlte, erfahren wir aus ihrer Erzählung nicht. Vater, Mutter und die drei Kinder sprachen zu Hause Kroatisch und wenn notwendig Serbisch. Wenn ein ungarischer Handwerker vorbeikam, konnte man mit diesem auch ein paar Wörter Ungarisch reden. Die deutsche Sprache spielte im Alltag der Familie jedoch nur eine untergeordnete Rolle und wurde vor allem im Haus der Großmutter väterlicherseits praktiziert. Die Großmutter sei „Deutsche gewesen“, wie Katharina H. es selbst formulierte.³³¹ Warum diese Identifikation so eindeutig ausfällt, wissen wir nicht. In der letzten Volkszählung des SHS-Staates 1931 wurden die Muttersprachen der Einwohner erhoben. Es ist anzunehmen, dass jener Teil der Familie väterlicherseits damals Deutsch als seine Muttersprache nannte. Nach der Errichtung des Ustascha-Staates galt automatisch jede Person als Deutsche/r bzw. der Organisation der „Deutschen Volksgruppe in Kroatien“ (DVGK) zugehörig, die zwei deutsche Elternteile hatte.³³² Dass diese Kriterien zum Nachweis der „deutschen Abstammung“ aber kaum praktikabel waren, hat Carl Bethke hinreichend gezeigt. In ratlosen Briefen wandten sich nationalsozialistische Funktionäre damals an ihre Vorgesetzten und sahen sich in zahlreichen Fällen außerstande, angesichts des hohen Grads an „Durchmischung“ und Assimilation in der Bevölkerung (vor allem in Slawonien) eine „rassische“ Klassifizierung vorzunehmen.³³³ Inwiefern aber diese institutionellen Kategorisierungen von außen mit der Selbst- und Fremdwahrnehmung in der

³³¹ Interview der Autorin mit Katharina H., geführt am 14. und 27. März 2012.

³³² Calic, Die Deutsche Volksgruppe im „Unabhängigen Staat Kroatien“, 13.

³³³ Bethke, Deutsche und ungarische Minderheiten, 410.

Bevölkerung allgemein und mit der Familie H. im Besonderen korrespondierten, bleibt der Biographin verborgen.

Als Jugendliche versuchte Katharina H. wiederholt der ländlichen Abgeschlossenheit zu entkommen, indem sie immer wieder über längere Zeiträume bei ihrer Großmutter in ihrem Geburtsort nahe der ungarischen Grenze wohnte. In dieser Zeit begann Katharina H. mehr Deutsch zu sprechen, ihre Großmutter bestand auf die ausschließliche Verwendung der deutschen Sprache in ihrem Haus. Kein Wort Kroatisch habe diese hören wollen, das galt für ihre Enkel genauso wie für die Mutter Katharina H.s, die aus einer kroatischsprachigen Familie stammte und nur wenig Deutsch konnte.

Als ihr Vater Anfang der 1940er Jahre pensioniert wurde, war die Familie durch seine Abfindung das erste Mal finanziell abgesichert. Zudem wurde das großelterliche Erbe (eine Landwirtschaft) unter den Geschwistern des Vaters aufgeteilt, sodass ihr Vater zehn „Joch“³³⁴ Grund im Ort bekam, auf dem die Familie ein Haus bauen konnte. Katharina H.s Bruder heiratete und führte in der Nähe der Familie einen gutgehenden Tischlereibetrieb, ihre Schwester lebte gemeinsam mit ihrem Kind und Katharina H. noch bei den Eltern. Ungefähr zu dieser Zeit übernahmen die faschistischen Ustascha mit deutscher Billigung in Kroatien die Macht. Mittelfristig sollte nach Plänen der Ustascha-Regierung die „deutsche“ Bevölkerung nach Kriegsende ohnehin nach Deutschland umgesiedelt werden. Im Gegenzug räumte der junge Staat dem Deutschen Reich direkten Zugriff auf die „deutschen“ Bewohner/innen Kroatiens ein: Sowohl die Bildungs- und Kulturarbeit als auch die Rekrutierung zur Waffen-SS waren von da an deutschen Organisationen und Entscheidungsträgern überlassen. Dass auch Katharina H., ihre Eltern und Geschwister Gegenstand dieser ethnopolitischen Maßnahmen wurden, können wir nur anhand einzelner durch das Interview bekannter Ereignisse rekonstruieren. Hierzu gehören zum einen Umsiedlung und später dann die Evakuierung der Familie aus dem Gebiet, worauf ich später eingehen werde. Zum anderen wurde der Vater von Katharina H. zu einem deutschen „Bahnschutz“-Bataillon eingezogen – wahrscheinlich auf Grund der Tatsache, dass beide Elternteile (und damit auch die Kinder) als „deutsch“ eingestuft wurden und er somit automatisch der „Deutschen Volksgruppe im Unabhängigen Staat Kroatien“ (DVGK) angehörte.

³³⁴ Das „Joch“ ist eine traditionelle Flächenmaßeinheit und wird in Österreich (und auch Süddeutschland) alltagssprachlich verwendet. Ein Joch umfasst in Österreich 5800 m².

Wie bereits erwähnt, war Katharina H. aber entgegen dieser Kategorisierung als „Deutsche“ in einem kroatischsprachigen Umfeld sozialisiert: Sie spielte kroatisches Theater, unterhielt sich mit den anderen Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Dorf auf Kroatisch und Serbisch und absolvierte eine Ausbildung als Schneiderin sowie als Köchin. Regelmäßig besuchte sie die Tanzveranstaltungen, sicherlich auch mit dem Hintergedanken, dort vielleicht einen zukünftigen Ehemann zu finden – viele ihrer Freundinnen gründeten bereits Familien. Der Krieg verhinderte in ihrem Fall aber eine Eheschließung: Eine längere Bekanntschaft Katharina H.s rückte zur Waffen-SS ein, womit die Anfang 20jährige ohnehin schon haderte (die Uniform gefiel ihr nicht, allgemein sei er ein „grober Kerl“ gewesen), schließlich brach der Kontakt mit seiner immer längeren Abwesenheit ab. Zu einem anderen, der Kroatien nicht verließ und den sie später als ihre „große Liebe“ beschreiben sollte, brach der Kontakt nach der Emigration ab. Im Frühjahr 1944 wurde die Familie auf Initiative deutscher Behörden nach Westslawonien umgesiedelt, das mehrheitlich von „Deutschen“ bewohnt war und so für SS und Wehrmacht besser vor „Partisanenübergriffen“ geschützt werden konnte. Warum die Familie damals als „deutsch“ kategorisiert und damit als potentielle Zielscheibe der Partisanen betrachtet wurde, ist allerdings nur anhand von Vermutungen zu erklären. Folgt man der nationalsozialistischen Logik, so stellte die Familie einen für Slawonien typischen „Problemfall“ dar: Wie Carl Bethke in seiner Monographie zeigt, war die Einteilung in „Deutsche“ und „Nichtdeutsche“ für die deutschen bzw. nationalsozialistischen Behörden in Slawonien äußerst komplex und wurde oft willkürlich vorgenommen. Denn „bei Verzicht auf eine sprachliche Kategorie [war] eine ethnische Klassifizierung der Bevölkerung kaum möglich – zumal die Begeisterung für das „Dritte Reich“ nicht auf die deutschen Teile der Dorf- und Familiengemeinschaft beschränkt blieb.“³³⁵ Auch Hitler als Führerfigur und der mit Deutschland assoziierte wirtschaftliche Aufschwung begeisterten die Massen. Auch wenn nicht bekannt ist, ob Katharina H.s Familie einen Antrag auf Aufnahme in die DVGK gestellt hatte, so kann man davon ausgehen, dass sie in irgendeine Form als Deutsche identifiziert wurden bzw. sich als solche ausgaben. Denn hätte die Familie als „kroatisch“ gegolten, wären sie im Frühjahr 1944 nicht als „Deutsche“ von Westslawonien nach Osijek/Esseg umgesiedelt bzw. ein halbes Jahr später ins Deutsche Reich evakuiert worden. Die Kategorisierung als „Deutsche“ und damit verbundene Zugehörigkeit zur DVGK scheint hinsichtlich der

³³⁵ Bethke, Deutsche und ungarische Minderheiten, 410.

deutschen Muttersprache des Vaters und dem deutschen Familienname plausibel. Denn bei „Mischehen“ wie im Fall von Katharina H.s Eltern wurde von den entsprechenden Behörden, wie Bethke gezeigt hat, auf Antrag im Einzelfall entschieden. Neben sprachlichen Kriterien und alltagskultureller Praxis war das politische Bekenntnis zu Deutschtum und Nationalsozialismus ein ausschlaggebender Faktor gewesen sein.³³⁶

Als die deutschen Behörden die vermeintlich „deutsche“ Bevölkerung im Herbst 1944 zur Evakuierung nach Deutschland aufriefen, entschied sich Katharina H.s Familie dazu, Slawonien zu verlassen. Bereits mehrere Male waren sie innerhalb der Region migriert, diesmal sollte es jedoch weiter weg gehen: Als Ziel galt zunächst die schlesische Sudetenregion, wohin manche der im Oktober 1944 aus der Vojvodina evakuierten „Deutschen“ nach einem kurzen Aufenthalt in Österreich weitergeleitet wurden.³³⁷ Katharina H. blieb dieser Teil der Migrationsgeschichte der Familie erspart. Sie schlug andere Wege ein, wenn auch nicht absichtlich. Im Gedränge am Osijeker Bahnhof, von wo aus die Evakuierungstransporte Richtung Norden abfahren, verlor Katharina H. ihre Familie. Schnell hatte sie noch ihre Schwägerin, die sich im letzten Moment doch dazu entschieden hatte, in Kroatien zu bleiben, ein Stück begleiten wollen. Als sie wieder zum Bahnsteig kam, war der Zug mit ihrer Mutter und Schwester abgefahren – ein Schockmoment, wusste sie weder wohin noch ob und wie sie nachreisen konnte. Als ihre Biographin identifiziere ich diesen Moment als Schlüsselmoment in ihrem Leben, der sie zunächst in die Unabhängigkeit von ihrer Familie katapultierte, letztlich aber für die unmittelbaren Nachkriegsjahre fatale Konsequenzen hatte.

Katharina H. machte sich schließlich allein auf den Weg Richtung Norden und stieg in den nächsten Zug, der sie nach Wien bringen konnte. Dort hoffte sie, am Bahnhof auf ihre Mutter und Schwester zu treffen. Ihr Vater war damals noch im Krieg. Mehrere Tage und Nächte verbrachte sie vergeblich wartend und obdachlos mit Schlafstätte bei der öffentlichen Toilette am Wiener Westbahnhof. Als sie die Hoffnung, ihre Familie schnell wiederzufinden, aufgegeben hatte, entschied sie sich Wien zu verlassen und in einen Zug zu steigen, der so genannte „Rumäniendeutsche“ zur Evakuierung aufs Land im Reichsgau Niederdonau

³³⁶ Hierzu Bethke, *Deutsche und ungarische Minderheiten*, 411 f.

³³⁷ Sie Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte, *Das Schicksal der Deutschen in Jugoslawien*, 87 E.

bringen sollte. Dort angekommen, wurde sie beim damaligen Bürgermeister des Ortes und Bauern untergebracht: Arbeit gegen Unterkunft und Verpflegung, das war die Devise. Vier Jahre lang, bis 1949, sollte sie auf dem Hof unter diesen Bedingungen bleiben. Bis dahin war sie dem Wohlwollen des Bauern und seiner Familie ausgeliefert. Wiederholt wurde Katharina H. in diesen Jahren „vom Bauern“, wie sie ihn im Interview stets benannte, unter Androhung von Gewalt zum Geschlechtsverkehr gezwungen. Neben der sexuellen Gewalt litt Katharina H. in dieser Zeit vor allem unter ihrer Armut. Geld oder andere Naturalien konnte sie nur verdienen, wenn auf dem Hof zusätzliche Arbeiten anstanden. Mehrere Jahre lang hatte sie weder ein eigenes Einkommen noch konnte sie über irgendeinen Besitz verfügen, abgesehen von den Kleidern am Leib, mit denen sie damals, im Herbst 1944 in Osijek/Esseg in den Zug gestiegen war.

Da in dieser Biographie die Migrations- und Integrationserfahrung der Interviewten im Mittelpunkt steht, ist interessant, wie sich Katharina H. in der Aufnahmegesellschaft zurecht fand und wie sich ihr Verhältnis zu den Einheimischen gestaltete. Schließlich ist anzunehmen, dass sie hinsichtlich ihrer mangelnden Deutschkompetenzen stärker als „Fremde“ im Ort wahrgenommen wurde als andere „Volksdeutsche“. Zudem fühlte Katharina H., die ihre Heimatregion im Alter von 25 Jahren verlassen hatte – das wird im Interview deutlich – damals hinsichtlich der ihr zugewiesenen Geschlechterrolle zunehmend die Dringlichkeit, einen Ehemann zu finden und eine Familie zu gründen. Mehrfach versuchte sie in dieser Zeit, Beziehungen zu ledigen Männern aufzubauen – oft endeten diese aber mit sexuellen oder anderen gewaltvollen Übergriffen. Andere Frauen im Ort nahmen ihr diese Kontakte übel und grenzten sie aus. Der Konkurrenzkampf in der Nachkriegszeit war hart und Katharina H. damals in einer schwachen Position: Sie war eine Außenseiterin im Ort und hatte weder familiären noch finanziellen Rückhalt zu bieten. Nicht einmal ihr rechtlicher Status in Österreich war geklärt, bis zu ihrer Hochzeit 1952 war sie staatenlose „Ausländerin“. Kurz gesagt: Ihre Situation damals war äußerst prekär.

Fast fünf Jahre nach ihrer Ankunft in Österreich erreichte Katharina H. an einem Wintertag schließlich ein Telegramm: Ihre Familie sei in Wien und warte dort am Bahnhof auf sie. Sofort fuhr Katharina H. los um sie von dort abzuholen und mit aufs Land zu nehmen. Am Wiener Nordbahnhof fand sie schließlich, mittellos und unter schlechtesten hygienischen

Bedingungen ihre Eltern gemeinsam mit ihrer Schwester und deren neugeborenem Kind. Monate- wenn nicht jahrelang hatten diese in Polen in einem Güterwaggon gelebt, ehe sie weiter nach Wien geschickt wurden. Ohne lange zu zögern, forderte sie ihre Familie dazu auf, gemeinsam mit ihr zurück ins niederösterreichische Waldviertel zu kommen. Katharina H.s Zeit „beim Bauern“ war in der Folge vorbei: Gemeinsam mit ihren Eltern, ihrer Schwester und deren Kind bezog sie ein von der lokalen Pfarrgemeinde zur Verfügung gestelltes Zimmer. Von dieser Zeit an ging es, so vermittelt es ihre Erzählung, bergauf. Abgesehen von ihrem Bruder, der noch als vermisst galt, war die Familie wieder zusammen. Erst in ihrer Anwesenheit entkam Katharina H. der von Abhängigkeit und Gewalt gezeichneten Lebenssituation. In ihrer Erzählung vermittelte sie den Eindruck, dass ihre Ankunft in Österreich und die Entwicklung zumindest mittelfristiger Perspektiven erst ab dann möglich wurde. Schon bald aber stellten sich der Familie neue Hindernisse in den Weg: „Ausländer“ wie Familie H. sollten damals vom Gesetz her vorwiegend in der Landwirtschaft Beschäftigung finden, für alle anderen Tätigkeiten musste ein extra Ansuchen gestellt werden. Diese Einschränkung traf vor allem für jene, die keine Ausbildungen als Facharbeiter/in hatten oder über ein entsprechendes Netzwerk in Österreich verfügten. Mehr als die Hälfte der aus Jugoslawien Evakuierten und Geflüchteten waren in der Folge Anfang der 1950er Jahre in Österreich in der Landwirtschaft tätig (siehe Kapitel zwei).³³⁸ Katharina H. und ihr Vater arbeiteten in dieser ersten Zeit als Tagelöhner bei Bauern, ihre Schwester betreute ihre (mittlerweile) zwei Kinder zu Hause. Ob ihre Mutter auch arbeitete, wissen wir nicht. Anders als bei der Arbeit gegen Kost und Logis „beim Bauern“, konnte sie jedenfalls nun etwas zurücklegen. Sobald die Familie das notwendige Geld zusammen hatte, schafften sie eine Nähmaschine an, und Katharina H. konnte wieder in ihrem erlernten Beruf als Schneiderin arbeiten. Neben dem Wiedersehen mit ihrer Familie konnte sie nun auch in beruflicher Hinsicht an ihr Leben vor der Migration anknüpfen. Als ihre Biographin gehe ich davon aus, dass sie diese Möglichkeit, an ihr früheres Leben anzuknüpfen, positiv stimmten. Getrübt wurde diese Stimmung allerdings, als sie wegen der fehlenden Arbeitsgenehmigung von jemandem aus dem Dorf angezeigt wurde und in der Folge aus Angst vor einer weiteren Strafverfolgung von der Ausübung ihres erlernten Berufs wieder abließ.

³³⁸ Radspieler, *Ethnic German Refugee*, 121. Der freie Zugang „volksdeutscher“ Flüchtlinge zum Arbeitsmarkt wurde Anfang 1952 durch ein Dekret des österreichischen Sozialministers geregelt (Vernant, Postwar, 116), bis letztlich im Juli ein entsprechendes Gesetz verabschiedet wurde (BGBl 166/1952).

In den folgenden Jahren gründete Katharina H. eine Familie und es gelang ihr, ihre ökonomische Existenz zu sichern – der größte Erfolg in ihrem Leben, wie sie in ihrer Erzählung immer wieder betonte. Über eine Bekannte ihrer Eltern lernte sie zu Beginn der 1950er Jahre ihren zukünftigen Mann kennen. Nach kurzer Zeit heirateten sie, was für beide eine willkommene Gelegenheit zur sozialen und ökonomischen Existenzsicherung darstellte: Katharina H. bekam die österreichische Staatsbürgerschaft und war nun erstmals seit Kriegsende sowohl sozialversicherungsrechtlich als auch finanziell abgesichert. Aber auch für ihren Mann (wir erfahren seinen Namen nicht), von dem sich seine Frau während er in Kriegsgefangenschaft war hatte scheiden lassen, dürfte es nicht einfach gewesen sein, eine neue Frau zu finden: Er war gerade aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrt, geschiedener Vater von drei Kindern und mittellos.

Seine Frau „brauche“ nicht arbeiten gehen, habe ihr Mann gemeint, als Katharina H. eine Stelle als Dolmetscherin für die Besatzungsbehörden angeboten wurde.³³⁹ Damals stand es in Österreich Ehemännern rechtlich zu, über die Berufstätigkeit „ihrer Frauen“ zu bestimmen.³⁴⁰ Den Worten ihres Mannes folgend ließ Katharina H. das erste Mal in ihrem Leben über einen längeren Zeitraum davon ab, zu arbeiten. Das sollte sich jedoch bald wieder ändern, als ihr Kinderwunsch ein immer stärkeres Thema in der Beziehung wurde. Ihr Mann wollte kein Kind mehr, willigte aber in den Vorschlag seiner Frau ein, sich im Fall einer Schwangerschaft allein um dieses zu kümmern. Als Katharina H. schließlich ein Mädchen zur Welt brachte, freute sich der Vater zwar, für die Erziehung des Kindes und die Kosten kam Katharina H. aber wie abgemacht allein auf. Vom Babyalter an nahm sie ihre Tochter mit zur Arbeit als landwirtschaftliche Hilfskraft in den Weinbergen: Bis Mitte der 1980er arbeitete sie in einem nahe gelegenen Kloster, zunächst im Weinbau und später bei der Verarbeitung landwirtschaftlicher Produkte vor Ort.

³³⁹ Interview Katharina H.

³⁴⁰ In Österreich wurde ein solches Gesetz, das Ehefrauen von Beamten ab einem gewissen Einkommen die Erwerbsarbeit verbot, 1933 verabschiedet, siehe Erna Appelt, *Von Ladenmädchen, Schreibfräulein und Gouvernanten, 1900–1934*, Wien 1985, 119. Erst 1975 wurde diese Möglichkeit des Ehemannes zum Verbot der Berufstätigkeit der Ehefrau im Rahmen einer Familienrechtsreform abgeschafft, siehe Bundesgesetz vom 31. Juli 1975 über die Neuordnung der persönlichen Rechtswirkung der Ehe, BGBl 412/1975. Ohne jetzt genauer auf die Situation in der ersten tschechoslowakischen Republik einzugehen, galt für verheiratete Frauen in den 1920er und 1930er Jahren in Europa allgemein, dass ihre Erwerbstätigkeit in hohem Maße vom sozialen Status des Ehemanns abhing. Siehe hierzu Julia Paulus, *Die rechtliche, soziale und politische Situation von Frauen in der Zwischenkriegszeit in Europa*, in: Susanne Elpers/Anne-Rose Meyer (Hrsg.), *Zwischenkriegszeit. Frauenleben 1918–1939*, Berlin 2004, 15–32, 19.

Eine Identifikation mit ihrer Herkunftsregion, als „Kroatin“ oder „Donauschwäbin“ spielte in der Selbstdarstellung von Katharina H. eine untergeordnete Rolle. Praxen, die sie mit ihrer kroatischen Herkunft verbanden, waren lediglich ein impliziter Bestandteil ihrer Erzählung: Bis zum Tag des Interviews sprach sie etwa regelmäßig Kroatisch und Serbisch, sei es mit kroatischen Gastarbeitern aus ihrer Herkunftsregion, denen sie immer wieder Arbeit im Kloster vermittelte, oder mit der serbischen Altenbetreuerin, die sich mehrmals in der Woche um sie kümmerte. Immer, wenn sie mit dieser spazieren gehe und Serbisch spreche, sähen sie die Leute anders an als sonst, erzählte sie im Interview. Daran anknüpfend erzählte sie im Interview von der Regelmäßigkeit, in der sie in ihrem Umfeld auf ausländerfeindliche Sprüche treffe (ob diese an sie direkt gerichtet sind oder allgemein, ist unklar). Katharina H. betonte, dass sie stets gegen solche Vorurteile halte, schließlich würden „Ausländer“ ohnehin nur jene Arbeit machen, die österreichische Arbeitnehmer/innen verweigerten. Dieses Argument scheint auch für ihre eigene Erwerbsbiographie zu passen, schließlich war sie gerade in den ersten Jahren nach dem Krieg als Hilfskraft in der Landwirtschaft tätig, obwohl sie zwei handwerkliche Ausbildungen abgeschlossen hatte. Dieses Gefühl, „Ausländerin“ zu sein und nicht zur Mehrheitsgesellschaft dazuzugehören, war in der Erzählung von Katharina H. über ihr Leben in Österreich gerade im Vergleich zu anderen Interviews (in denen Fremdheitsgefühle stets als überwunden dargestellt wurden) stark präsent, wenngleich kein dominantes Motiv.

Nach ihrer Evakuierung kehrte Katharina H. zwei Mal an ihren Herkunftsort zurück: Das erste Mal Mitte der 1950er Jahre, nachdem sie die österreichische Staatsbürgerschaft erhalten hatte und somit auf einen sicheren Aufenthalt und ihre Rückkehr nach Österreich vertrauen konnte. Damals traf sie auf ihre zurückgelassene „große Liebe“ Josip, zu dem der Kontakt nach der Evakuierung abgebrochen war.³⁴¹ Da sie während des Interviews wiederholt von diesem Wiedersehen erzählte, bekam ich zunehmend den Eindruck, dass diese Beziehung rückblickend von großer Bedeutung für sie war. Nicht nur was den emotionalen Aspekt betrifft, die Familiengründung mit Josip wäre in ihrer Darstellung (zumindest rückblickend) der nächste bevorstehende Schritt in ihrem Leben gewesen, hätte sie damals Kroatien nicht verlassen.

³⁴¹ Interview Katharina H.

Als ihre Biographin fiel es mir leicht, ihre Evakuierung von Slawonien über Osijek/Esseg nach Österreich als biographischen Wendepunkt darzustellen. Dieser Bruch – so meine Erzählung über ihr Leben – sei bis heute nicht ganz überwunden. Die zahlreichen Erfahrungen physischer und sexualisierter Gewalt verleihen der Biographie eine zusätzliche tragische Note – umso mehr, da diese traumatischen Erfahrungen in der Erzählung an keiner Stelle durch ein Happy End aufgelöst wurden. Weder in Form einer Emanzipationsgeschichte, in der sich Katharina H. von allen Zwängen befreite, noch in Form einer romantischen Liebesgeschichte oder in der Erfüllung eines (bürgerlichen) Familienideals. Im Gegensatz zu dieser Interpretation ihrer Geschichte deutete und bewertete Katharina H. ihr Leben aber anhand anderer Parameter.

Wenn man der Sinnstruktur der Erzählung Katharina H.s folgt, steht am Ende ihrer Erzählung aber sehr wohl ein *happy end*. Zwar habe ihr Leben vor der Migration durch den Ortswechsel einen abrupten Abbruch erfahren; Zwang und Orientierungslosigkeit seien gefolgt, mittlerweile jedoch mittels ihrer Heirat und der existentieller Absicherung erfolgreich überwunden. Katharina H. erzählte ihr Leben folglich als Romanze, an deren glücklichem Ende eben diese existenzielle Absicherung stand. Die Elemente, die in der von mir erstellten Biographie zentral gestellt wurden – der Verlust ihrer ersten „großen Liebe“, die Gewalterfahrungen während ihrer ersten Jahre in Österreich und Gefühle der Fremdheit und Ablehnung – waren in ihrer Narration hinsichtlich ihrer Bedeutung für die lebensgeschichtliche Sinnstruktur dem Bedürfnis nach materieller Existenzsicherung untergeordnet.

Josef W. – Flucht aus Jugoslawien

Josef W. war der einzige Interviewpartner, den ich zum Interview nicht bei ihm zu Hause traf. Seine Auswahl des Ortes, an dem das Interview stattfinden sollte, ließ bereits vermuten, in welcher Rolle er zu mir als Interviewerin und Historikerin sprechen würde: Josef W. wollte im „Haus der Heimat“, dem Sitz der „deutschen altösterreichischen Landsmannschaften in Österreich“, über sein Leben und seine Erfahrung von „Flucht und Vertreibung“ interviewt werden. Er sprach in der Rolle eines landsmannschaftlichen Funktionärs zu mir, der anhand

der Auswahl des Interviewortes seine eigene Geschichte in den Kontext der Geschichte der „Donauschwaben“ stellte und sich zu ihrem Repräsentanten machte. Deutlich wurde diese Verortung seiner Rolle, als er meine (von ihm vielleicht als politisch heikel interpretierte) Frage, was für ihn der Begriff „volksdeutsch“ bedeute, nicht beantwortete und mich stattdessen an den Obmann der österreichischen Landsmannschaften weiterverwies.

Josef W. wurde 1935 geboren und wuchs am Bauernhof seiner Eltern in Syrmien auf. Familie W. führte ein traditionelles Leben, das Jahr war geprägt von landwirtschaftlicher Arbeit und bäuerlichen Festen. Im elterlichen Betrieb half er mit so gut es ging, fütterte das Vieh und arbeitete auf dem Feld. Im Spätsommer und Frühherbst die Weinlese, danach wurde das Schlachtfest gefeiert, dazu kam eine Vielzahl an katholischen Feiertagen, die von der Bauersfamilie traditionell in Tracht begangen wurden. Als wohlhabende Bauern waren seine Eltern und die restliche Verwandtschaft eine angesehene Familie im Ort und betätigten sich auch politisch im Gemeinderat und im Vorstand der regionalen „Volksbank“.

Mit den Arbeiter/innen am Hof sprach Josef von Kindheit an in deren Muttersprachen (Ungarisch und Serbisch), zu Hause sprach die Familie Deutsch. Das war in der Gegend nicht ungewöhnlich: Bei einer Volkszählung, die 1931 im Königreich Jugoslawien durchgeführt wurde, gab in seinem Heimatbezirk rund ein Drittel der Bevölkerung an, Deutsch als Muttersprache zu haben. Der Großteil (rund zwei Drittel) aber nannte Serbokroatisch.³⁴² Abgesehen von beruflich definierten Beziehungen zu Handwerkern und Arbeitern, bewegte sich Familie W. jedoch in einem rein deutschsprachigen Umfeld. Damals sei das so üblich gewesen, sollte sich Josef W. beim Interview später erinnern. Explizit, so legt Josef W.s Erläuterung nahe, war die nationale Zugehörigkeit des sozialen Umfelds für seine Eltern kein entscheidendes Kriterium gewesen, sondern vielmehr eine Nachahmung der Vorfahren und der allgemeinen Gepflogenheiten. Was ihnen aber vor allem am Herzen lag, war ihren Kindern (das heißt Josef W. und seiner Schwester) Zugang zu Bildung zu verschaffen: Beide sollten das Gymnasium besuchen, auch als Bauernkinder. So war es auch bereits bei ihrem Vater gewesen.

³⁴² Bei einer Gesamtbevölkerung von 57.645 im Bezirk Ruma/Ruma wurden 1931 anhand ihrer Muttersprache 36.982 als „Serbokroaten“, 15.992 als „Deutsche“ und 3.752 als „Ungarn“ eingestuft. Angaben zur ethnischen Zusammensetzung in der Heimatstadt von Josef W. sind nicht angeführt. Siehe Gliederung der Bevölkerung des ehemaligen Jugoslawien, 63.

Diesem Streben nach Bildungsabschlüssen kamen die politischen Entwicklungen zu Beginn der 1940er Jahre durchaus entgegen: Zwar hatte sich bereits in den 1930er Jahren die Haltung des SHS-Staates gegenüber der deutschen Minderheit durchaus liberalisiert, sodass zumindest in den größeren (und nach Bedarf auch in kleineren) Städten Schulen mit deutscher Unterrichtssprache errichtet wurden. Im Bezirk Ruma/Ruma gab es in den 1930er Jahren etwa drei solcher „deutschen“ Volksschulen mit insgesamt 32 Klassen und um die 1300 Schüler.³⁴³ Mit der Machtübernahme der Ustascha und dem damit einhergehenden unmittelbaren Einfluss NS-Deutschlands auf die „deutsche“ Bevölkerung wurde ein deutsches Schulsystem etabliert: Ab 1941 wurden in allen Ortschaften mit mehr als 20 (nach NS-Kriterien) „deutschen“ Kindern Volksschulen errichtet, in denen Deutsch Unterrichtssprache war und deren Unterricht nach Kriterien der nationalsozialistischen Weltanschauung gestaltet wurde. Josef W., der 1941 eingeschult wurde, begann seine Schullaufbahn an einer solchen Volksschule, die zwar vom kroatischen Staat finanziert war, deren Lehrplan und Auswahl der Lehrer jedoch dem deutschen „Volksgruppenführer“ Branimir Altgayer unterstanden.³⁴⁴ Vor diesem politischen Hintergrund wurde in Josef W.s Heimatstadt 1941 auch ein deutsches Realgymnasium errichtet, welches seine Schwester besuchte. Wie auch bei Erwachsenen, galten Kinder für die nationalsozialistischen Behörden dann als deutsch, wenn sie zwei deutsche Elternteile hatten. Bei nur einem deutschen Elternteil konnte ein Antrag auf Volksgruppenzugehörigkeit gestellt werden. Im Fall der Eltern von Josef W. war ersteres der Fall: Sowohl sein Vater als auch seine Mutter stammten, das suggeriert der von ihm angefertigte Stammbaum, aus einem deutschen Elternhaus. Dass man seine Kinder nach 1941 auf eine deutsche Schule schickte, war dennoch nicht zwingend. Wie Marie-Janine Calic anführt, war es vielmehr so, dass die unter deutscher Führung stehenden Schulen in Kroatien nicht auf die erwartete Akzeptanz stießen und viele Eltern ihre Kinder trotzdem weiter auf kroatische Schulen schickten.³⁴⁵ Für Familie W. schien dies jedoch keine Option zu sein – was die konkreten Gründe hierfür waren, wissen wir jedoch nicht. Im Herbst 1941 schrieben die Eltern jedenfalls ihre Kinder in „deutschen“ Schulen ein.

³⁴³ Siehe Böhm, Deutsche Volksgruppe, 117.

³⁴⁴ Zur Errichtung des deutschen Schulwesens und die nationalsozialistische Gleichschaltungspolitik in Kroatien nach 1941 siehe Calic, Die Deutsche Volksgruppe in Kroatien 1941–1944.

³⁴⁵ Calic, Die Deutsche Volksgruppe in Kroatien 1941–1944, 155.

Schon wenige Monate nach der faschistischen Machtübernahme sollte der Krieg in seiner Heimatstadt zum Stadtbild gehören: So bezog ein „volksdeutsches“ Jägerregiment des kroatischen Heeres in der größten kroatischen Stadt im Osten des Landes Stellung. Auch ein Bataillon der unter deutschem Kommando stehenden Einsatzstaffel (ES)³⁴⁶, das zur militärischen Bekämpfung tatsächlicher oder imaginierter „Partisanen“ eingesetzt wurde, war dort stationiert.³⁴⁷ Angehörige eines Grenadierregiments der deutschen Wehrmacht, das sich 1942/43 in der Stadt aufhielt, wurden am Hof von Familie W. einquartiert. Die sich zuspitzende Konfliktsituation zwischen Wehrmacht und (tatsächlichen und imaginierten) Partisanen prägte aber nicht nur die allgemeine politische Situation, sondern zunehmend auch den Alltag der Familie. Eines ihrer Getreidefelder etwa wurde abgebrannt, Menschen aus ihrem Umfeld wiederholt von Konfliktparteien befragt und bedroht. Gemeinsam mit seiner Mutter begegnete Josef W. einmal einem älteren jüdischen Ehepaar, mit dem sie bekannt waren, das gerade von deutschen Einheiten aus seiner Wohnung geholt wurde. Ein andermal spähte der Junge durch einen Zaun, der die Synagoge im Ort umgab: Viele Menschen hatte man dort versammelt und ein Depot für „arisierter“ Wertgegenstände eingerichtet. Eines Tages fuhr er gemeinsam mit seinen Eltern zu den Getreidefeldern der Familie hinaus, die rund zehn Kilometer entfernt vom Hof lagen. Waren sie früher bei einer Synagoge vorbeigefahren, so existierte diese nun nicht mehr. Nicht mehr als solche Erinnerungsfetzen sind es, die mir für die Erstellung seiner Biographie hinsichtlich seiner Kindheit in Syrmien in seiner Erzählung zur Verfügung stehen.

Die Herkunftsregion von Josef W. war eine der ersten Gegenden im ehemaligen Königreich Jugoslawien, von wo aus „Deutsche“ mit Unterstützung der Wehrmacht evakuiert wurden: Neunzig Prozent der von den Nationalsozialist/innen als „Deutsche“ gelisteten Personen

³⁴⁶ Die Einsatzstaffeln waren formal der Ustascha unterstellt, gingen aber aus der „Deutschen Mannschaft“ hervor, die sich aus der deutschsprachigen Bevölkerung rekrutierte und eine Art paramilitärische Einheit war. Holm Sundhaussen beschrieb die „Deutsche Mannschaft“ als „dem reichsdeutschen Vorbild der Allgemeinen SS“ entsprechend, während hingegen die Einsatzstaffeln als Parallele zur Waffen-SS geschaffen worden sei, siehe Sundhaussen, Waffen-SS, 179.

³⁴⁷ Laut Bericht des Oberst a. D. E. aus Agram in Kroatien vom 16. September 1959 über die „Aufstellung der deutschen Volksgruppe in Kroatien im Rahmen der kroatischen Armee in den Jahren 1941-43, ihre Überführung in die Waffen-SS-Division ‚Prinz Eugen‘, die Partisanenkämpfe in Syrmien“, abgedruckt in: Dokumentation, Band V, 83 ff. Zum Argument der „Partisanenbekämpfung“ im Zuge der Ermordung der jüdischen Bevölkerung der Region siehe Walter Manoschek, "Wo der Partisan ist, ist der Jude, und wo der Jude ist, ist der Partisan". Die Wehrmacht und die Shoah, in: Gerhard Paul (Hrsg.), Die Täter der Shoah. Fanatische Nationalsozialisten oder ganz normale Deutsche?, Göttingen 2002, 167–186.

wurden im Herbst 1944 auf den Weg ins Reich gebracht.³⁴⁸ Die Route führten über Osijek/Esseg weiter über die Baranja nach Südungarn und Österreich (und zum Teil auch nach Schlesien).³⁴⁹ Viele reisten mit der Eisenbahn, ihr Gepäck wurde in Güterwaggons zum Zielort gebracht, die Evakuierten selbst fanden in Personenabteilen Platz. Auf diesen Evakuierungstransporten befand sich auch der damals zehnjährige Josef W., gemeinsam mit seiner Mutter, seiner vier Jahre älteren Schwester und den Großeltern. Ein ganzer Güterwaggon, in den die Familie Vorräte und Hausrat packen konnte, wurde ihnen zur Verfügung gestellt. Josef W.s Vater konnte seine Familie nicht begleiten, da er in ein Bahnschutz-Bataillon eingezogen worden war, um die Gleise der Reichsbahn vor Anschlägen durch „Partisanen“ zu bewachen.

Über die oben genannte Route gelangte die Familie in die Steiermark, wo sie bei einem Bauern untergebracht wurde. Diese Form der Evakuierung war damals nichts Außergewöhnliches, man denke nur an die zahlreichen Kinderlandverschickungen oder an die Unterbringung sogenannter „Ausgebombter“, die oft von norddeutschen Städten nach Österreich oder Bayern übersiedelt und dort in Wohnungen bei Einheimischen einquartiert wurden. Das dominante, Solidarität schürende Bild einer (deutschen) „Volksgemeinschaft“ half den Betroffenen beider Seiten („Ausgebombte“ und jenen, die ihren Wohnraum teilen mussten), mit der Situation umzugehen. Für den Bauernhof in der Obersteiermark, wo Familie W. damals unterkam, war ihre Ankunft im Herbst 1944 mit Sicherheit eine Hilfe, zumal sie ja selbst Bauern und mit landwirtschaftlicher Arbeit vertraut waren: Die Ernte musste eingebracht werden, und die meisten einheimischen österreichischen Männer waren an der Front oder in Kriegsgefangenschaft. Neben der Bauernfamilie aus Syrmien arbeiteten am Hof noch ein französischer Kriegsgefangener und zwei junge Zwangsarbeiterinnen aus der Ukraine oder Weißrussland – so genau war das Josef W. nicht bekannt. Josef W. und seine Schwester konnten sogar bis zur endgültigen Einstellung des Schulbetriebs im März 1945 weiterhin die Schule besuchen. Diese letzten Kriegsmonate am Land in der Steiermark sollten Josef W. später sehr positiv in Erinnerung bleiben. Für seine Familie war diese erste Migration von Syrmien nach Österreich eine vorübergehende, die vor allem dazu dienen sollte, den Krieg physisch unversehrt zu überstehen. Die Rückkehr nach Syrmien sollte

³⁴⁸ Portmann, *Kommunistische Revolution*, 225 f.

³⁴⁹ Siehe Wehler, *Nationalitätenpolitik*, 77.

stattfinden, sobald dort wieder Ruhe eingekehrt war. Dass sie zwei Jahre später ihre „Heimat“ endgültig verlassen sollten, ahnten sie damals noch nicht und erklärten sich auch sogleich zur Rückkehr nach Jugoslawien bereit, als sie die sowjetische Besatzungsmacht noch im Mai 1945 dazu aufforderte. Die Entscheidung fiel nicht schwer: In der besetzten Steiermark hatte die Familie kein Zuhause, in Syrmien galt es zum Hof zurückzukehren, den Vater wieder zu treffen und die Felder zu bestellen. Von den sowjetischen Besatzern wurde der Rücktransport organisiert, die Reise schien mühelos von statten zu gehen. Nur wenige hundert Kilometer nach dem Aufbruch wurde die Familie jedoch auf Grund ihrer Kategorisierung als „Deutsche“ an der ungarisch-jugoslawischen Grenze verhaftet. Ihr Besitz wurde beschlagnahmt und die arbeitsfähigen Familienmitglieder (Mutter, Schwester, Tante) von den nicht arbeitsfähigen (Großeltern, der zehnjährige Josef und eine Cousine) getrennt. Erst drei Jahre später sollte die Familie den Vater wiedersehen. Das wussten sie aber damals noch nicht. Ein Jahr lang verbrachte Josef W. daraufhin in Gakovo/Gakowa, einem der größten Internierungslager für die als „Deutsche“ identifizierte Bevölkerung in jener Zeit.³⁵⁰ Seine Großeltern ertrugen die schlechte Versorgungssituation, mangelnde Hygiene und Gewalt nicht lange und verstarben nur wenige Monate nachdem sie zurück nach Syrmien aufgebrochen waren. Josef W. und seine Cousine blieben allein zurück und kamen in jenen Teil des Lagers, in dem unbegleitete Kinder untergebracht waren. Er harnte dort gemeinsam mit seiner körperbehinderten Cousine aus, um die er sich zusätzlich kümmerte; ohne ausreichende Versorgung, Hygiene oder Tagesstruktur; nicht wissend, wo ihre Eltern waren und wie es weitergehen würde. Im Laufe des Jahres 1946 wurde die zuvor weitgehende Abschirmung Gakovos/Gakowas von der Außenwelt lockerer und es wurde eine gängige Praxis, dass Mütter (die zumeist in Arbeitslagern außerhalb untergebracht waren) ihre Kinder dort besuchen konnten. So auch im Fall von Josef W., dessen Mutter damals regelmäßig nach Gakovo/Gakowa kam, um ihren Sohn zu sehen und mit Essen zu verpflegen.

In dieser Zeit begann die Familie auch erste Fluchtpläne zu schmieden. Im Frühjahr 1947 war es schließlich soweit, und Josef W. flüchtete gemeinsam mit seiner Mutter, Schwester und anderen Verwandten über die Grenze. Die Flucht über Ungarn nach Österreich war zu diesem

³⁵⁰ Gakovo war eines der größten jugoslawischen Internierungslager für die deutsche Bevölkerung. Typhus und Diphtherie breiteten sich dort aus, weswegen es eine besonders hohe Todesrate verzeichnete. Bei Michael Portmann ist eine Auflistung der jugoslawischen Behörden zur Zahl der Lagerinsassen abgebildet, die jedoch nicht datiert ist. In dieser ist für Gakovo ein Stand von 12.086 Internierten verzeichnet. Portmann datiert diese Angabe auf (vermutlich) Sommer 1945. Siehe Portmann, *Kommunistische Revolution*, 449.

Zeitpunkt bereits eine gängige Praxis unter den „deutschen“ Internierten, die von der jugoslawische Regierung zumeist toleriert wurde.³⁵¹ Über Mundpropaganda hatte Familie W. vom „richtigen“ Fußweg über die grüne Grenze gehört. Nachdem sie eine Nacht in einem Maisfeld verbracht hatte, schaffte sie es schließlich auch bis nach Ungarn. Was sie dort erwartete, hatte die Familie allerdings nicht vermutet: Gleich nach der Grenzüberquerung wurde sie in Ungarn verhaftet und Erwachsene und Kinder getrennt voneinander eingesperrt und im Ungewissen gelassen. Zwei Wochen dauerte es, bis der Bescheid über die Genehmigung der Weiterreise einging und die Familie wieder frei kam – für Josef W. rückblickend die schlimmsten zwei Wochen, auch wenn die Zeit in Gakovo/Gakowa grausam war. Erneut ging es zu Fuß weiter, diesmal vier Wochen lang bis zur österreichischen Grenze, wo sie im Flüchtlingslager Straß in der britischen Besatzungszone registriert wurden. Von dort ging es weiter in ein Barackenlager nach Eisenerz und letztlich auf die Einladung von Verwandten hin nach Oberösterreich in die amerikanische Besatzungszone. Dort konnte die Familie das erste Mal seit ihrer Rückreise nach Jugoslawien im Mai 1945 zur Ruhe kommen und einen Alltag mit (zumindest mittelfristiger) Perspektive entwickeln. Denn eine permanente Aufenthaltsgenehmigung hatte sie damals nicht und es war unsicher, wie Österreich in nächster Zukunft mit den mittlerweile staatenlosen „Heimatvertriebenen“ aus Jugoslawien verfahren und ob es nicht doch zu einer Ausweisung nach Deutschland kommen würde. Ihr rechtlicher Status als „Staatenlose“ verhinderte aber zumindest die Rückkehr nach Jugoslawien, soviel war sicher. Als ehemalige Bauern bekam die Familie zudem nur für den landwirtschaftlichen Bereich, wo es ohnehin an Arbeitskräften mangelte, eine Arbeitserlaubnis. Das sicherte zunächst zwar den Lebensunterhalt, führte den ehemaligen Großbauern aber täglich ihren sozialen Abstieg vor Augen. Nach und nach kam in den nächsten Jahren auch die Familie nach Oberösterreich nach, im Frühjahr 1948 schließlich auch Josef W.s Vater, der seine Familie in der ersten Nachkriegszeit gesucht hatte und später auch in einem jugoslawischen Internierungslager (Mitrovica/Mitrowitz) gelandet war.

Für den zwölfjährigen Josef W. bedeutete die Ankunft in Oberösterreich vor allem zwei Dinge: Nach fast zwei Jahren in Gakovo/Gakowa konnte er sich erstmals wieder regelmäßig satt essen und eine Schule besuchen – wenn auch zunächst noch in einer separierten

³⁵¹ Siehe hierzu in Kapitel zwei.

„Flüchtlingsklasse“, wie er es 2012 im Interview nannte.³⁵² Aber schon zu Beginn des Schuljahres 1947/48 wurde der damals Zwölfjährige in der nahe gelegenen Bezirkshauptstadt in die erste Klasse Hauptschule aufgenommen. Eineinhalb Schuljahre hatte er inzwischen auf Grund seiner Internierung im Lager Gakovo/Gakowa verloren. War Bildung für die Familie in Jugoslawien noch ein hohes Gut gewesen, das den Kindern sozialen Aufstieg ermöglichen sollte, konnten weder Josef W. noch seine vier Jahre ältere Schwester diesem Ideal nach ihrer Ankunft in Österreich weiterhin nachkommen: Existenzielle Sorgen bestimmten zu sehr den Alltag im Elternhaus. Im Alter von 15 Jahren brach Josef W. die Hauptschule in der dritten Klasse ab und begann eine Lehre als KFZ-Mechaniker, machte die Gesellenprüfung und besuchte eine zweijährige Werkmeisterschule. 1952 übersiedelte er nach Wien, wo er – nachdem er zuvor den Hauptschulabschluss nachgemacht hatte – nach der Arbeit abends eine Höhere Schule für technische Berufe besuchte. Das Bildungsziel, das seine Eltern vor ihrer Migration nach Österreich für ihn gesteckt hatten, der Besuch einer Höheren Schule, war erreicht. Anfang zwanzig hatte Josef W. eine abgeschlossene Berufsausbildung und einen höheren Schulabschluss. In den darauf folgenden Jahrzehnten arbeitete als technischer Zeichner in einem Betrieb, dem er bis zu seiner Pensionierung treu blieb.

Noch in seiner Wiener Ausbildungszeit lernte Josef W. seine spätere Frau kennen, 1963 heirateten die beiden. Vier Kinder brachte Frau W. in den nächsten Jahren zur Welt, was die junge Familie bald zum Umzug von der Eigentumswohnung in der Stadt ins Einfamilienhaus am Stadtrand bewegte. Dass die Bildungsabschlüsse seiner Kinder und Enkelkinder zentraler Bestandteil seiner autobiographischen Erfolgserzählung war, illustrierte Josef W. gleich bei der Kontaktaufnahme, bei welcher er Fotos von seiner Familie unter Angabe der Bildungsabschlüsse und Berufe seiner Kinder schickte.³⁵³ Während Josef W. als technischer Zeichner arbeitete und das Familieneinkommen sicherte, widmete Frau W. ihre Zeit der Kinderbetreuung und dem Haushalt. Ein Nachteil, wie sich später herausstellen sollte, da sie so keine eigenen Ansprüche in der Pensionsversicherung erwarb. Zur „Wiedergutmachung“ für die „wohlwollende Aufnahme in Österreich“, so sollte er später sagen, begann er sich nach seiner Pensionierung ehrenamtlich als Sachwalter zu engagieren. Aber nicht nur gegenüber

³⁵² Interview der Autorin mit Josef W., geführt am 25. Juli 2012.

³⁵³ Aus rechtlichen Gründen können die Fotos an dieser Stelle nicht abgebildet werden. Sie befinden sich im Privatarchiv von Melanie Dejnega und werden nach Abschluss des Promotionsverfahrens gemeinsam mit den Audio-Interviews an die Österreichische Mediathek übergeben.

der österreichischen Gesellschaft wollte er sich dankbar zeigen: Auch sein Verbundenheitsgefühl zu seiner Herkunftsregion blieb über all die Jahrzehnte beruflicher und familiärer Entwicklung erhalten. Im lebensgeschichtlichen Interview sollte er auf die Frage hin, welcher Gruppe oder Nation er sich heute am meisten zugehörig fühle, sogar sagen, dass er sich „als Donauschwabe bekenne“.³⁵⁴ Ein Zugehörigkeitsgefühl zu „den Donauschwaben“ als „Schicksalsgemeinschaft“, die durch seine Pensionierung frei gewordene Zeit und die damit einhergehende Aktivitäten im „Haus der Heimat“, dem Sitz des „Verbands der deutschen altösterreichischen Landsmannschaften in Österreich“, brachten ihn dazu, im Rahmen des Jubiläumsjahres der Evakuierung der „Donauschwabens“ 2004 einen Gedenkgottesdienst zu organisieren. Vier Jahre lang war er als Obmann der „Landsmannschaft der Donauschwaben“ in Wien, Niederösterreich und dem Burgenland tätig. In dieser Zeit reiste er auch das erste Mal in seinen Geburtsort, damals mit einer von einem deutschen Rumaer Heimatverein organisierten Reise. Der mitreisende Dolmetscher übersetzte dem damals 70jährigen, dass ihm die Bewohner/innen seines Geburtsortes zur Rückkehr aufforderten. Zwei Jahre später machte er sich erneut auf den Weg nach Syrmien, auch diesmal wieder im Rahmen einer durch die Landsmannschaft organisierten Tour. Auch diesmal sollte es wieder eine herzliche Begegnung sein.

Ganz gemäß seiner autobiographischen Sinnkonstruktion (siehe Kapitel vier), habe ich die Biographie von Josef W. als Erfolgsgeschichte erzählt, an deren Ende der Sieg im Kampf um den sozialen Status in der österreichischen Gesellschaft und die Beibehaltung seines Zugehörigkeitsgefühls zur Gruppe der „Donauschwabens“ steht. Was ich nicht in die biographische Erzählung mit aufgenommen habe, sind Aspekte seines Lebens, in denen Josef W. seiner Darstellung nach keinen Erfolg hatte bzw. die für ihn nicht so glücklich verlaufen sind. Neben der aus seiner Sicht mangelhaften Altersvorsorge sind es Diskriminierungserfahrungen während der ersten Jahre nach seiner Ankunft (und vereinzelt auch noch Jahrzehnte später). Auf diese kam er erst zu sprechen, als ich ihn explizit danach fragte. „Banater“ seien die „Heimatvertriebenen“ in der Region abwertend genannt worden, auf einer Veranstaltung bezeichnete ein Besucher die „Heimatvertriebenen“ öffentlich als „Gesindel“. In seiner Erzählung entblößte er diese abwertende Äußerung, indem er den Sprecher mit seiner eigenen Geschichte konfrontierte und ihm so die Absurdität dieser

³⁵⁴ Interview Josef W.

Klassifizierung in seiner Darstellung erfolgreich vor Augen führte. Migration ist in meiner biographischen Erzählung über sein Leben ebenso wie bei Katharina H. als biographischer Wendepunkt dargestellt, vor allem hinsichtlich des sozialen Abstiegs der Familie in den ersten Nachkriegsjahren. Aber sie ist in seinem Fall auch ein Wendepunkt, der Positives mit sich gebracht hat. Die Flucht befreite seine Familie aus Hunger und Gefangenschaft und ermöglichte es ihr nach ihrer Ankunft in Österreich wieder Perspektiven zu entwickeln.

Das Leben von Josef W. als Erfolgsgeschichte zu erzählen bedeutete, das autobiographische Narrativ der Selbstdarstellung im Interview zu reproduzieren und eine durch das Interview vorgegebene thematische Gewichtung der Inhalte vorzunehmen. Der „rote Faden“ dieser Erfolgsgeschichte besteht darin, dass er den Verlust von sozialem Status und Perspektive wieder wettmachen und so einen potentiellen Bruch in der sozialen Selbst- und Fremdentifikation überwinden konnte. Anders als im Fall von Katharina H. scheint das glückliche Ende in seiner romantischen Erzählung unumgänglich, bereits sein Brief zur Kontaktaufnahmen, in dem er auf den Bildungserfolg seiner Kinder und Enkelkinder verwies, nahm dieses vorweg. Demnach seien die Internierung der Familie und die Migration Hindernisse in seinem Leben gewesen, die er mit Hilfe von Bildung erfolgreich überwinden konnte.

Irene W. – Vertreibung aus Südmähren

Als Irene W. 1932 zur Welt kam, war die Freude groß: Sie war ein Wunschkind, vor allem ihres Vaters, der sich von seiner ersten Frau wegen Kinderlosigkeit hatte scheiden lassen. Wie mir meine Interviewpartnerin gleich zu Beginn unseres Gesprächs mit einem Zeitungsausschnitt belegte, wurde sie 1932 als erstes Kind einer wohlhabenden, bürgerlichen Familie in der „ersten Klasse“ im Krankenhaus in Opava/Troppau in Schlesien geboren. Damals lebte die Familie im nahe gelegenen Karviná/Karwin, einer Ortschaft in der mehrheitlich von polnischsprachiger Bevölkerung besiedelten Industrieregion im Umkreis der Stadt Těšín/Teschen. Der Vater, der dort eine höhere Position bei der Tschechoslowakischen Eisenbahn innehatte, stammte ursprünglich – so geht es aus einer Stelle im Interview indirekt

hervor ³⁵⁵ – aus Brno/Brünn und war vermutlich aus beruflichen Gründen nach Mährisch-Schlesien gezogen. Zwar wurde erzählt, dass er aus einer kinderreichen Familie stammte, in der „alles, vom Handwerker bis zum Studiosus“ zu finden gewesen sei, letztendlich aber erfahren wir wenig Konkretes. Auch über die Eltern ihres Vaters konnte ich nur in Erfahrung bringen, dass diese „liebe Menschen“ gewesen seien und die Mutter früh verstarb. Obwohl danach gefragt, blieb seine Familiengeschichte im Verborgenen. Vielleicht wusste Irene W. selber nichts darüber, schließlich war ihr Vater früh gestorben. Vielleicht wollte sie aber auch die Identität ihres Vaters nicht für Dritte nachvollziehbar machen, denn auch ihren eigenen Namen pseudonymisierte sie für das Interview. Ein „Kinderfreund“³⁵⁶ mit großem Charisma und humanistischer Bildung sowie „judenfreundlich“³⁵⁷ sei er vor allem gewesen, so sollte sie ihn später rückblickend beschreiben. Mehr wusste Irene W. nicht von ihm, denn als sie 12 Jahre alt war, verstarb ihr Vater plötzlich. Das romantisierte Bild von ihm aber wurde bis ins hohe Erwachsenenalter unverrückbar aufrechterhalten. Über die Familie mütterlicherseits wissen wir mehr: Irene W.s Mutter stammte aus der Region um Těšín/Teschen und wuchs in einem bürgerlichen Haushalt auf. Ihr Vater war Vermögensverwalter einer Grafschaft, Irene W.s Mutter machte Abitur und arbeitete später als Lehrerin. Diesen gab sie nach ihrer Hochzeit auf, weil es ihr – so die rückblickende Begründung ihrer Tochter – von Gesetzes wegen auf Grund des hohen Einkommens ihres Mannes untersagt war, weiter arbeiten zu gehen.³⁵⁸ Von da an blieb sie zu Hause und kümmerte sich um die Organisation des Haushalts und Anweisung der Hausangestellten und dem damaligen bürgerlichen Geschlechterrollenbild entsprechend wahrscheinlich auch um das soziale Leben der Familie. Irene W. erwähnte dies allerdings nicht und fokussierte, wenn sie über die Zeit der Familie in der Tschechoslowakei erzählte, vor allem die erzieherischen und sozialen Aktivitäten ihres Vaters, der ab 1938 pensioniert war.

³⁵⁵ Irene W. zitierte ihren Vater anlässlich des 1938 bevorstehenden Umzugs nach Brno/Brünn mit den Worten: „Jetzt gehen wir nach Hause.“ Als ich sie daraufhin direkt nach der Herkunft ihres Vaters fragte, wich sie der Frage jedoch aus. Interview der Autorin mit Irene W., geführt am 30. Juli 2012 und 31. August 2012.

³⁵⁶ Interview Irene W.

³⁵⁷ Interview Irene W.

³⁵⁸ Auch für Österreich galt in dieser Zeit, dass die Erwerbstätigkeit von Ehefrauen in Bildungsberufen in der Tat mit dem Argument der „Doppelversorgung“ von Teilen der Gesellschaft nicht gut geheißen wurde. Dieses hat sich nach Appelt vor allem gegen Frauen in intellektuellen Berufen (darunter Lehrerinnen) gerichtet. Appelt, Von Ladenmädchen, Schreibfräulein und Gouvernanten, 109–120. Siehe hierzu grundlegend (für Deutschland) auch Susanne Rouette, Sozialpolitik als Geschlechterpolitik. Die Regulierung der Frauenarbeit nach dem Ersten Weltkrieg, Frankfurt/Main 1993, 254 f.

Kommen wir nun aber zurück zu jener Zeit, als die Familie noch im Teschener Land im tschechisch-polnisch-deutschen Dreiländereck lebte. Noch vor der Unterzeichnung des Münchner Abkommens vom 29. September 1938, in dem die Abtretung der tschechoslowakischen Grenzgebiete an Deutschland besiegelt wurde, erhielt Irene W.s Vater Nachricht von den Plänen, dass das Teschener Land von Polen besetzt werden sollte (was am 2. Oktober 1938 schließlich auch geschah).³⁵⁹ Umgehend verließ die Familie die Region und übersiedelte noch im Spätsommer 1938 ins südmährische Brno/Brünn, die Heimatstadt ihres Vaters, die damals noch zur „Rest-Tschechei“ gehörte. Irene W. und ihr um ein Jahr jüngerer Bruder wurden dort in einer deutschen Schule eingeschult.³⁶⁰ Bereits wenige Monate später wurde das „Protektorat Böhmen und Mähren“ errichtet. Von da an bedeutete der Besuch einer deutschen Schule nicht nur, dass Deutsch die Unterrichtssprache war, sondern dass auch die Personalauswahl und die Lehrplangestaltung nach nationalsozialistischen Kriterien erfolgte.³⁶¹

Der Umzug nach Brno/Brünn bedeutete für den Vater mit 59 Jahren seine frühzeitige Pensionierung; für die Familiensituation hieß es, dass beide Elternteile von da an zu Hause waren. Wiederholt betonte meine Interviewpartnerin, wie rührend sich vor allem ihr Vater in jener Zeit um sie und ihren Bruder gekümmert habe: gemeinsames Lernen und Musizieren standen auf der Tagesordnung. Zum Haushalt gehörten neben den Eltern und den beiden Kindern auch ein deutschsprachiges Kindermädchen und mehrere tschechischsprachige Dienstboten: eine Wäscherin, eine Schneiderin, eine Köchin und eine Bedienerin. Im Gespräch mit ihnen lernten Irene W. und ihr Bruder Tschechisch,³⁶² ebenso wie im Spiel mit den Nachbarskindern. Mit den Eltern wurde aber ausschließlich Deutsch gesprochen.³⁶³ Vor allem der Vater legte großen Wert auf das Erlernen der deutschen Schriftsprache, Dialekte lehnte er ab und wollte diese auch aus den Mündern seiner Kinder nicht hören. Den Umgang mit tschechischsprachigen Kindern im gemischt bewohnten Villenviertel hieß er hingegen

³⁵⁹ Die polnische Besetzung des Olsagebiets dauerte bis zum deutschen Polenfeldzug im September 1939.

³⁶⁰ Zur nationalsozialistischen Politik, böhmische und mährische Kinder tendenziell als Teil der deutschen „Volksgemeinschafts“ zu betrachten und dem Fehlen klarer Definitionen, wer als Tscheche und wer als Deutscher zu klassifizieren sei, siehe Bryant, Prague in Black, 28–65; Zahra, Reclaiming Children, 527 ff.

³⁶¹ Zur nationalsozialistischen Schulpolitik im Protektorat siehe Zahra, Kidnapped Souls, 169–202.

³⁶² Eine in Brünn bürgerlichen Haushalten durchwegs übliche Situation, siehe Nosková, „Ich hatte eine sehr schöne Kindheit“, 43.

³⁶³ Zu tschechischen Sprachkenntnissen von Kindern aus deutschsprachigen Familie siehe auch King, Budweisers, 168.

gut, schließlich war es gerade seine eigene Mehrsprachigkeit gewesen, die ihn damals in die gehobene Beamtenposition befördert hatte.

Mit der Errichtung des Protektorats kamen neben dem Bildungswesen auch zahlreiche andere Bereiche des täglichen Lebens unter nationalsozialistischem Einfluss: Presse, Schulen und Kirchen wurden binnen kurzer Zeit „gleichgeschaltet“.³⁶⁴ Nachdem der Anteil der Brüner Bevölkerung, die sich als „Deutsche“ identifizierten, während der Ersten Tschechoslowakischen Republik markant zurück gegangen war, galt es für die deutschen Machthaber nun, das Zugehörigkeitsgefühl zum deutschen Volk in der Bevölkerung anhand unterschiedlicher Maßnahmen zu fördern bzw. zu reanimieren.³⁶⁵ Irene W. sollte sich später daran erinnern, dass eine Nachbarin, mit deren Kindern sie regelmäßig spielte, ihren tschechischen Namen damals eindeutschen ließ. Abgesehen von der Schule, die Irene und ihr Bruder besuchten, kam die Familie in der Erzählung mit keinen nationalsozialistischen Institutionen in Kontakt. Die nationalsozialistische Ideologie oder Haltung sei ihren Eltern fremd gewesen. Der „Hass“, so sollte Irene W. als 80jährige erzählen, sei von außen an eine harmonische Gesellschaft, die von unterschiedlichen Sprachen geprägt war, herangetragen worden.³⁶⁶

Die politischen Entwicklungen im Protektorat erlebte die Familie jedoch von Beginn an lediglich aus peripherer Perspektive: Bereits bei der Annexion im März 1939 verbot Irene W.s Vater seinen Kindern, an den Feierlichkeiten in der Stadt dazu teilzunehmen. Die Familie zog sich in den folgenden Jahren zurück, widmete sich dem Musizieren und dem Literaturstudium. Über Politik wurde in Anwesenheit der Kinder nicht gesprochen. Später sollte Irene W. von ihrer traumhaften Kindheit jenseits von Krieg und Gewalt erzählen, die von der innigen Beziehung zu ihrem liebevollen Vater geprägt war. Eine seiner zahlreichen

³⁶⁴ King, Budweisers, 177.

³⁶⁵ Dem schon fast entgegengesetzt stand das große Interesse führender nationalsozialistischer Politiker, dem Funktionieren von Industrie und Tagebau im Protektorat oberste Priorität einzuräumen. Da Tschechen nur auf freiwilliger Basis zur Wehrmacht oder SS rekrutiert wurden, waren sie es, die weiterhin die Arbeit verrichteten und von deren Arbeitskraft und Arbeitswillen man sich abhängig sah. Diese Situation ließ die zuständigen Behörden mitunter Maßnahmen setzen, die die Versorgungssituation der tschechischen Bevölkerung mit jener der Deutschen gleich stellte. Siehe King, Budweisers, 186 f.

³⁶⁶ Diese Erzählung über das tschechisch-deutsche Zusammenleben deckt sich mit zwei von Oldřich Sirovátka identifizierten, widersprüchlichen Darstellungen des Zusammenlebens in der Tradierung: Vielfach würde das harmonische Zusammenleben betont werden, oft aber auch ein Zustand totaler Gespaltenheit. Siehe Oldřich Sirovátka, Nationalbeziehungen in Brünn aus tschechischer Perspektive, in: Jana Pospíšilová / Karel Altman (Hrsg.), Leute in der Großstadt, Brno 1992, 13–19.

Aktivitäten während der Pension war es, „halbjüdische“ Schüler zu unterrichten, die vom Besuch eines Gymnasiums ausgeschlossen waren.³⁶⁷ Vom massiv gewaltvollen Vorgehen der Wehrmacht an der Ostfront erfuhr die Familie, als ein Cousin des Vaters auf Fronturlaub zu ihnen zu Besuch kam und dem Vater von seinen Erlebnissen an der Front erzählte. Irene W. hörte mit, auch wenn sie zunächst nicht so recht wusste, worum es ging: Männer der Wehrmacht würden russische Frauen vergewaltigen, so erzählte der Verwandte, und man dürfe sich nicht wundern, wenn die Russen bei ihrer Ankunft hier das Gleiche tun würden. Eben diese Imaginationen rückten mit der Front im Laufe des Jahres 1944 immer näher. Ab März 1944 versetzten Bombenalarme, die in Brno/Brünn immer dann losgingen, wenn ein Angriff auf Wien bevorstand, die Familie regelmäßig in Angst. Der „totale Krieg“ hatte nun auch das Protektorat erreicht, welches lange von Bombardierungen und Frontverläufen verschont geblieben war. Hätte Irene W.s Vater damals noch gelebt, wäre er wahrscheinlich zum Volkssturm einberufen worden. Mit seinem plötzlichen Tod im Januar 1944 und dem im Alltag immer präsenter werdenden Krieg veränderte sich das Leben Irenes, ihres Bruders und ihrer Mutter drastisch. Nicht nur Angst und Bombenalarm waren alltägliche Begleiter, auf der Flucht vor der vorrückenden sowjetischen Armee suchte zudem die Familie von Irene W.s Mutter aus Schlesien bei ihnen Unterschlupf. Die männliche Herrschaft im Haus übernahm von nun an der Großvater, gemeinsam harzte die Familie bis zum Kriegsende aus.

Am 26. April 1945 wurde die südmährische Hauptstadt Brno/Brünn von der sowjetischen Armee besetzt. Noch lang vor der Verabschiedung des alliierten Potsdamer Abkommens, das einen geordneten „Bevölkerungstransfer“ der deutschen Bevölkerung aus den ostmitteleuropäischen Staaten garantieren sollte, fanden in Brno/Brünn erste organisierte Aktionen zur Ausweisung der von tschechischen Akteuren als „deutsch“ identifizierten Bevölkerung statt.³⁶⁸ Im Rahmen dieser so genannten „wildes Vertreibungen“, die für Brno/Brünn unter dem Namen „Brünner Todesmarsch“ tradiert wurden, wurden binnen eines Tages rund 20.000 vermeintlich „deutsche“ Frauen, Kinder und über 60jährige aus der Stadt

³⁶⁷ Ab September 1939 waren jüdische Kinder gänzlich und „jüdische Mischlinge“ zum Teil vom Besuch deutscher Schulen im Protektorat ausgeschlossen. Für Details siehe Dana Kasperová, *Erziehung und Bildung der jüdischen Kinder im Protektorat und im Ghetto Theresienstadt*, Bad Heilbrunn 2014, 49.

³⁶⁸ Kriterien, nach denen man nach Kriegsende entweder als Deutscher oder Tscheche betrachtet, wurden im Präsidentialdekret Nr. 5 (1945) festgelegt. Darin wurde jeder, der sich bei einer Volkszählung ab 1929 als Deutscher bezeichnet hatte, Mitglied deutscher oder auf Deutsche als Zielgruppe ausgerichtete Vereine oder Parteien, als Deutscher kategorisiert wurde. Siehe King, *Budweisers*, 194.

hinausgeführt. Von den Behörden als arbeitsfähig befundene weibliche und männliche Bevölkerung wurde in Internierungs- und Arbeitslager zusammengefasst.³⁶⁹

Unter den Auszuweisenden befand sich auch die damals 13jährige Irene W. mit ihrer Familie: Am Abend des 30. Mai 1945 klopfen tschechische Einheiten, junge Männer in ziviler Kleidung, an die Tür der Familie. Sie sollten herauskommen und das Nötigste mitnehmen, am nächsten Tag sei Abmarsch nach Österreich. Am Tag davor hatte das tschechoslowakische Innenministerium die „Hinausführung“ der „deutschen“ Bevölkerung aus Brno/Brünn angeordnet. In aller Unsicherheit hinsichtlich dessen, was kommen würde, versuchte die Mutter einen kühlen Kopf zu bewahren und Nötiges von Unnötigem beim Packen zu trennen – so sollte sich ihre damals 13jährige Tochter später an die Situation erinnern. Dokumente und Zeugnisse sollten unbedingt mitgenommen werden, Spielsachen zurück bleiben. Golddukat und Ersparnisse wurden entgegen der Anordnung mit eingepackt und möglichst nahe am Körper eines jeden Familienmitglieds getragen, damit sie nicht von Partisanen oder Grenzbeamten gefunden werden. Lebensmittelvorräte wurden nach Anordnung der Behörden für drei Tage mitgenommen. Irene und ihr Bruder bekamen jeweils einen Rucksack umgeschmalt, damit auch sie Sachen tragen konnten. Am Platz vorm „Deutschen Haus“ in Brno/Brünn, dem ehemaligen Zentrum des kulturellen Lebens der deutschen Bevölkerung, sammelte sich diese nun und wartete auf ihre Ausreise. Die meisten der rund 20.000 Frauen, Kinder und älteren Personen, die im Rahmen der Ausweisung der „deutschen“ Bevölkerung aus Brno/Brünn die Stadt verlassen mussten, brachen noch vor Mitternacht bzw. am frühen Morgen des darauf folgenden Tages unter Bewachung einer mit Gewehren und Knüppel ausgestatteten zivilen Wachmannschaft zur österreichischen Grenze auf.³⁷⁰ Mit ihnen auch die Verwandten aus Schlesien, die in den letzten Kriegsmonaten bei der Familie Zuflucht gefunden hatten. Nicht alle mussten jedoch den Weg bis zur österreichischen Grenze zu Fuß antreten: Für Gehunfähige und Kranke stand ein LKW bereit. Irene W. erinnerte sich daran, dass ihre Mutter einen Wachmann überreden konnte, sie, ihre beiden Kinder und den Großvater darauf mitzunehmen. Nach 25 Kilometern war das erste Etappenziel erreicht. Die ausgewiesene Bevölkerung sollte in einer Lagerhalle bei Pohořelice/Pohrlitz die Nacht

³⁶⁹ Zum „Brünner Todesmarsch“ siehe Staněk, Verfolgung 1945, 115–121.

³⁷⁰ Zu Zahl und Ablauf siehe Staněk, Verfolgung 1945, 115-121. Staněk gibt an, dass die Trecks im Gegensatz zum Brünner Marsch zumeist von der „Nationalsicherheitswacht“ begleitet wurden; Staněk, Verfolgung 1945, 118.

verbringen und unter anderem auf die Reaktion der österreichischen Behörden warten, die sich bis dahin noch weigerten, von den tschechischen Behörden ausgewiesene Südmährer aufzunehmen.³⁷¹ Bald breitete sich dort binnen kurzer Zeit die Ruhr aus, zwischen Ende Mai und Anfang Juli verstarben knapp 500 Personen, die in Massengräbern vor Ort beigesetzt wurden.³⁷² Irene W. und ihre Familie aber hatten Glück: Kaum in Pohořelice/Pohrlitz angekommen, bot ihnen ein einheimischer Bauer seine Dienste an: Gegen ein bisschen Geld würde er sie mit seinem Pferdewagen über die „grüne Grenze“ bringen. Angesichts der katastrophalen Zustände im Lager nahmen sie das Angebot gerne an. In Irene Ws. Erinnerung sollte später ein Bild vom Grenzstein, an dem sich die Familie niederließ und in Tränen ausbrach, symbolisch für ihre Erleichterung bei der Ankunft in Österreich stehen.

Mehrere Nächte hindurch kam die Familie bei Bauern in der Region unter, die von den alliierten Behörden dazu aufgefordert worden waren, Lager für die Unterbringung von Ausgewiesenen einzurichten. Schließlich aber konnten sie nach Wien aufbrechen. Entgegen dem ursprünglichen Plan der Mutter, dort bei Verwandten unterzukommen, wurden sie von diesen abgewiesen. Die Familie suchte sich ein Zimmer in einer Pension. Dort blieben die vier so lange, bis sie eine geeignete Unterkunft gefunden hatten. Ungleich vielen anderen Geflüchteten und Ausgewiesenen, konnte die Familie aber auf Ersparnes zurückgreifen. Wie in den meisten Fällen, ging mit der erzwungenen Migration aber dennoch ein sozialer Abstieg einher: Die Ersparnisse reichten natürlich nicht auf Dauer und die Mutter hatte durch die Ausreise aus der Tschechoslowakei die Witwenpension des Vaters verloren. Erst neun Jahre später sollte sie sie wieder bekommen.

Nach der Ankunft in Wien machte sich ihre Mutter sogleich für ihre Kinder auf die Suche nach Schulplätzen in Gymnasien. Abermals half ihnen in der Darstellung meiner Interviewpartnerin die Beharrlichkeit der Mutter: Über Kontakte aus Brno/Brünn zu einer Direktorin kamen beide Kinder in einer Schule unter, von der Irene W. noch im Erwachsenenalter schwärmen sollte. Irene W.s Mutter fand nach einigen Monaten Arbeit in

³⁷¹ Die ausgewiesene Brünnener Bevölkerung wurde über ein Monat lang im Lager Pohořelice/Pohrlitz untergebracht, da die österreichischen Behörden den Grenzübergang verweigerten. Auf Grund des Ausbruchs von Seuchen und unbehandelter Krankheiten starben in dem kurzzeitig existierenden Lager zwischen Ende Mai und Anfang Juli zwischen 400 und 500 Menschen. Staněk betont, dass die diesbezüglichen Angaben stark variieren und vor allem Zeugenaussagen, die von Tod durch Gewalteinwirkungen von Seiten der Wachmannschaften sprachen, bis dato nicht bestätigt werden konnten. Siehe Staněk, Verfolgung 1945, 119 ff.

³⁷² Ebenso Staněk, Verfolgung 1945, 119.

einer Großküche, was das Auskommen der Familie sicherte. Zudem stellte der Arbeitgeber dort auch eine Unterkunft zur Verfügung. Trotz dieser verglichen mit anderen Ausgewiesenen privilegierten Situation der Familie litt die Ausbildung der Kinder unter der Migration und ihren Konsequenzen: Anders als in der Tschechoslowakei, zählte die vaterlose Familie in Österreich nicht mehr zu den wohlhabenden, ein Studium beider Kinder konnte unter keinen Umständen finanziert werden. Wie so oft, fielen innerfamiliäre Sparmaßnahmen zulasten der Tochter, die unmittelbar nach der Matura zu arbeiten begann. Mit ihrem Vater hatte Irene W. noch darüber gesprochen, dass sie später in Wien Medizin studieren würde. Zwar war sie nun in Wien, für das Studium der Tochter gab es aber – im Gegensatz zu dem des Bruders – schlichtweg kein Geld.

Obwohl einige der ehemaligen Nachbarn und Bekannten aus Brno/Brünn in Wien gelandet waren, pflegten Irene W. und ihre Familie nur gelegentlich Umgang mit ihnen. Ihrer Mutter sei es peinlich gewesen, auf ihre Herkunft angesprochen zu werden, sollte ihre Tochter 2012 darüber sagen. In Wien erschloss sich Irene W. schon in ihrer Jugend ein neues soziales Umfeld, das dem ihres Herkunftsmilieus ähnelte: Schon als Jugendliche besuchte sie regelmäßig die Oper und klassische Konzerte und knüpfte so wertvolle Kontakte in einer für sie und ihre Familie sonst fremden Umgebung. Begeistert sollte sie auch 60 Jahre später von ihrer Jugend erzählen, in der sie zahlreiche Abende mit dem Besuch kultureller Veranstaltungen verbrachte und eine Vielzahl an Bekanntschaften mit anderen Kulturinteressierten schloss. Damals lernte sie auch ihren späteren Mann kennen und heiratete 1956. Zwei Jahre später bekam sie den ersten Sohn, knapp ein Jahr darauf den zweiten. Hatte ihr Mann, als sie ihn kennenlernte, noch Medizin studiert, brach er bald das Studium ab und trat eine Stelle in der Holzbranche an – was genau er dort machte, wissen wir nicht. Irene W. erhielt immer wieder Stellenangebote in ihrem Beruf als Buchhalterin, ihr Mann verbot ihr aber damals zu arbeiten. Irene W. fügte sich und blieb zu Hause.

Anfang der 1960er Jahre hatten sie und ihr Mann Gelegenheit, im Rahmen einer von einem Skiverein organisierten Reise ins polnisch-tschechoslowakische Grenzgebiet auf dem Rückweg einen Abstecher nach Brno/Brünn zu machen. Nicht das ehemalige Haus der Familie oder die Stadt waren es, die das junge Ehepaar den Umweg machen ließen: Irene W. wollte das Grab ihres Vaters besuchen, der nach seinem plötzlichen Tod am Brünn

Zentralfriedhof eingäschert worden war. Einen kurzen Abstecher machten sie dennoch in die Stadt und fuhren am ehemaligen Haus der Familie vorbei, das nun von jemand anderem bewohnt wurde: Es sollte das letzte Mal gewesen sein, dass sie den Ort wiedersehen wollten. Die Urne des Vaters holte sie in den 1970er Jahren nach Wien nach. Damit gab es für sie keinen Grund mehr, nach Brno/Brünn zurückzukehren. Irene W. war seit der Geburt ihres ersten Kindes Hausfrau und kümmerte sich um Kindererziehung, Haushalt und die Suche geeigneten Wohnraums und damit verbundene Umzüge. Stolz war Irene W. durchaus, wie sie rückblickend immer wieder betonen sollte, vor allem auf die Bildungsabschlüsse und Berufe ihrer Kinder. Auch die Verwaltung des Familieneinkommens habe sie stets fest im Griff gehabt. Die erfolgreiche Suche nach einem Einfamilienhaus in einem Wiener Vorort, in welches die Familie Ende der 1960er Jahre zog, war ebenso ihr zu verdanken.

Wie im Fall von Josef W., waren die Eckdaten der lebensgeschichtlichen Selbstdarstellung der Interviewten als Erfolgsgeschichte organisiert. Anders als bei Josef W. endete diese aber nicht in der endgültigen Überwindung der Hindernisse, die sich durch die Zwangsmigration aufgetan hatten. Vielmehr war der zentrale Erfolg ihres Lebens in der Selbstdarstellung die Bewältigung des Familienlebens. Mit dieser Fokussierung beschränkte sich Irene W. auf Erfolge innerhalb der „privaten“ und damit vermeintlich „weiblichen“ Sphäre und entsprach damit dem in ihrer Generation dominanten Frauenideal innerhalb einer dichotomischen Geschlechterordnung.³⁷³ Die innerhalb dieser Sphäre erzielten Erfolge bildeten den roten Faden ihrer Erzählung über die Nachkriegszeit. Indem ich in der Biographie ihrer Selbstdarstellung gefolgt bin, habe ich als Biographin die in ihrer Erzählung strapazierten dichotomischen Geschlechterrollenmodelle (wenn auch unter Verweis auf mögliche Alternativen) reproduziert.

In meiner Darstellung begann der Bruch im Leben Irene W.s nicht erst mit der Ausweisung ihrer Familie aus der Tschechoslowakei, sondern bereits mit dem Tod ihres Vaters im Januar 1944. Denn danach wurde ihre Mutter zur handlungsleitenden Person, die die Geschicke der Familie lenkte und bestimmte. Ihre Mutter hatte jene Funktionen in der Familie übernommen, die in ihrer Darstellung zuvor dem Vater zugeschrieben wurden. Mindestens genauso wie die

³⁷³ Ein sehr interessanter Beitrag über ein solches Eindringen von Geschlechterrollenmodellen in autobiographische Selbst-Darstellungen: Daniela Koleva, *Telling Women's Lives: Ideology and Practice*, in: *L'Homme* 18 (2007) 2, 77–90

Ortsveränderung und der mit ihr einhergehende Statusverlust waren Geschlechterrollen das zentrale Thema ihrer lebensgeschichtlichen Selbstdarstellung. Darauf werde ich in Kapitel vier ausführlich eingehen.

Rüdiger V. – Entlassen aus der Kriegsgefangenschaft

Für Rüdiger V., der aus einer seit Generationen überzeugt deutschnationalen Familie stammte, war die Migration nach Österreich kein Weg in die Fremde. Dementsprechend fokussierte er in seiner Selbstdarstellung auch weniger den Prozess der Migration, des Wechsels von einer Umgebung in eine andere, sondern vielmehr seine Kindheit in der Tschechoslowakei, sein Engagement für den Nationalsozialismus und die Kriegsgefangenschaft. Zum Teil werde ich mich bei der biographischen Darstellung seines Lebens an diese Schwerpunktsetzung halten. Trotzdem bleibt aber mein Interesse an seiner Migrationserfahrung aufrecht, deren Verlauf ich im Folgenden zu rekonstruieren versuchen werde. Rüdiger V. hat sich im Unterschied zu den anderen Interviewten nicht auf eine meiner Zeitungsanzeigen gemeldet, sondern wurde mir als „interessanter Gesprächspartner“ von einem anderen Interviewten (Wolfgang H.) vermittelt.

Rüdiger V. wurde 1928 in einer Kleinstadt im westlichsten Teil der Tschechoslowakei geboren. Mehrmals wechselte er bereits in seiner Kindheit seinen Wohnort. Konstant bleibt stets der großbürgerliche Haushalt, in dem er gemeinsam mit seinen beiden Geschwistern aufwuchs: Sein Vater war Richter und – so schrieb Rüdiger V. in seiner 2006 im Eigenverlag erschienenen Autobiographie über ihn „bis zu seinem letzten Atemzug überzeugter deutscher Student.“³⁷⁴ Die Eheschließung seiner Eltern erfolgte standesgemäß, wann genau wissen wir aber nicht: Seine Mutter stammte aus einer Apothekerfamilie aus demselben Ort und erfüllte – so vermittelte es Rüdiger V. in seiner Darstellung – das Ideal einer gebildeten bürgerlichen Hausfrau. 1919 kam sein Bruder Gerhard zur Welt, drei Jahre später seine Schwester Irmgard. Ein Jahr nach der Geburt Rüdiger V.s wurde sein Vater vom tschechoslowakischen Staat 500 Kilometer weiter östlich in das slowakische Považská Bystrica/Waagbistritz versetzt. Die Familie übersiedelte widerwillig, fiel es ihnen doch schwer, ihre gewohnte Umgebung zu

³⁷⁴ Auf Grund der Pseudonymisierung kann an dieser Stelle die im Eigenverlag erschienene Autobiographie von Rüdiger V. nicht zitiert werden.

verlassen. Als Kleinkind sollte Rüdiger V. kaum Erinnerungen an diese Zeit behalten, denn bald ging es weiter: Bratislava/Pressburg hieß die nächste Station, wo die Familie 1932 eintraf. Von ihr sollte Rüdiger V. später sagen, sie sei seine „Heimat“ gewesen. Aber nicht nur er, seine gesamte Familie fühlte sich in der von Vielsprachigkeit und Multikonfessionalität geprägten Stadt sehr wohl. Auf den Straßen hörten sie Deutsch, Slowakisch, Tschechisch und Ungarisch, versehen mit Versatzstücken des „Wiener Charmes“, wie sich Rüdiger V. später erinnern sollte. Ob die Mutter und Kinder auch andere Sprachen außer Deutsch sprachen, erfahren wir nicht (vom Vater wissen wir, dass er aus beruflichen Gründen Tschechisch und Slowakisch beherrschen „musste“, wie Rüdiger V. beim Interview schilderte). Nach der Annexion des „Sudetenlandes“ zog die Familie erneut um – Rüdiger V.s Vater trat dort eine Stelle als Richter an.

Welchen Platz nahmen die Migrationserfahrungen in der autobiographischen Erzählung von Rüdiger V. ein? Wie stellte er in seiner Erzählung eine Verbindung zwischen dem Leben in den unterschiedlichen Wohnorten her? Zum einen sicherlich über die Familie, die ja stets zusammen umgezogen war. Für seine Eltern gab es aber neben dieser noch einen anderen Faktor, der in ihrem Leben Kontinuität herstellte: Die gemeinsame „egerländische“ Herkunft.³⁷⁵ Egal, wo sie waren, stets suchten seine Eltern Kontakt mit anderen „Egerländern“, unter anderem durch den Verband der „Eghalanda Gmoin“, der nach seiner Gründung 1907 die Interessen der deutschen Minderheit im Egerland vertrat. Auch innerhalb der Familie war die „egerländische“ Herkunft der Eltern präsent: Wenn sie von den Kindern nicht verstanden werden sollten, sprachen die Eltern im egerländischen Dialekt miteinander, „egerländisches“ Brauchtum wurde in den Alltag der Familie integriert. Mehrere Wochen im Jahr verbrachte die fünfköpfige Familie im Egerland, und regelmäßig gab es Ausflüge mit der „Gmoin“.

Neben „Egerländern“ gingen im Elternhaus Rüdiger V.s auch als „Deutsche“ und „Juden“ erinnerte Freunde und Bekannte seiner Eltern aus und ein, wichtiger als die „rassische“ Abstammung sei für diese stets der soziale Hintergrund ihres Bekanntenkreises gewesen, sollte ihr Sohn 80 Jahre später sagen. Dennoch waren Rüdiger V.s Eltern deutschnational eingestellt, sein Vater Präsident der deutschen Richtervereinigung in der Tschechoslowakei.

³⁷⁵ Die historische Region „Egerland“ liegt im heutigen Tschechien und angrenzenden bayrischen Gebieten.

Vor diesem Hintergrund begrüßten sie zumindest zunächst die politischen (und später territorialen) Veränderungen jener Zeit, inwiefern sie überzeugte Nationalsozialist/innen und Parteimitglieder waren, wissen wir nicht. Dennoch gibt es Hinweise auf eine Mitgliedschaft des Vaters in der NSDAP und eine (mindestens nach außen hin) aufrechte nationalsozialistische Überzeugung: Sein Beruf als Eherichter während der NS-Zeit. Welche Aufgaben sein Vater in dieser Funktion im Detail übernahm und inwiefern er in das nationalsozialistische System struktureller Verfolgung und Vernichtung involviert war, darüber ist ebenso wenig zu erfahren wie über die Frage, wie er dazu stand. Schlichtweg deswegen, weil Rüdiger V. es in seiner Lebensgeschichte nicht zum Thema machte.

Während des Krieges verbrachte Rüdiger V. eine glückliche Jugend, in deren Mittelpunkt das Musizieren und andere Aktivitäten in der „Hitlerjugend“ (HJ) standen: Bereits als Kind war er gerne ins Theater gegangen und auch als Jugendlicher ging er diesem Hobby nach. Zudem spielte er Bratsche in der „Spielschar“ der Hitlerjugend. Rüdiger V. war ein begeisterter Hitlerjunge und bis zum Tag des Interviews Verfechter der durch sie vermittelten soldatischen Tugenden, unter ihnen für den 84-jährigen noch immer am wichtigsten: Disziplin, verstanden als Pünktlichkeit, Korrektheit und Hilfsbereitschaft. Obwohl Rüdiger V. kein guter Schüler war, wurde er auf Grund seines Engagements in der HJ vom Lehrer zum „Klassenführer“ ernannt. Es ist davon auszugehen, dass eine solche Ernennung nur dann erfolgte, wenn von dem betreffenden Schüler ein vorbildliches, d.h. nach nationalsozialistischen Kriterien „einwandfreies“ Verhalten zu erwarten war. Sein Engagement als „Bannspielscharführer“ in der HJ sowie als „Klassenführer“ zeigen, dass Rüdiger V. in seiner Kindheit und Jugend in die nationalsozialistischen Strukturen involviert war. Die nationalsozialistische Weltanschauung war Teil seines Alltags – egal ob in Schule, Familie oder Freizeit.

Ende 1942 ereilte Familie V. die Todesnachricht ihres ältesten Sohnes, der im Krieg verwundet worden und schließlich im Lazarett gestorben war. An der nationalsozialistischen Überzeugung Rüdiger V.s änderte der Tod des Bruders aber vorerst nichts, glaubte dieser doch innigst an den „Heldentod“ seines Bruders und den nationalsozialistischen „Endsieg“. In Litoměřice/Leitmeritz lebte Rüdiger V. dabei keineswegs in der Peripherie nationalsozialistischer Gewaltverbrechen. Als „Hitlerjunge“ war er zeitweilig als Bewacher von Zwangsarbeitern in den nahe liegenden Fabriken eingesetzt. Das Ghetto Theresienstadt

war nur wenige Kilometer entfernt, und Rüdiger V. hatte in seiner Jugend mehrere Male die „Gelegenheit“, davon einen Eindruck zu bekommen: 1942/43 assistierte er im Rahmen des Schulunterrichts bei archäologischen Ausgrabungen am Gelände. Dabei kam er auch nach eigenen Angaben mit den jüdischen Ghettobewohner/innen in Kontakt.³⁷⁶ „Unterernährt“ seien sie nicht gewesen, und Rüdiger V. und seine Klassenkameraden hätten mit ihnen sogar ihr Pausenbrot geteilt, sollte er 2012 im Interview sagen. In der Nähe des Ghettos befand sich zudem ein Lazarett,³⁷⁷ das Rüdiger V. zu unterschiedlichen Gelegenheiten kennenlernte: Das erste Mal, als er dort mit der „Spielschar“ auftrat um die verwundeten Soldaten zu unterhalten, das andere Mal im Rahmen seiner Ausbildung zum „Feldscher“, die er dort 1943 absolvierte. Im Sommer 1944 wurde er als Luftwaffenhelfer zur Bewachung (vermutlich von Zwangsarbeitern) in den naheliegenden Škodawerken in Plzeň/Pilsen eingesetzt. Was Rüdiger V. damals genau mitbekam und wie er seine Eindrücke einordnete, davon wissen wir nichts. Sie schienen sein Weltbild allerdings keineswegs ins Wanken zu bringen, sondern vielmehr bestärkt zu haben. Selbst im Februar 1945 sollte er noch vom Einsatz der „Wunderwaffe“ und dem „Endsieg“ des „Dritten Reiches“ überzeugt sein und konnte es daher auch kaum erwarten, selbst am Krieg teilzunehmen. Ein bisschen musste er sich allerdings noch gedulden. Der Geburtsjahrgang Rüdiger V.s (1928) wurde erst im der allerletzten Kriegsphase einberufen, die meisten konnten die ihnen in Jungvolk und Hitlerjugend vermittelte Treue zu Führer, Volk und Vaterland nur mehr in der Flugabwehr als Flak-Helfer zum Ausdruck bringen. Ehrgeizig zielte er mit seinen Kameraden auf mögliche Feinde am Himmel, am Ende des Tages hatte der gewonnen, der am meisten abgeschossen hatte.

Irgendwann kippte Rüdiger V.s Stimmung dann aber doch. Eines Tages im Februar 1945 sah er im Nordwesten Rauch aufsteigen und bald wurde klar: Das von Litoměřice/Leitmeritz nur 70 km entfernte Dresden war bombardiert worden. Mit der „Hitlerjugend“ fuhr er damals für ein paar Tage in die zerstörte Stadt.³⁷⁸ Der 17jährige blieb einige Tage, räumte Trümmer weg, versorgte Verletzte und sprach mit der einheimischen Bevölkerung. Als er zurückkehrte, hatte

³⁷⁶ Leider ist über diese Ausgrabungen nach derzeitigem Forschungsstand zur Geschichte Theresienstadts in der NS-Zeit nichts bekannt.

³⁷⁷ Mein Interviewpartner sprach von einem „SS-Lazarett“, wahrscheinlich ist damit das in der Nähe des Ghettos befindliche Wehrmachtlazarett gemeint. Für die freundliche Auskunft betreffend Theresienstadt bedanke ich mich bei Anna Hájková.

³⁷⁸ Für eine kritische Auseinandersetzung mit Zeitzeugenberichten über den „Dresdner Feuersturm“ siehe Alexander von Plato, Erinnerungen an ein Symbol. Die Bombardierung Dresdens im Gedächtnis von Dresdnern, in: *BIOS* 20 (2007) 1, 123–137.

die Niederlage Deutschlands vor seinem inneren Auge erstmals eine (wenn auch noch vage) Gestalt angenommen. Wochenlang hörte man in Litoměřice/Leitmeritz den Kanonendonner der Front, mit ihr rückte auch die bevorstehende Niederlage immer näher. In diesen letzten Kriegswochen erhielt Rüdiger V. den lang ersehnten Einberufungsbefehl. Der bevorstehenden Niederlage Deutschlands gewahr, freute er sich über diesen jedoch keineswegs, sondern erwog gemeinsam mit zwei Freunden zunächst die Desertion. Die sowjetischen Streitkräfte würden deutsche Soldaten erschießen, hatten die Jungen gehört. Den Gerüchten zum Trotz meldete sich Rüdiger V. letztendlich aber doch pflichtgemäß am 21. April 1945 gemeinsam mit seinen Schulfreunden zum Frontdienst. Ihre Karriere als Wehrmachtssoldaten sollte nicht einmal drei Wochen dauern: Am 9. Mai 1945, einen Tag nach der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands, wurden sie in der Nähe von Praha/Prag von tschechischen Einheiten gefangen genommen. Gemeinsam mit Freunden aus Litoměřice/Leitmeritz ging es zu Fuß Richtung Teplice/Teplitz, wo die jungen Soldaten der sowjetischen Besatzungsmacht übergeben und interniert wurden. Drei Monate später ging es weiter Richtung Osten. Die Männer wurden in Güterwaggons verladen, wohin die Reise ging, war ungewiss. Bis Ende Oktober war der Kriegsgefangenentransport unterwegs, über Polen ging es in die Sowjetunion Richtung Moskau. Sie würden zur Zwangsarbeit nach Sibirien verschleppt werden, das war ein Gerücht, das im Lager in Teplice/Teplitz die Runde gemacht hatte. Im Oktober 1945 kamen sie schließlich an ihrem Ziel in der Umgebung von Moskau an. Kurz nach der Ankunft bereits erkrankte Rüdiger V. an Ruhr, überlebte nur knapp. Nach seiner Genesung und einer harten Anfangszeit begann der 17jährige, sich nach und nach an die körperlich schwere Arbeit im Sandsteinbruch, die Mangelernährung und die miserablen hygienischen Zustände im Lager zu gewöhnen. Sein „Zuhause“ in Litoměřice/Leitmeritz gab es in dieser Zeit bereits nicht mehr: Noch in der Gefangenschaft erhielt er Nachricht vom Tod seiner Mutter: Tschechische Einheiten schlugen im Rahmen der Ausschreitungen gegen ihnen unliebsame „deutsche“ Bevölkerung im Mai 1945 so sehr auf sie ein, dass sie sich nie wieder davon erholte und nur wenig später starb. Sein Vater war als Richter zunächst in sowjetischer Kriegsgefangenschaft, kam dann aber frei und musste im Rahmen des Potsdamer Abkommens im Spätsommer 1945 die Tschechoslowakei verlassen. Er ließ sich zunächst in der Sowjetischen Besatzungszone unweit der Grenze zur Tschechoslowakei nieder, später zog es ihn weiter zu seiner Schwester nach Bayern. Den Tod seiner Frau habe sein Vater nie ganz verkraftet, sollte mein Interviewpartner rückblickend sagen. Rüdiger V.s Bruder war wie bereits erwähnt im Krieg

gefallen, seine Schwester hatte sich bereits während des Krieges in Wien niedergelassen und war dort mittlerweile verheiratet.

Drei Jahre nach seiner Gefangennahme wurde Rüdiger V. für ihn unerwartet aus der sowjetischen Kriegsgefangenschaft entlassen und machte sich mit einem Gefangenentransport über Polen auf nach Ostdeutschland. Sein Vater war in der sächsischen Kleinstadt Zwickau untergekommen. Zwar war die Wiedersehensfreude groß, und auch das Grab seiner Mutter konnte Rüdiger V. dort besuchen. Was der 20jährige bei der Rückkehr nach drei Jahren Kriegsgefangenschaft, der Absenz des nationalsozialistischen Regimes, mit dessen Idealen er groß geworden war, und der Konfrontation mit der Nachkriegsgesellschaft empfand, darüber wissen wir nichts. Nur so viel, dass der gerade aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft Entlassene aber auf keinen Fall in der sowjetischen Besatzungszone bleiben wollte, als zu groß empfand er die Gefahr, dass er wieder in die Sowjetunion zurückgeschickt werden könnte. Ein Verwandter mit guten Beziehungen zur Polizei ließ ihm daraufhin die notwendigen Papiere für eine Ausreise in die amerikanische Besatzungszone nach Österreich ausstellen. Rüdiger V. brach nach Wien auf, wo er bei Verwandten unterkommen wollte und sich als „Sudetendeutscher“ eine rasche Aufnahme erhoffte. Faktisch erfolgte diese auch: Es war jedoch nicht seine Herkunft, sondern vielmehr aus der Kriegsgefangenschaft stammende Beziehungen, die ihm binnen kürzester Zeit die österreichische Staatsbürgerschaft verschafften. Letztlich aber, so resümierte er im Interview, hätten ihn die Behörden dort „entsetzlich“³⁷⁹ behandelt. Beispiele kennen wir dafür keine, auch den Grund erfahren wir nicht. Das, was wir von Rüdiger V. wissen, bezieht sich vor allem auf seine Kindheit, den Krieg und seine Kriegsgefangenschaft. Sein Leben danach in Österreich ist auch in seiner schriftlichen Autobiographie nur bruchstückhaft überliefert, fast schon so, als wäre es im Gegensatz zum Leben davor für eine Nachwelt uninteressant.

Was aber zeichnet nun diese Migrationserfahrung von Rüdiger V. in der Nachkriegszeit aus? Kann man sie überhaupt als solche bezeichnen? Man kann. Schließlich trifft die zu Beginn dieses Teilkapitels erwähnte Definition von Migration als „die permanenten oder längerfristigen Wechsel des Wohnorts“ auch in diesem Fall zu. Der Wechsel umfasste in seinem Fall nicht nur Raum und soziales Umfeld, sondern auch den Übergang von einer

³⁷⁹ Interview der Autorin mit Rüdiger V., geführt am 02. August 2012 und 22. Dezember 2014.

Situation der Gefangenschaft in die Freiheit. Dieser bedeutete aber nur bedingt eine Rückkehr in bekannte Strukturen, denn nach drei Jahren Kriegsgefangenschaft musste sich der Zwanzigjährige in einer für ihn fremden Umgebung – der österreichischen Nachkriegsgesellschaft – zurechtfinden. Das Empfinden einer „Fremde“ oder den Prozess sozialer Eingliederung in Österreich sollte Rüdiger V. rückblickend jedoch nie thematisieren.

Eine faktische Verbindung zwischen dem Protagonisten der autobiographischen Erzählung, dessen Geschichte wir nur bis zu seiner Ankunft in Österreich 1948 kennen, und dem Erzähler, den ich im Interview kennengelernt habe, gab es dennoch: Bereits bei unserem ersten Treffen erwähnte der 84-jährige, dass er noch immer die Funktion des Präsidenten des österreichischen „Heimkehrerverbandes“ innehatte. In dieser Funktion trat er auch immer wieder auf politischen Veranstaltungen auf. Eine viel wichtigere Mitgliedschaft sei für ihn aber jene in der „Schlaraffia“, einem 1859 in Praha/Prag gegründeten und weltweit agierenden großbürgerlichen Männerbund.³⁸⁰ Von seinem Engagement in diesen beiden Organisationen abgesehen, berichtete Rüdiger V. im Interview trotz mehrfacher Nachfragen kaum etwas. Sein Leben jenseits seiner Betätigung in den Vereinen, Beruf und Familie, war für ihn im Rahmen eines lebensgeschichtlichen Interviews anscheinend nicht erwähnenswert. Trotz ihrer Inhaltsleere ist diese Lücke für die Interpretation des Interviews, denn sie gibt Aufschluss über zwei Dinge: Erstens verrät sie etwas über sein Selbstverständnis als „Zeitzeuge“, in dessen Rolle er vor allem über seine Kindheit, den Nationalsozialismus und die Kriegsgefangenschaft sprach – vielleicht eben jene Themenbereiche, die er im Rahmen seiner Aktivitäten in der „Schlaraffia“ und dem „Heimkehrerverband“ gewohnt ist abzudecken. Zweitens verrät sie etwas über die Interviewsituation: Wie bereits in der Einleitung dargestellt, habe ich eine von Pierre Bourdieu inspirierte, „verstehende“ Interviewtechnik angewandt, deren Ziel es ist, „sich gedanklich an den Ort zu versetzen, den der Befragte im Sozialraum einnimmt, um ihn von diesem Punkte aus zu fordern und von dort aus sozusagen Partei für ihn zu ergreifen.“³⁸¹ Das war im Fall des Interviews mit Rüdiger V. eine umso schwierigere Aufgabe, da ich mit einer geschichtsrevisionistischen Weltsicht

³⁸⁰ Nach Einschätzung des Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands handelt es sich bei der „Schlaraffia“ um eine „unpolitische Spaßvereinigung nach freimaurerischem Vorbild“. Für die freundliche Auskunft bedanke ich mich bei Andreas Peham.

³⁸¹ Bourdieu, Verstehen, 398.

konfrontiert wurde,³⁸² die in starkem Konflikt zu meinen Wertvorstellungen stand und damit die soziale Distanz zu meinem Interviewpartner maximierte.³⁸³ Seine Ansichten widerten mich zum Teil an, gleichzeitig aber faszinierte mich die Geschlossenheit ihrer inneren Logik. Diese emotional für mich sehr anstrengende Interviewsituation führte dazu, dass Rüdiger V. über weite Strecken im Interview hinsichtlich der thematischen Gestaltung dominant blieb und meinen Fragen ausweichen konnte. Ein Ergebnis dieser Konstellation ist außerdem, dass er an beiden Terminen das Gespräch plötzlich abbrach und ich deshalb viele Fragen – darunter zahlreiche zu seinem Leben nach seiner Ankunft in Österreich – nicht stellen konnte.

Auf Grund dieses hohen Ausmaßes an sozialer Distanz habe ich nur Bruchstücke über das Leben von Rüdiger V. nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft erfahren. Zentral war darunter, dass ihm die Netzwerke aus der Zeit der Kriegsgefangenschaft später bei seiner Integration in Österreich behilflich waren: Als er die österreichische Staatsbürgerschaft beantragen wollte, war der zuständige Beamte ebenso ein ehemaliger Kriegsgefangener (ob sie tatsächlich gemeinsam in dem Lager in Pisok oder später in Rubeschnaja waren oder ob sie sich vom „Heimkehrerverband“ her kannten, erfahren wir nicht). Nachdem er nur wenige Wochen nach seiner Ankunft die Staatsbürgerschaft erhalten hatte, war Rüdiger V. rechtlich Österreichern gleichgestellt und hatte als Spätheimkehrer aus der Kriegsgefangenschaft zusätzliche Vergünstigungen. Über Rüdiger V.s Leben in der Nachkriegszeit wissen wir lediglich, dass er eine Tirolerin „aus deutschnationalem Haus“ heiratete und Vater von „Töchtern“ wurde, wie viele und wann diese zur Welt kamen, bleibt unbekannt. Noch weniger wissen wir über seine weitere Ausbildung in Österreich und sein Berufsleben. Sein ehrenhalber zuerkannter Berufstitel „Kommerzialrat“ verrät aber, dass Rüdiger V. in seinem späteren Leben langjährig und anerkannt im Wirtschaftsleben tätig gewesen sein muss.³⁸⁴

³⁸² Zu typischen Inhalten einer solchen rechtsextremen und geschichtsrevisionistischen Erzählung siehe Brigitte Bailer-Galanda, "Revisionismus" – Pseudowissenschaftliche Propaganda des Rechtsextremismus, in: Brigitte Bailer-Galanda/Wolfgang Neugebauer/Christa Mehany-Mitternutzner (Hrsg.), „ihrer Überzeugung treu geblieben. Rechtsextremisten, „Revisionisten“ und Antisemiten in Österreich, Wien 1996, 28–39.

³⁸³ Über eine ähnliche Erfahrung bei einem Interview mit einer Stalinismus-Anhängerin siehe Albert Lichtblau, Die Erinnerungsarbeit mit Zeitzeugen, in: Martin Horváth/Anton Legerer/Judith Pfeifer/Stephan Roth (Hrsg.), Jenseits des Schlussstrichs. Gedenkdienst im Diskurs über Österreichs nationalsozialistische Vergangenheit, Wien 2002, 153–163.

³⁸⁴ Siehe Bundesgesetz vom 28. Juni 2002, Entschließung des Bundespräsidenten betreffend der Schaffung von Berufstiteln, BGBl. II Nr. 261/2002.

Neben der besonderen Interviewsituation gibt es noch einen weiteren Unterschied zu den Selbstdarstellungen der anderen Interviewten: In Rüdiger V.s Erzählung stellte die Migration nach Österreich keineswegs einen biographischen Wendepunkt dar; in seiner Darstellung war sie vielmehr eine logische Konsequenz seiner Entlassung und Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft. Sie bildete das glückliche Ende seiner autobiographischen Erzählungen, sowohl im Interview als auch im Buch. Auch in meiner biographischen Erzählung tut sie das. Wollte ich seine Migration von der Tschechoslowakei über den Umweg der Kriegsgefangenschaft nach Österreich als zentralen biographischen Wendepunkt darstellen, so müsste ich aktiv nach Brüchen zwischen diesen beiden Lebensphasen in seiner Selbstdarstellung suchen und auch welche finden. Rüdiger V. sprach aber über seine Migration, indem er Kontinuitäten herstellte – vor allem anhand seiner Zugehörigkeit zu bestimmten Organisationen. Seine Erzählung suggerierte, dass er „heimgekehrt“ war, auch wenn das faktisch (zumindest in geographischer Hinsicht) gar nicht der Fall war. Als biographisches Ereignis hat „Migration“ in seiner Darstellung nur wenig Platz. Wahrscheinlich ist das ein weiterer Grund, warum er seiner Zeit in Österreich im Interview keine Aufmerksamkeit schenkte und damit – in letzter Konsequenz – auch ich in meiner Rolle als Biographin die Migrationserfahrung nicht als zentralen Wendepunkt in seinem Leben erzählen konnte.

Der Fall von Rüdiger V. zeigt, wie stark Erzählinhalte im Interview von dem abweichen können, was die Interviewerin bzw. Biographin eigentlich intendiert zu erfahren. Er ist ein gutes Beispiel für die Bedeutung sozialer Effekte³⁸⁵ im Interview und in weiterer Folge auch für darauf aufbauende biographische Erzählungen. Anders als bei Katharina H., die ihrer Lebensgeschichte mit einer anderen narrativen Grundmodellierung versah als ich das als Biographin tat, war die Divergenz zwischen den Inhalten, denen Rüdiger V. im Interview Platz verschaffte und meinem Forschungsinteresse vor allem divergierenden politischen Überzeugungen geschuldet. Diese schoben sich wie eine Glaswand zwischen mich und meinen Interviewpartner und ließen mein eigentliches Forschungsinteresse, die Frage nach der Migrationserfahrung, aus dem Blick geraten.

³⁸⁵ Siehe Einleitung.

Biographisches Erzählen auf Basis von Oral History-Interviews

Die Erfahrung von Migration und Integration wurde von den Interviewten meistens als Erfolgsgeschichte dargestellt. Folgt man einer These Reinhard Sieders, so entspricht eine solche romantische Modellierung einer allgemeinen gesellschaftlichen Norm, Lebensgeschichten als Erfolg darzustellen.³⁸⁶ Folglich überrascht nicht, dass sich im Regelfall Personen zu einem Interview bereit erklärten, die das Gefühl hatten, dieser Norm zu entsprechen und ihr Leben im Allgemeinen und insbesondere ihre Migrationserfahrung als Erfolg darstellen zu können. Unter den dreizehn Interviewten hatte allein die Lebensgeschichte von Edith L. kein glückliches, erfolgreiches Ende. Abgesehen von dieser Ausnahme sind sowohl die Interviewten in ihrer Selbstdarstellung als auch ich als Biographin der Norm gefolgt, ein Leben zu erzählen, im Zuge dessen eines oder mehrere Hindernisse erfolgreich überwunden werden: Im Fall von Josef W. bin ich in der Biographie der Modellierung seines Lebens als Erfolgsgeschichte gefolgt, indem die Anhäufung von Bildungskapital und die sozioökonomische Absicherung der Familie als das glückliche Ende der Fluchtgeschichte dargestellt wurden. Da ich mit Blick auf die Migration auch nach eingehender narratologischer Beschäftigung mit seiner Selbstdarstellung keine andere plausible Lesart ausmachen konnte, folgte ich seiner narrativen Modellierung quasi lückenlos. Auch die Vertreibungsgeschichte von Irene W. habe ich entsprechend ihrer Modellierung als Erfolg dargestellt. Während die Interviewte aber in ihrer Erzählung die Ausweisung der deutschen Bevölkerung als zentralen Bruch beschrieb, kam ich bei genauerer, narratologischer Beschäftigung mit ihrer Erzählung zu dem Schluss, dass die eigentliche Veränderung in ihrem Leben bereits mit dem Tod ihres Vaters stattgefunden hatte, was ich folglich in der biographischen Erzählungen über ihr Leben als zentral markierte.

Dabei folgte meine biographische Erzählung über das Leben der Interviewten keineswegs den Modellierungen und/oder thematischen Schwerpunktsetzungen, die diese für ihre Selbstdarstellung gewählt hatten: Sowohl für Katharina H. als auch in der biographischen Erzählung über sie war die Migration mit dem Tag des Aufbruchs der zentrale Wendepunkt ihrer Lebensgeschichte. Während sie im Interview aber die Überwindung des Bruchs durch ihre sozioökonomische Absicherung betonte, löste ich als Biographin die negative Wendung

³⁸⁶ Reinhard Sieder, Einleitung, in: Reinhard Sieder (Hrsg.), *Brüchiges Leben. Biographien in sozialen Systemen*, Wien 1999, 7–14, 7.

nicht auf, die ihr Leben dadurch nahm. Während sie ihr Leben als Erfolgsgeschichte erzählte, wogen die Parameter, an denen sie ihren Erfolg maß, aus meiner Perspektive als Biographin ihre vielen, nachhaltig leidvollen Erfahrungen nicht auf, und ich stellte ihr Leben als Tragödie dar, in der Hindernisse im Leben nicht überwunden werden können und die Protagonistin letztendlich scheitert. In diesem Fall wird wie in keinem anderen die Deutungsmacht von Biograph/innen sichtbar. Damit verbunden ist die unabdingbare Notwendigkeit einer transparenten Montage der biographischen Erzählung mit dem Ziel, unterschiedliche Erzählvarianten benennen zu können und so biographisches Handeln darstellbar zu machen. Im Fall von Rüdiger V. blieb mir auf Grund des lückenhaften Interviews nichts anderes übrig, als mich vorrangig dem Narrativ anzuschließen, das mir der Interviewte vorgab. Erfolg wurde in seiner Darstellung nicht anhand der Überwindung von Hindernissen oder Verlusten (s. folgendes Kapitel) beschrieben, seine Selbstdarstellung verfolgte vielmehr das politische Anliegen, eine „Gegenerzählung“ zu aus seiner Sicht dominanten Biographien aus der Zeit des Nationalsozialismus zu liefern.³⁸⁷ In diesem Fall gelang es, allein anhand der konkreten Benennung der Lücken in seiner Erzählung sein Leben doch als Migrationsgeschichte zu erzählen – auch wenn er selbst dieses nie so dargestellt hätte.

Im folgenden Teilkapitel nähere ich mich den Interviews einen weiteren Schritt an und zeige, mit welchen Deutungsmustern die „Vertriebenen“ ihre Migrationserfahrungen versahen und wie sie diese in ihre gesamtlebensgeschichtlichen Sinnkonstruktionen einwebten.

III.2 Die Migrationserfahrung als Thema im lebensgeschichtlichen Interview

Nach Absetzen der biographischen Brille, die meinen Blick auf die Interviews im vorherigen Teilkapitel geprägt hat, beschäftigt sich der folgende Teil mit der Frage, wann, wie und zu welchem Zweck in den Interviews von Seiten der Interviewten über „Flucht und Vertreibung“ und die damit verbundene Migrationserfahrung gesprochen wurde. Damit rückt die Verortung der Migrationserfahrung in der autobiographischen Erzählung ins Zentrum der

³⁸⁷ Diese These wird zusätzlich vom Titel seiner im Eigenverlag erschienenen Autobiographie („Auch“ ein Zeitzeuge) gestützt. Für eine ausführlichere Auseinandersetzung mit der Vergangenheitsnarration von Rüdiger V. siehe Melanie Dejnega, Nationalsozialismus und Zwangsmigration. Opferidentität und (Mit-)Täterschaft in lebensgeschichtlichen Interviews mit „volksdeutschen“ Evakuierten, Geflüchteten und Vertriebenen in Österreich, in: *zeitgeschichte* 48 (2018) 3 [im Druck].

Aufmerksamkeit. Die narrative Verortung geschah zum einen, indem der Migrationserfahrung in der autobiographischen Erzählung eine zentrale Rolle bei der Schilderung eines sinnhaften, erfolgreichen Lebens zukam. Auf diesen Aspekt gehe ich später noch genauer ein. Zunächst zeige ich, wie das Thema „Migration“ zum anderen kausal in der lebensgeschichtlichen Selbstdarstellung verankert und anhand welcher Argumentationslinien begründet wurde, wie und warum es überhaupt zum Verlassen der Herkunftskontexte kam.

Plausibilisierung von „Flucht und Vertreibung“ – Eigeninitiative und Zwang

Gerhard Zeihsel, Bundesobmann der Sudetendeutschen Landsmannschaft Österreich (SLÖ) und Vizepräsident des Verbands der deutschen altösterreichischen Landsmannschaften in Österreich (VLÖ), legte in einer Rede vor national-freiheitlichen Studentenverbindungen im November 2009 dar, wie es zur „Vertreibung“ der deutschsprachigen Bevölkerung gekommen sei:

"Die Suche nach den Ursachen für die Vertreibung der Deutschen aus Schlesien, Ungarn, Jugoslawien und der Tschechoslowakei hat nicht im Jahr des Ausbruchs des Zweiten Weltkriegs zu beginnen, sondern muss bereits in den ersten Wochen und Monaten unmittelbar nach dem Ende des Ersten Weltkriegs ansetzen. Die Friedensdiktate von Saint Germain, Versailles und Trianon provozierten eine leidvolle Entwicklung, die in direkter Folge erst die Jahre 1933, 1938, 1939 und 1945 möglich machten. Diese Kette an unheilvollen Ereignissen haben die Akteure von Saint Germain, Versailles und Trianon zu verantworten."³⁸⁸

Indem er den zeitlichen Bogen der Kausalzusammenhänge weiter als „nur“ bis zum Zweiten Weltkrieg spannte, verortete Zeihsel in seiner Rede die Ursachen, die seiner Ansicht nach zur „Vertreibung der Deutschen“ geführt haben: Nicht der Nationalsozialismus oder die Nachkriegsstaaten seien für die „Vertreibung der Deutschen“ verantwortlich gewesen. Die Kausalkette, an deren Ende die Zwangsmigration steht, beginne vielmehr bereits nach dem Ersten Weltkrieg, mit der Aufteilung des Territoriums Österreich-Ungarns und der

³⁸⁸ Gerhard Zeihsel, „Die Friedensdiktate von Saint Germain, Versailles und Trianon. Am Anfang stand die Missachtung des nationalen Selbstbestimmungsrechts“, VLÖ-Pressemitteilung Nr. 2009024 vom 24. November 2009, siehe <http://vloeo.at/presse/berichte/2009/2009024> [letzter Aufruf am 12. Januar 2017]. Die Rede Gerhard Zeihsel fand am 21. November 2009 anlässlich eines Festkommers national-freiheitlicher Studentenverbindungen in der Wiener Hofburg statt.

Missachtung des „nationalen Selbstbestimmungsrechts“³⁸⁹ von Minderheiten durch die jungen Nationalstaaten. Die „deutschen“ Minderheiten seien in den darauf folgenden Jahrzehnten in politischer und kultureller Hinsicht fortwährend unterdrückt worden, was schließlich zu ihrer Begeisterung für den Nationalsozialismus geführt habe. Ihre Ausweisung nach Ende des Krieges sei vor allem eine Fortsetzung der Trianoner Unterdrückungspolitik zu interpretieren, so die Geschichtserzählung, wie sie hier vom hochrangigen Funktionär der österreichischen Landsmannschaften vertreten wird. Und nicht nur von ihm, diese Art der Narration ist die zentrale landsmannschaftliche Vergangenheitsnarration hinsichtlich der Vorgeschichte von „Flucht und Vertreibung“ aus der Tschechoslowakei (und auch anderen ostmitteleuropäischen Staaten).

Hinsichtlich ihrer narrativen Form ist diese Erzählung eine tragische Geschichte, die den (vorübergehenden) Untergang des Protagonisten (die Ausweisung der „deutschen“ Minderheiten) suggeriert und in einem „Zustand der Gespaltenheit“³⁹⁰ verweilt. Zum einen soll von der Erfahrung der „deutschen“ Minderheiten als Opfer von Gewalt und Zwangsmigration erzählt werden. Zum anderen aber muss das in der Öffentlichkeit präsen- te Wissen, dass die „Sudetendeutschen“ den Nationalsozialismus unterstützt haben und somit sogar als „Mitläufer“ oder gar „Täter“ gelten können, mit möglichen Erklärungen dafür angereicht werden. Denn nur so kann auf breiter Ebene (und das ist das Ziel der Öffentlichkeitsarbeit der Vertriebenenverbände) Empathie für die „Opfer“ von „Flucht und Vertreibung“ erzeugt werden.

Aber deckt sich diese Plausibilisierung der Zwangsmigration des Vertreters der Vertriebenenorganisationen auch mit jener, wie sie in den Interviews zu finden ist? Nur zu einem Bruchteil. Denn die „Zeitzeugen“ plausibilisierten ihre Migrationserfahrung im Rahmen der autobiographischen Selbstdarstellung vielmehr auf zwei unterschiedlichen Begründungsebenen, von denen nur eine mit den dominanten Vergangenheitsnarrationen der Vertriebenenorganisationen verwoben ist. Die andere, zweite Begründungsebene fokussiert weniger Erklärungszusammenhänge nach Darstellungen öffentlich-kollektiver Geschichtserzählungen, sondern vielmehr die individuelle „agency“ ihrer Protagonist/innen,

³⁸⁹ Der Begriff des „nationalen Selbstbestimmungsrechts“ (right of self-determination) wurde vom amerikanischen Präsidenten Wilson ab 1917 gezielt als politisches Argument gegen das Habsburgerreich und das Osmanische Reich ins Feld geführt, siehe Suppan, Hitler – Beneš – Tito, 333 f.

³⁹⁰ White, Metahistory, 23.

d.h. die Fähigkeit im Rahmen bestimmter struktureller Gegebenheiten Handlungsentscheidungen zu treffen. Charakteristisch für diese Form der Plausibilisierung ist, dass sie auf dem Verständnis beruhen, dass es eine Alternative zur Emigration gab: nämlich vor Ort zu bleiben. Der Zwangscharakter von Evakuierung, Flucht und Vertreibung trat in diesen Darstellungen somit in den Hintergrund. Die zweite Begründungsebene zielt zwar – ähnlich wie die Rede Zeihels – auf die Darstellung struktureller Zusammenhänge, etwa politischer oder kultureller Natur. Neben dem Narrativ von der Missachtung des nationalen Selbstbestimmungsrechts finden sich jedoch auch noch andere inhaltliche Kausalketten, die auf struktureller Ebene argumentierten. Etwa solche, die zeitlich nicht bis zum Ende des Ersten Weltkriegs zurückreichen, sondern Nationalsozialismus, Zweiten Weltkrieg und nationalsozialistische Massenverbrechen an den Beginn der Kausalkette setzen. Oder auch solche, die weniger politische Gründe als vielmehr kulturelle bzw. ethnische Differenz zwischen „Deutschen“ auf der einen und „Slawen“/„Tschechen“/„Kroaten“ auf der anderen Seite konstruierte.

Wie die Argumentationsmuster zur Begründung und narrativen Einbettung der Migration in den Interviews im Detail aussahen, zeige ich im Folgenden. Meine Darstellung geht auf zwei unterschiedliche Handlungsräume ein, anhand derer in den Erzählungen der Interviewten begründet wurde, wie es zur Migration gekommen sei: zum einen die Darstellung der individuellen Entscheidung, die „Heimat“ zu verlassen; zum anderen die Betonung des (politisch herbeigeführten) Zwangs zu gehen und die damit verbundene Externalisierung von Verantwortung. Wichtig ist, dass die beiden Erklärungsmuster keineswegs einander ausschlossen, sondern durchaus gemeinsam, in unterschiedlichen Dosen in ein und derselben lebensgeschichtlichen Selbstdarstellung auftauchen konnten.

„Flucht und Vertreibung“ als individuelle Entscheidung

In vielen Erzählungen stand die eigene Handlungsmacht der Interviewten im Mittelpunkt und machte so die Interviewten selbst bzw. ihre Eltern zu ihrer zentralen Heldenfigur. War die „agency“, die Handlungsmacht der Protagonist/innen die treibende verändernde Kraft in den Darstellungen der Interviewten, so nahmen die autobiographischen Erzählungen die Form von

Romanzen (Triumph des Guten über das Böse) oder Komödien (Hoffnung auf Triumph, welche von wiederkehrenden Versöhnungen genährt wird) an. Genregemäß waren die Protagonist/innen dieser Erzählungen keineswegs Opfer unbeeinflussbarer Ereignisse, sondern trafen die Entscheidung zu migrieren, die sich letztendlich als richtig herausstellte.³⁹¹

Da die meisten Interviewten zum Zeitpunkt der Zwangsmigration Kinder oder Jugendliche waren, übernahmen in ihren Erzählungen über die Migration häufig ihre Eltern die Rolle der Protagonist/innen. So auch in der Erzählung von Georg S. (*1937 in der Batschka), dessen Mutter sich im Herbst 1944 folgenschwer gegen die Evakuierung aus der Batschka entschieden hatte. In der Folge erlebten Georg S. und seine Mutter dort das Kriegsende und die Machtübernahme der jugoslawischen Volksbefreiungsarmee. Im Interview erzählte Georg S. mehrmals von jener Zeit im Herbst 1944, als sich der Familie die Möglichkeit zur Evakuierung bot. Damals, mein Interviewpartner war gerade mal sieben Jahre alt, seien es etwa „die schönen Dinge in ihrer Pardestube“³⁹² gewesen, die seine Mutter zum Bleiben bewogen hätten.³⁹³ Im Zentrum seiner Erzählung über diese Entscheidung zu bleiben stand schließlich seine eigene Haltung gegenüber der Möglichkeit zu migrieren, die jener seiner Mutter entgegengesetzt gewesen sei. Wie er mehrmals betonte, sei es letzten Endes klüger gewesen, damals auf ihn zu hören. Die Episode, in der Georg S. im Interview auf diese Handlungsoption zu sprechen kam, folgte auf eine Erzählung über seine Zeit in jugoslawischen Internierungslagern, wo er gemeinsam mit seiner Mutter bis im Frühjahr 1947 festgehalten wurde. Nach kurzer Erzählpause ging er von der Erzählung über den Lageralltag ohne äußeren Impuls dazu über zu erklären, wie es zu dieser Internierung gekommen war.

GS: - - Und es war, was vielleicht auch noch interessant ist. Wie, wie die deutsche Wehrmacht sich zurückgezogen hat, – von dem, ah, linken Donauufer. Das Apatin liegt am linken Donauufer /mhm/, wurden ja, – mh, wurden wir ja aufgefordert, ah, ah, mitzugehen. Und da haben sich nur ganz wenige, ah, zum Beispiel ein Nachbar ist

³⁹¹ Dirk Hoerder hat die Faktoren, die zur individuellen Migrationsentscheidung führen, in ein „Model of Migration and Acculturation“ aufgenommen und auf ihre bedeutsame Rolle im Migrationsverlauf hingewiesen. Siehe Dirk Hoerder, *From migrants to ethnics: acculturation on a societal framework*, in: Dirk Hoerder/Leslie Page Moch (Hrsg.), *European migrants. Global and local perspectives*, Boston 1996, 211–262, 217.

³⁹² Interview der Autorin mit Georg S., geführt am 29. März 2012 und 07. August 2012. Die „Pardestube“ galt in Haushalten der deutschsprachigen Bevölkerung als Repräsentationszimmer, das für besonderen Besuch und an Festtagen genutzt wurde.

³⁹³ Interview Georg S.

gegangen, der war der Chef der f/ der „Deutschen Mannschaft“ gewesen oder wie das geheißen hat. Und der ist weggegangen. Und seine Familie auch. – Und meine Mutter also nicht/. Und ich habe geheult. Ich wollte auch weg.

MD: Wieso?

GS: Ich weiß es nicht. Meine Mutter hat mir oft [betont] das gesagt, mh, hat das auch so gefragt. Äh, das wäre sicher sehr viel klüger gewesen und meine Mutter hat sich geweigert, ah, zum Beispiel die schönen Dinge in ihrer Pardestube zu verlassen. - Und mir hat das nichts bedeutet als Kind. – Und ich habe gesagt, – mh, wir sollten weggehen /mhm/, nicht /mhm/. Ich war sieben Jahre alt /mhm/. – Ich habe also Rotz und Wasser geheult, ah, ah, dass wir weggehen.³⁹⁴

Die Episode handelt von einem Konflikt zwischen der Mutter und ihrem siebenjährigen Sohn hinsichtlich der bevorstehenden Entscheidung. Indem die Episode auf die Erzählung über den Lageralltag folgte, stellte Georg S. die Entscheidung zu bleiben in einen unmittelbaren Zusammenhang mit der Lager-Internierung. Der Nachbarsfamilie gleich, hätten auch Georg S., seine Mutter und Großmutter damals den Heimatort mit den Evakuierungstransporten verlassen sollen, anstatt dort auszuharren. Georg S. nahm in der Erzählung die Rolle eines tragischen Helden ein: Denn obwohl er im Besitz des Wissen über das „richtige“ Handeln gewesen sei, habe er sich trotz vehementer Versuche („Rotz und Wasser geheult“) nicht durchsetzen können und erlag (zumindest vorübergehend) diesem Schicksal. Aus diesem befreite er sich in weiterer Folge nicht selbst, sondern sein Vater übernahm nach dessen Flucht aus russischer Kriegsgefangenschaft und Rückkehr nach Jugoslawien die Rolle des Helden und Retters der Familie. Die nachhaltige Bewunderung für seinen Vater, der freiwillig „in das Tito-Reich“³⁹⁵ zurückgekehrt war, um ihn und seine Mutter aus dem Lager zu befreien, war ein wiederkehrendes Motiv der Kommentierung seiner Lebensgeschichte. Dieser habe nicht nur seinen kranken Sohn aus dem Internierungslager befreit und die Flucht der dreiköpfigen Familie geplant und vorbereitet. Auch auf der Flucht bis in die amerikanische Besatzungszone war sein Vater der zentrale Akteur und Held der Erzählung, von dem sein Sohn „bis heute“ nicht wisse, wie er „es geschafft hat.“³⁹⁶ Seine Mutter kam nach der Erzählung über die gemeinsame Lagerzeit als Protagonistin nur noch dann vor, wenn

³⁹⁴ Interview Georg S.

³⁹⁵ Interview Georg S.

³⁹⁶ Interview Georg S.

mein Interviewpartner kollektiv von „seinen Eltern“ sprach. Das glückliche Ende der als Romanze modellierten Migrations- und Integrationsgeschichte bildete die Anstellung seines Vaters als Facharbeiter in der Industrie, was der Familie in den nächsten Jahrzehnten ihr Auskommen sicherte und in letzter Konsequenz seinem Sohn trotz spätem Schuleintritt ermöglichte zu maturieren und in der Folge sozial aufzusteigen.

Im Unterschied zu Georg S., der seinen Vater zur romantischen Heldenfigur stilisierte, trat in Erna B.s (*1930 in Südmähren) Darstellung die Interviewte selbst als zentrale Heldenfigur in der ebenso romantisch modellierten Erzählung auf. Nachdem ihre Familie nach Österreich ausgewiesen worden war, blieb die 1931 Geborene allein in der Tschechoslowakei zurück und wurde gemeinsam mit anderen deutschsprachigen Frauen auf einem Gutshof zur Zwangsarbeit interniert. Ihre Erzählung über diese Zeit handelte vor allem vom Hunger, der willkürlichen Behandlungen durch die „Partisanen“ und der Sehnsucht nach ihrer Familie. Während die anderen internierten Frauen auf Initiative ihrer emigrierten Angehörigen sukzessive nach Deutschland ausgesiedelt worden seien, habe um sie „niemand angesucht.“³⁹⁷ Die Erlaubnis für ihre Ausreise erwirkte die 15jährige, indem sie – so ihre Darstellung – „geweint“ und den für die Ausstellung ihrer Entlassungspapiere Zuständigen „ein Theater gemacht“ habe. Sie sei den tschechoslowakischen Behörden einfach „so auf die Nerven gegangen“, dass sie ihr schließlich „wirklich einen Entlassungsschein gegeben“ hätten.³⁹⁸ Mit Hilfe dieser emotionalen Verhaltensweisen habe sie schließlich ihr Ziel erreicht: die Entlassung aus dem tschechoslowakischen Zwangsarbeitssystem verbunden mit der Erlaubnis, das Land zu verlassen. Die Migrationsentscheidung stellte sie als ihren ureigensten Willen dar, dessen Ziel das Wiedersehen mit ihrer bereits 1945 ausgewiesenen Familie war.

Eine akteurszentrierte Darstellung der Migration mit Fokus auf den Migrationsentscheid muss allerdings nicht immer wie im Fall von Georg S. und Erna B. als Erfolgsgeschichte erzählt werden. Sie kann auch tragische Held/innen als Protagonist/innen haben. Meine Interviewpartnerin Edith L. (*1931 in Westböhmen) stellte zwar ebenso wie Erna B. und Georg S. die Migration als Resultat eines Wanderungsentscheid dar. Der weitere Verlauf der Erzählung war allerdings als Tragödie modelliert, das heißt der durch Krieg und Migration hervorgerufene Zustand der Gespaltenheit konnte nie wieder (auch nicht vorübergehend)

³⁹⁷ Interview Erna B.

³⁹⁸ Interview Erna B.

überwunden werden. Ihre für die Entscheidung verantwortliche Mutter war in ihrer Narration eine tragische Heldin, die die falschen Entscheidungen getroffen hatte und letztendlich daran scheiterte. Die Option in der Tschechoslowakei zu bleiben, die für deutsch-tschechische Familie durchaus bestanden hätte, wäre aus der Sicht meiner Interviewpartnerin richtig gewesen.³⁹⁹ Ihre Mutter habe sich aber nicht erst damals, sondern bereits in den Jahren davor fatal geirrt, als sie sich immer stärker für den Nationalsozialismus begeisterte. Deswegen habe sie letztendlich auch Enteignung, Zwangsmigration und sozialen Abstieg der Familie zu verantworten. Im Unterschied zu Interviewten, die ihre Verstrickungen in den Nationalsozialismus als eine Folge unglücklicher Umstände darstellten,⁴⁰⁰ machte Edith L. ausschließlich ihre Mutter für deren politisches Engagement verantwortlich, zu welchem sehr wohl eine Alternative bestanden habe. Eingesperrt seien sie zunächst worden, weil ihre Mutter sich „zu den Deutschen bekannt [hatte]“,⁴⁰¹ und auch die Ausreise aus der Tschechoslowakei sei das Resultat einer freien Entscheidung gewesen: Ihre Mutter habe damals „eingereicht, ob sie nach Österreich – darf.“⁴⁰² Von Zwang und Gewalt sei die Migration hingegen erst dann gezeichnet gewesen, als die Menschen unter Bewachung über die Grenzen getrieben wurden.⁴⁰³ Wie ich später noch zeigen werde, stellte Edith L. ihre Migration nicht als Erfolgsgeschichte dar. Ihre Mutter fand ihrer Darstellung nach als alte, einsame Frau ein tragisches Ende, aber auch die Interviewte selbst modellierte ihre Lebensgeschichte als Tragödie, an deren Anfang „Deuschtümelei“ und „Fanatismus“ gestanden hätten. Ihre Mutter habe die Familie letztendlich in eine Katastrophe geführt, welche mit der Scheidung ihrer Eltern den Anfang genommen habe und sich über den Verlust des bürgerlichen Wohlstands bis hin zu der in Edith L.s Darstellung permanenten Gefahr fortsetzte, als unbegleiteter, minderjähriger Flüchtling „als Dirne auf der Straße zu landen“⁴⁰⁴. Dieser letztgenannten Bedrohung sei sie zwar entkommen, der „Zustand der Gespaltenheit“⁴⁰⁵, des Oszillierens zwischen „Deutschen“ und „Tschechen“ bzw. „dem Deutschen“ und „dem Tschechischen“ durchzog aber als Leitmotiv ihre gesamte lebensgeschichtliche Selbstdarstellung.

³⁹⁹ Interview Edith L.

⁴⁰⁰ Siehe hierzu Kapitel vier.

⁴⁰¹ Interview Edith L.

⁴⁰² Interview Edith L.

⁴⁰³ Interview Edith L.

⁴⁰⁴ Interview Edith L.

⁴⁰⁵ Diesen „Zustand der Gespaltenheit“, der statt der in Komödien üblichen (zwischenzeitlichen) Versöhnung stehe, führt Hayden White als zentrales Charakteristikum einer Tragödie an. Siehe White, *Metahistory*, 23.

Die narrative Modellierung mit Fokus auf eine (oder mehrere) Heldenfigur(en) half den Interviewten jedenfalls, sich von einer Darstellung der Zwangsmigration als alternativlosen Prozess, dem man ohnmächtig ausgeliefert war, zu distanzieren. Zwar wurde die Entscheidung zur Migration in den drei Darstellungen sehr unterschiedlich bewertet, die Verantwortung dafür wurde aber den Interviewten selbst oder (wie in den oben genannten Fällen) den Eltern übertragen. Auch wenn die gegen die Protagonist/innen gerichteten Repressionsmaßnahmen (Enteignung, Aberkennung der Staatsbürgerschaft und Vertreibung) mit der Zeit immer umfassender wurden, blieben die Protagonist/innen dieser Erzählungen stets handlungsfähig und machten ihre Migration zum Resultat selbst getroffener eigener Entscheidungen, anstatt eine Situation des Zwangs oder der Alternativlosigkeit zu skizzieren.

Die Darstellung politischer Zusammenhänge

Abseits dieses die persönliche Handlungsfähigkeit betonenden Narratives führten Interviewte politische Kausalzusammenhänge an, die nicht unter ihrem Einfluss standen und auf allgemeiner Ebene begründen sollten, wie es zur Emigration der deutschsprachigen Bevölkerung aus den Regionen gekommen sei. Wie ich bereits an anderer Stelle gezeigt habe,⁴⁰⁶ beeinflussen gerade historische Darstellungen in der Vertriebenenpublizistik, die den Ausführungen Zeihels im oben genannten Zitat ähnlich sind, die Darstellung solcher politischen Zusammenhänge in lebensgeschichtlichen Interviews mit „Vertriebenen“. Nach Konrad Jarausch und Martin Sabrow besitzen solche „Meistererzählungen“ den Charakter eines „historischen Erlösungsnarratives“, das „eine glorreiche Vergangenheit [beschwört], auf welche die nationale Erniedrigung folgte, um dann in die Errettung durch Wiederherstellung eines eigenen unabhängigen Nationalstaats zu münden.“⁴⁰⁷ Diese Definition trifft auch auf

⁴⁰⁶ Zu den unterschiedlichen Ausformungen des Erzählens über Krieg und Nationalsozialismus in Interviews mit „volksdeutschen“ Evakuierten, Geflüchteten und Vertriebenen siehe Dejnega, Nationalsozialismus und Zwangsmigration. Jutta Faehndrich schildert diese „unterschiedlichen Optionen“ im Umgang mit der Vergangenheit anhand der Auswertung von Heimatbüchern von „Vertriebenen“. Diese reichten nach Faehndrich von Exkulpationsstrategien und Ausblendung nationalsozialistischer Verbrechen bis hin zum reflektierten Umgang mit der Rolle der „deutschen“ Minderheiten im Nationalsozialismus. Siehe Faehndrich, *Eine endliche Geschichte*, 197–220.

⁴⁰⁷ Konrad Jarausch/Martin Sabrow, "Meistererzählung" – Zur Karriere eines Begriffs, in: Konrad Jarausch/Martin Sabrow (Hrsg.), *Die historische Meistererzählung. Deutungslinien der deutschen Nationalgeschichte nach 1945*, Göttingen 2011, 9–30, 30.

Vergangenheitsnarrationen zu, die in der Vertriebenenpublizistik zu finden sind: Diese konstruieren eine „glorreiche Vergangenheit“, indem sie von einer erfolgreichen Ansiedlung der deutschen Bevölkerung in den Regionen berichten und die deutsche Bevölkerung als den Einheimischen überlegene „Kulturbringer“ imaginieren.⁴⁰⁸ Der positive Beitrag der „Deutschen“ zu Wirtschaft und Gesellschaft sei in der Zwischenkriegszeit mit der Gründung der Nationalstaaten und der damit verbundenen Entmachtung der deutschsprachigen Bevölkerung verkannt worden. Erst durch die Wiedereingliederung in die Einflussphäre des Deutschen Reiches sei die „deutsche“ Bevölkerung in der Region von der einstigen „nationalen Erniedrigung“ erlöst worden. Eine tragische Wendung erfährt dieses Narrativ schließlich anhand des Arguments, dass die „deutsche“ Bevölkerung in den Regionen von „den Reichsdeutschen“ im Allgemeinen und Hitler im Besonderen hinter Licht geführt worden sei: Durch die erzwungene dauerhafte Migration sei sie sogar mehr für die deutschen Verbrechen zur Rechenschaft gezogen worden als die „Reichsdeutschen“. Letztendlich aber hätten sich die „Volksdeutschen“ erfolgreich in Deutschland und Österreich integriert und (abermals) durch ihren Beitrag zum Wiederaufbau zum Wohlstand beigetragen. Die Erzählung von ihrer erfolgreichen Integration ist in Darstellungen österreichischer wie deutscher Vertriebenenorganisationen das zentrale Narrativ über ihre Zeit in Österreich und Deutschland nach 1945. Damit wurde die Adaptionfähigkeit und Leistungsbereitschaft zu einem zentralen, Kontinuität herstellenden Aspekt der Selbstdarstellung.⁴⁰⁹

In den Interviews differierten die Darstellungen der Begründungszusammenhänge vor allem hinsichtlich des zeitlichen Rahmens der „Vorgeschichte“, der für die Erzählung von der Zwangsmigration als relevant angesehen wurde: Sieben der dreizehn Interviewte markierten – ähnlich wie in der zu Beginn zitierten Rede des VLÖ-Funktionärs – den Zusammenbruch der Habsburgermonarchie und die damit einhergehende Veränderung der Stellung der

⁴⁰⁸ Ähnliches hat Jutta Faehndrich für die in Heimatbüchern vermittelten Geschichtsbilder festgestellt, siehe Faehndrich, *Eine endliche Geschichte*, 174.

⁴⁰⁹ Dieses Narrativ dominiert die Erzählung zahlreicher im Umfeld der Vertriebenenorganisationen entstandenen bzw. von Zeitzeug/innen verfassten Publikationen über die Integration der „Volksdeutschen“ in Österreich, zum Beispiel: Hermann Volkmer, *Die Volksdeutschen in Oberösterreich. Ihre Integration und ihr Beitrag zum Wiederaufbau des Landes nach dem Zweiten Weltkrieg*, Grünbach 2003. Zur Bedeutung der Aufbauerzählung für die Selbstdarstellung von „Vertriebenen“ siehe Greiter, *Flucht und Vertreibung im Familiengedächtnis*, 297 ff.; Faehndrich, *Eine endliche Geschichte*, 169 f.; Albrecht Lehmann, *Im Fremden ungewollt zuhaus*, 68 ff., kritisch zur diesbezüglichen Geschichtsschreibung in den beiden deutschen Staaten Alexander von Plato, *Vergangene Perspektiven? Schwerpunkte, Fragen und Probleme der Flüchtlingsforschung vor und nach der Wende*, in: Dierk Hoffmann/Marita Krauss/Michael Schwartz (Hrsg.), *Vertriebene in Deutschland. Interdisziplinäre Ergebnisse und Forschungsperspektiven*, München 2000, 87–107.

deutschsprachigen Minderheiten in den neu entstandenen Nationalstaaten als Beginn der Zwangsmigration zugrundeliegenden Ereignisfolge.⁴¹⁰ Vier benannten die unter Einfluss des Nationalsozialismus zunehmenden Spannungen zwischen den Bevölkerungsgruppen und darauf fußende Gewalt als Anfang des Konflikts. Eine dritte in den Interviews präsente Plausibilisierung verharrte in kulturalisierenden oder sogar ethnisierenden Argumenten, die eine (nivellierende) Unterschiedlichkeit der einzelnen Bevölkerungsgruppen betonte, wobei die „deutsche“ Bevölkerung zivilisierter als die „slawische“ dargestellt wurde. Zwangsmigration und Enteignung waren in dieser Darstellung die logische Konsequenz dieser Unterschiede.

Für Wolfgang H. (*1931 in Nordböhmen) war die „Nichterfüllung der Versailler Verträge“ von 1919 ein zentrales Argument zur Erklärung der Begeisterung der deutschsprachigen Bevölkerung für die Sudetendeutsche Partei und in weiterer Folge den Nationalsozialismus. Die Ausweisung und Vertreibung der „deutschen“ Bevölkerung nach der Niederlage des Deutschen Reiches sei, dieser Logik folgend, ein letzter Höhepunkt der bereits Jahrzehnte andauernden Unterdrückungspolitik gewesen. In den damaligen Friedensverträgen hätten „die Tschechen zugesagt“, dass der neue Staat hinsichtlich des Zusammenlebens der deutsch- und tschechischsprachigen Bevölkerung „so eine Art schweizerisches Vorbild“ verfolge.⁴¹¹ Dieses Versprechen sei aber nicht nur nie umgesetzt worden, sondern es sei umgekehrt sogar zu einer Tschechisierung sämtlicher Beamter und Behörden gekommen, was zu einer zunehmend ablehnenden Haltung der deutschsprachigen Bevölkerung gegenüber der Tschechoslowakei als neuen Staat geführt habe.⁴¹² „Der miserable Hitler“ sei nach Wolfgang H. nicht nur die Konsequenz, sondern letztendlich auch „die einzige Alternative gewesen.“⁴¹³

Ähnlich wie Wolfgang H. für Böhmen schilderte Georg S. die Situation in der Batschka, die 1941 erstmals nach Zerfall der habsburgischen Doppelmonarchie (wieder) zu Ungarn kam. Die dort ansässigen „Volksdeutschen“ waren dem direkten Einfluss des mit Ungarn verbündeten Deutschland unterstellt, was von der deutschsprachigen Bevölkerung ob schlechter Erfahrungen und Magyarisierungsdruck in der Zwischenkriegszeit als positiv

⁴¹⁰ Zu einer ähnlichen Feststellung kommt Susanne Greiter für „Heimatvertriebene“ unterschiedlicher Herkunft und deren Familien im Raum Ingolstadt. Siehe Greiter, *Flucht und Vertreibung im Familiengedächtnis*, 213.

⁴¹¹ Interview Wolfgang H..

⁴¹² Interview Wolfgang H.

⁴¹³ Interview Wolfgang H.

gewertet worden sei: „Die Ungarn“ seien bei der deutschsprachigen Bevölkerung in der Batschka allgemein „verhasst“ gewesen. Zur Illustration dieser ablehnenden Haltung erzählte mein Interviewpartner gleich mehrmals im Interview eine Anekdote, die diese Ablehnung illustrieren und so die Hinwendung der „deutschen“ Bevölkerung zum nationalsozialistischen Deutschland erklären sollte.

GS: Und die Deutschen sind nach dem Ersten Weltkrieg, die Donauschwaben für den Anschluss an das Königreich SHS, Serbien, Kroatien, Slowenien eingetreten, um diesem Magyarisierungsdruck zu entgehen. Und die Versprechung, die damals /mhm/ das Königreich den Minderheiten gegenüber gemacht hat wurden natürlich genauso wenig gehalten wie in Ungarn. - Und ich weiß noch, ah, das hat mir auch meine Mutter erzählt: Neunzehnhun/, nach dem Beginn des Balkanfeldzuges sind, ah, Züge gekommen mit, mit Militär. Und die Leute sind mit Blumen und Backwaren und weiß der Teufel was alles zum Bahnhof hinaus gegangen /mhm/ und dann hat sich herausgestellt, es waren keine deutschen Soldaten, sondern ungarische Honvéd. Und die Leute haben umgedreht /[...?]/ und haben die Sachen wieder mit Heim genommen.⁴¹⁴

Die während des Interviews dreimal wiederholte Anekdote hatte in der Erzählung die Funktion, die allgemeine Unterstützung des Krieg führenden Deutschlands durch Angehörige der deutschsprachigen Minderheiten in der Batschka zu illustrieren. Ihr Motor sei die Gewährung von Minderheitenrechten gewesen, die sie weder unter ungarischer Herrschaft in der Zeit der Doppelmonarchie noch später im SHS-Staat erfahren haben. Allein das Deutsche Reich habe damals den Fortbestand deutscher Sprache und Kultur garantieren und so die Bedürfnisse der in der Batschka lebenden Minderheiten erfüllen können.⁴¹⁵

Georg S. wie Wolfgang H. kamen von sich aus auf Gründe zu sprechen, warum die deutschsprachige Bevölkerung in ihren Herkunftsregionen ihrer Meinung nach Deutschland und den Nationalsozialismus unterstützt habe. Für ihre Ausweisung, Internierung und

⁴¹⁴ Interview Georg S.

⁴¹⁵ Carl Bethke nennt Gründe, warum sich die deutschen Minderheiten in der Vojvodina in den 1920er und 1930er Jahren lieber für Deutschland als „external homeland“ als für Österreich oder Ungarn aussprachen: Demnach seien für die Entscheidung für das Deutsche Reich nicht nur ideologische, sondern auch „faktische und funktionale Gründe“ (wie etwa die finanzielle Unterstützung des Kulturbundes durch das Deutsche Reich ab 1927 sowie die hohe wirtschaftliche Bedeutung Deutschlands ausschlaggebend), siehe Bethke, Deutsche und ungarische Minderheiten, 236–266.

Enteignung hatten sie jedoch unterschiedliche Erklärungen: Für Wolfgang H. waren diese – stets verbunden mit dem Hinweis auf die „Ungerechtigkeit“ der Maßnahme – ein weiterer Schritt in der Eskalation eines Konflikts zwischen deutsch- und tschechischsprachiger Bevölkerung. Die Zwangsmigration bildete den Höhepunkt in diesem Konflikt und damit das (vorläufige) Ende der dargestellten historischen Entwicklungen. Georg S. hingegen stellte Emigration, Internierung und Enteignung der deutschsprachigen Bevölkerung nicht nur als Konsequenz eines nationalistisch motivierten Konflikts dar. Der Interviewte konstruierte zudem vermeintlich grundlegende kulturelle Differenzen zwischen „Deutschen“ (erfinderisch, ehrgeizig und ordentlich) und „Slawen“ (herzlich, grausam, schlampig),⁴¹⁶ die das Zusammenleben erschwert und in letzter Konsequenz unmöglich gemacht hätten. Er persönlich habe diese Unterschiede und den daraus entstehenden Hass zu spüren bekommen, als er sich im Internierungslager einen Webstuhl bastelte:

GS: Und es war jedenfalls eine ziemliche Sensation dort. Dann sind die ganzen Serben dort und Ding sind anschauen kommen. Manche haben mich gelobt und waren, waren, ah, ah s/ ganz erstaunt, dass ein Kind auf solche Ideen kommt. – Und manche haben gesagt, „diese verdammten Deutschen sollte man sofort erschießen.“ – „[Ged weg?], de Schwowa [dialektal] Und die haben halt so geflucht, wie die Ding, weil die kommen auf alles drauf und die sind nur gefährlich, die muss man umbringen.“⁴¹⁷

Die Stelle handelt von seinem Ideenreichtum als Kind, der von seinem Umfeld im Lager zwar zu einem wertgeschätzt, zum anderen aber niedergemacht, seiner deutschen Herkunft zugeschrieben und als Beispiel für eine allgemeine „Gefährlichkeit der Deutschen“ interpretiert worden sei. Die „slawische“ Bevölkerung der Region sei neidisch auf typisch deutsche Eigenschaften wie Fleiß und Erfindergeist gewesen – eine Argumentation die von einer Überlegenheit vermeintlich „deutscher“ Eigenschaften ausgeht, da umgekehrt keine positiven Eigenschaften der „slawischen“ Bevölkerung dargestellt wurden, auf welche die Deutschsprachigen neidisch gewesen wären. Im Gegenteil: Mein Interviewpartner beschrieb Serben und Kroaten in seiner Erzählung anhand von Balkan-Stereotypen wie „Schlamperei und Korruption“, die den von ihm geschilderten „deutschen“ Eigenschaften wie Erfindergeist und Fleiß in der Erzählung konträr gegenüberstanden.

⁴¹⁶ Interview Georg S.

⁴¹⁷ Interview Georg S.

Auch Eva G. (*1925 in Syrmien) bediente sich in ihrer Narration kulturalisierender bzw. ethnischierender Argumente. Das Leitmotiv ihrer Erzählung über das Leben in Syrmien war allerdings wie bereits dargestellt die harmonische Dorfgemeinschaft, die nicht nur vor dem Krieg bestanden, sondern diesen sogar überdauert habe. In ihrem Geburtsort habe man von Krieg und Gewalt schlichtweg nichts mitbekommen, das Verhältnis der Bevölkerung zueinander sei ungetrübt gewesen. Die Evakuierung der deutschsprachigen Bevölkerung sei aus heiterem Himmel gekommen und wurde von der Interviewten als Fortsetzung der Diskriminierung der deutschen Bevölkerung in der Zwischenkriegszeit interpretiert.

EG: Aber unsere Lage, die von den D/ Donauschwaben, das hat sich halt [während des Krieges, MD] immer – mehr verschlechtert und, und auf einmal hat's geheißen „Ja, wir müssen weg von hier. Wir müssen unsere Heimat verlassen.“ Keinen Grund, nur weil wir Deutsche waren [betont]. Weil wir die deutsche Muttersprache gepflegt haben, wie [betont] unsere Vorfahren aus dem Schwarzwald oder aus dem Elsass. So, so in dem gleichen Dialekt haben wir noch - gesprochen [leicht betont]. Wir/. [...] Und/. Naja, wie dann der Krieg immer ärger sich entwickelt hat in, im Süden, also in Albanien, Griechenland, Jugoslawien, Serbien da war für uns – keine Möglichkeit mehr in Frieden zu leben. Wir haben weg müssen. Wir haben – flüchten [betont] müssen. Flüchten.⁴¹⁸

Die Kausalkette, wie es zu Zwangsmigration und Enteignung gekommen sei, setzte in ihrer Erzählung erst im Moment des Verlassens der Häuser an. Eva G. betonte, dass es „keinen Grund“ für ihre Flucht gegeben habe: „Keinen Grund, nur weil wir Deutsche waren.“⁴¹⁹ Im Folgesatz klärte sie auch sogleich, was sie damit meine, nämlich dass sie „die deutsche Muttersprache gepflegt haben“, ganz in Tradition zu ihren Vorfahren (und nicht etwa damaligen nationalsozialistischen Deutungshoheiten entsprechend). Politische Kausalzusammenhänge klammerte sie aus ihrer Erzählung aus, lediglich „der Krieg“ sei immer näher gekommen. Im Unterschied zu Georg S., der den Neid der „Slawen“ auf deutschen Fleiß und Erfindergeist betonte, blieb Eva G. aber bei der Darstellung eines durchwegs harmonischen Zusammenlebens zwischen der deutschen und kroatischen Bevölkerung und einer damit einhergehenden Externalisierung politischer Ereignisse aus dem

⁴¹⁸ Interview der Autorin mit Eva G., geführt am 18. Juli 2012 und 22. Dezember 2012.

⁴¹⁹ Diese oberflächliche, ethnischierende Begründung (zum Beispiel anhand der Inschrift „Heimatvertrieben, weil Deutsch geblieben!“) ist in vielen populären Darstellungen von „Flucht und Vertreibung“ zu finden, siehe Fendl, Populäre Darstellungen von Flucht und Vertreibung, 55.

Alltagsgeschehen. Emigration und Enteignung seien „plötzlich“ passiert, lediglich der „im Süden“, der Ferne tobende Krieg – so das Bild – habe die dörfliche Harmonie von außen bedroht. Sie selbst könne sich die damalige Feindlichkeit gegenüber der deutschsprachigen Bevölkerung nicht erklären, einen Grund dafür habe es nicht gegeben, mit Ausnahme dessen, was die deutsche Bevölkerung dort schon seit Jahrhunderten ausgezeichnet habe: Das Beibehalten ihrer aus den Herkunftsregionen mitgebrachten Dialekte und Traditionen. Diese (ausschließliche) Begründung der Deutschenfeindlichkeit auf Traditionen der „Donauschwaben“ ermöglichte Eva G., deren kollektiven Beitrag zu Krieg und Verbrechen deutscher Einheiten aus ihrer Erzählung auszuklammern.⁴²⁰

Andere Interviewpartner/innen markierten hingegen erst das Übergreifen des Nationalsozialismus auf ihre Herkunftsregionen oder gar erst die Kriegszeit als Beginn der Entwicklungen, die letztendlich zu Zwangsmigration und Enteignung führten. Ausweisung und Vertreibung, Denaturalisierung und Enteignung waren in dieser Lesart eine logische Reaktion der Nachkriegsregime auf die vorangegangene aggressive deutsche Expansions- und Hegemonialpolitik. Edith L., 1931 in Nordböhmen geboren, setzte die Aussiedlung der tschechischsprachigen Bevölkerung aus dem „Sudetenland“ an den Beginn der Ereignisfolge, die letztlich zu Zwangsmigration und Enteignung der deutschsprachigen Bevölkerung geführt hätten. Davor seien die beiden Bevölkerungsgruppen stets gut miteinander ausgekommen, die zunehmende Begeisterung der „Deutschen“ für den Nationalsozialismus habe schließlich Unruhe in das harmonische Zusammenleben von Deutschen, Tschech/innen, Jüdinnen und Juden in Böhmen gebracht. Anders als in von Landsmannschaften und anderen Vertriebenenorganisationen verbreiteten Vergangenheitsnarrationen,⁴²¹ war in diesen Darstellungen eine Unterdrückung der deutschsprachigen Bevölkerung in der Zwischenkriegszeit kein Thema.

EL: Und das ist ja das, was ich mich immer streite mit den Landsmannschaften. Wer hat denn angefangen mit der Vertreibung? Die Deutschen! Nur, wissen Sie, das ist nicht aufgefallen, weil in so einem kleinen Ort haben vielleicht zwei oder drei Tschechen gewohnt, und die haben, ahm, wurden halt/. Die sind dann in ihrem – das waren so, mh, so so, Panjewagen. Seitwärts Bretter. Und da haben sie ihr Bettzeug gehabt und die

⁴²⁰ Siehe Dejnega, Nationalsozialismus und Zwangsmigration.

⁴²¹ Siehe Zimmermann, Geschichtsbilder, 916.

mussten die Häuschen verlassen. Und wir sind da am Weg gestanden, mein Vater und ich und haben Schmalzbrote geschmiert und ihnen Wasser gegeben. Weil sie Durst gehabt haben. Das waren ja arme Leute. Natürlich, äh, wissen Sie, 1945 sind dann, ahm, Millionen heimatlos geworden. Da hat das die ganze Welt ad notam [lateinisch] genommen. Aber damals, wenn da 10 oder 20 Tschechen/. Die mussten weg aus den deutschen Ortschaften. Damit haben die, die Sudetendeutschen angefangen. Und das ist das, das ich immer sage, die Sudetendeutschen sind mit Schuld am Zweiten Weltkrieg durch ihren Fanatismus.⁴²²

Edith L. war die einzige Interviewte im Sample, die die Aussiedlung der tschechischen Bevölkerung ins Protektorat in ihrer Erzählung erwähnte. Die Protagonist/innen der Darstellung oben waren sie und ihr (tschechischer) Vater. Beide hätten sich mit der „vertriebenen“⁴²³ tschechischen Bevölkerung solidarisch gezeigt und diese auf ihrem Weg über die Grenze ins Protektorat mit Schmalzbrot und Wasser versorgt. Im Anschluss kam meine Interviewpartnerin auf die „Vertreibung“ der deutschsprachigen Bevölkerung sieben Jahre später zu sprechen: Diese habe zwar weitaus mehr Menschen betroffen und „die Welt“ habe sie auf Grund der großen Zahl an heimatlos gewordenen Menschen zur Kenntnis genommen, letztendlich aber seien Mechanismus und Intention bei der „Vertreibung“ der tschechischsprachigen Bevölkerung gleich gewesen: Die Menschen hätten „weg müssen“. „Die Sudetendeutschen“ seien „durch ihren Fanatismus“ allerdings (im Gegensatz zur tschechischsprachigen) mitschuldig, sowohl an ihrer eigenen Vertreibung als auch am Zweiten Weltkrieg. Diese in zeitlicher Hinsicht kurz gehaltene Kausalkette nahm 1938 ihren Ausgangspunkt und stellte die Emigration der deutschsprachigen Bevölkerung als logische Konsequenz des erstarkenden Nationalsozialismus dar. Anders als andere Interviewte, begründete Edith L. die Unterstützung der deutschsprachigen Bevölkerung für den Nationalsozialismus aber nicht weiter, sondern verharrte allein in der Zuschreibung von Attributen wie „blöd“ oder „fanatisch“. Die Begeisterung der „Sudetendeutschen“ für den Nationalsozialismus wurde so in ihrer Erzählung zur „Stunde null“ der daran anschließenden Entwicklungen. Im Fall von Edith L. erfolgte die Darstellung ihrer Migrationserfahrung sogar

⁴²² Interview Edith L.

⁴²³ Interview Edith L. Die Verwendung des gleichen Begriffs („Vertreibung“ bzw. „vertrieben“) für die Ausweisung der tschechischen Bevölkerung aus dem „Sudetengau“ und jene der deutschen aus der Tschechoslowakei nach 1945 deutet auf eine gleiche Bewertung der Ereignisse durch die Interviewpartnerin hin.

in Form einer Tragödie, die ihre Protagonist/innen zu Schicksalsträgern machten, die den inneren Zustand der Gespaltenheit nicht überwinden. Während das Unterdrückungsnarrativ einer Art Erlösungserzählung gleichkam (die „Erlösung“ wäre demnach der Nationalsozialismus), löst sich ihre Situation sowie jene der „Sudetendeutschen“ an sich nie wieder glücklich auf, nachdem sie den Nationalsozialismus unterstützt hatten und in Folge dessen aus der Tschechoslowakei ausgewiesen worden waren.

Nach Irene W. (*1932 in Südmähren) sei es weder die Zwangsumsiedlung der tschechischen Bevölkerung gewesen, die nachhaltig für Missstimmung gegenüber „den Deutschen“ gesorgt habe, noch die erstarkenden nationalsozialistischen Einstellungen unter den Deutschsprachigen. Der Grund für „Flucht und Vertreibung der Deutschen“ sei vielmehr in den sozialen Unterschieden zwischen tschechisch- und deutschsprachiger Bevölkerung gelegen. Die durchschnittlich sozial und wirtschaftlich schlechtere Stellung in der Gesellschaft habe den „Mob“ unter der tschechischsprachigen Bevölkerung dazu bewogen, „die Deutschen“ zu enteignen und sie außer Landes zu weisen.

IW: Es war der Mob. Das war nicht die ganze Tschechei hat wollen, dass die weggehen [aufgebracht], die Deutschen, endlich. Denn es ist ihnen, den, den Deutschen, eigentlich viel zu gut gegangen. Das war es. Das „zu gut gehen“ ist immer schuld [betont]. Sage ich! Bestimmt! Ja. – Das ist es. Also so war das alles nicht. [ca. 7 Sek. Pause] Na wie das halt so ist.⁴²⁴

Wie bereits erwähnt, war die Distanzierung von der politischen Gewalt über soziale Distinktion ein zentraler Bestandteil in Irene W.s Erzählung. Dieser Begründungszusammenhang ist an sich kein zentraler Bestandteil dominanter Vergangenheitsnarrationen, sondern eine zur Erklärung der Ereignisse koexistente Narration, die in singulären Erzählungen anzutreffen ist wie hier im Fall von Irene W.⁴²⁵ Zwangsmigration und Enteignung seien letztendlich eine Reaktion auf mangelnde soziale Gerechtigkeit und im Speziellen auf die Besserstellung der „deutschen“ Bevölkerung gewesen, was sich zunächst in Missgunst geäußert habe und schließlich in „Hass“⁴²⁶ und

⁴²⁴ Interview Irene W.

⁴²⁵ Auf die zum Teil sehr unterschiedlichen, in Vertriebenenorganisationen präsenten Vergangenheitsnarrationen wurde bereits hingewiesen: Faehndrich, Eine endliche Geschichte; Zimmermann, Geschichtsbilder.

⁴²⁶ Interview Irene W.

daraus folgender Gewalt gemündet sei. Die Spirale gegenseitiger Ablehnung und Gewalt habe sich weitergedreht, bis sie durch einen drastischen Wendepunkt (die Zwangsmigration) endgültig beendet worden sei. Die von ihr gezeichnete Welt von damals, als Deutsche und Tschechen friedlich miteinander lebten, sei damit endgültig auseinander gebrochen und in dieser Form nie wieder gekehrt.⁴²⁷ Der Nationalsozialismus habe dabei eine zentrale Rolle gespielt: So seien in jener Zeit Sabotage-Gerüchte kursiert, die sich gegen die tschechischen Arbeiter richteten und so das Misstrauen der deutschen Bevölkerung geschürt hätten.

IW: Ja. Die Tschechen haben sabotiert. Jetzt, wie sie dann drauf gekommen sind, das war's. Und da ka/. Das, das war der Hass, der beginnende. Weil es hat dann geheißen, na da hat, der Tscheche hat sabotiert. Der hat das falsch gemacht. [die Stimme verstellend] - - Und, vielleicht war das gar nicht wahr. Aber das macht böses Blut. Da hat mein Vater gesagt: „Das ist, das tut man nicht. - Die, die sind Tschechen und wir sind Deutsche und jetzt sollen sie, die Waffen sollen sie ordentlich machen für den Krieg, den sie genauso nicht haben, haben wollen, wie wir. Das geht nicht. Das kann nicht gut gehen.“⁴²⁸

Irene W. sprach von der Sabotage keineswegs als Faktum, sondern deutete anhand von Formulierungen wie „es hat dann geheißen“ oder „man hat gehört“ an, dass es sich um Gerüchte gehandelt habe. Entsprechend hat etwa auch Chad Bryant in seiner Arbeit über das Protektorat unter deutscher Besatzung gezeigt, dass es damals bei den an die tschechische Bevölkerung gerichteten Sabotage-Aufrufen der Londoner Exilregierung geblieben war, als dass es tatsächlich in großem Ausmaß zu Sabotageaktionen in deutschen Betrieben gekommen wäre.⁴²⁹ Aber auch allein die Möglichkeit, dass es „sabotierende tschechische Arbeiter“ gegeben habe, kann wie die Erzählung Irene W.s zeigt durchaus zum Bestandteil der Erinnerung werden – auch wenn die Interviewte wie in diesem Fall bewusst war, dass es sich um Gerüchte handeln kann, die keineswegs der Wahrheit entsprechen müssen. Die Frage

⁴²⁷ Diese Erzählform entspricht nach White/Frye der narrativen Grundmodellierung als Satire, die ein Drama der Trennung darstellt und vom Scheitern der Protagonist/innen an der Welt handelt.

⁴²⁸ Interview Irene W.

⁴²⁹ Bryant, Prague in black, 184 ff. Detlef Brandes weist auf die starke Abnahme an Sabotageaktionen ab 1941 hin, was als Resultat zunehmender repressiver Maßnahmen und Propagandatätigkeit gegenüber dem tschechischen Widerstand zu sehen sei, siehe Detlef Brandes, Die Tschechen unter deutschem Protektorat, Band 1: Besatzungspolitik, Kollaboration und Widerstand im Protektorat Böhmen und Mähren bis Heydrichs Tod (1939–1942), München/Wien 1969, 249 f.

nach der Wahrheit hatte für Irene W. auch gar keine Relevanz, das Gerücht allein habe ja bereits für „böses Blut“ gesorgt und sei auch von ihrem Vater als Unrecht empfunden worden. Das Verstellen ihrer Stimme („Der Tscheche hat sabotiert. Der hat das falsch gemacht“) beim Nachahmen der Vorwürfe hatte fast schon satirischen Charakter und zeigte ihre Distanz von den (imaginierten) Sprecher/innen an. Im darauf folgenden Satz bezog sie Position zu dem Vorwurf und führte die Möglichkeit ein, dass die tschechischsprachige Bevölkerung gezielt diffamiert und „der Hass“ wissentlich von deutscher Seite geschürt worden sei.

Wie bereits Edith L., schrieb Irene W. den Ursprung des Konflikts dem Nationalsozialismus zu: Habe man noch in der Zwischenkriegszeit friedlich zusammengelebt, seien durch das Erstarken nationalsozialistischer Einflüsse immer mehr Spannungen zwischen den beiden Bevölkerungsgruppen erzeugt worden. Im unmittelbaren Anschluss an den Verweis auf die antitschechische Propaganda kam die Interviewte auf den Höhepunkt dieses von ihr diagnostizierten „Hasses“ zu sprechen: das Massaker an der tschechischsprachigen Bevölkerung des mittelböhmischen Ortes Lidice/Liditz, das von deutschen Einheiten als Reaktion auf das Attentat auf Reinhard Heydrich verübt worden war.⁴³⁰ Unter allen aus der Tschechoslowakei stammenden Interviewten war sie die einzige, die dieses als Mit-Grund für die ausufernde, gegen die deutschsprachige Bevölkerung gerichtete Nachkriegsgewalt darstellte.

IW: Und das Ärgste für uns, das werde ich nie vergessen. – Ts. Wie hat der Ort geheißen? Ha. In, in der Tschechei. Ein kleiner Ort. Alte Leute, junge Leute, Babys. Und da ist ein, ein, so ein, – Obergockel dort – erschossen worden.

MD: Nach dem/, Heydrich.

IW: Der Heydrich.

MD: Nach dem Attentat. Ja.

IW: Ja.

MD: *Lidice* [tschechisch].

⁴³⁰ Anders als von Irene W. dargestellt, ist in der Forschungsliteratur angeführt, dass nur die männliche Bevölkerung des Ortes von deutschen Einheiten ermordet wurde. Die Frauen wurden in das Konzentrationslager Ravensbrück deportiert, wo viele von ihnen starben. Die Kinder wurden nach anhand „rassischer“ Kriterien erfolgter Auslese mehrheitlich in einem Vernichtungslager ermordet, der Ort selbst wurde niedergebrannt. Siehe Brandes, Tschechen unter deutschem Protektorat, 264.

IW: *Lidice* [tschechisch]! Na gut! Danke! Siehst, das, das weiß ich schon. Ich weiß sofort, wenn Sie es sagen. – Also, da hat meine Mutter geweint und mein Vater, na mein Vater hat überhaupt gesagt, das ist so furchtbar. Na! [...] Die haben gesagt: – „Wir werden das/.“ Da hat meine Mutter gesagt: „Wir werden das spüren.“ Und wir haben es zu spüren gekriegt. Das war die, das war der Austreibung [dann?]. Die haben sich dann nachgedacht, warte, denen Deutschen werden wir das zeigen.⁴³¹

Die knappe Schilderung des Massakers in Lidice/Liditz kündigte in ihrer Erzählung die Gewalt an der deutschsprachigen Bevölkerung an, von der meine Interviewpartnerin anschließend erzählte. Gleichzeitig stellte sie die an der deutschsprachigen Bevölkerung verübte Nachkriegsgewalt in einen Kausalzusammenhang mit dem ihr vorausgehenden, von deutschen Einheiten verübten Massaker. Dass Irene W. als Erzählende Distanz zum Handeln nationalsozialistischer Akteure aufzubauen suchte, wurde anhand ihrer satirischen Erzählweise deutlich: Reinhard Heydrich, für dessen Ermordung das Massaker als „Racheaktion“ galt, bezeichnete sie verschmähend als „Obergockel“ und verhinderte somit die Möglichkeit, ihn als Opfer eines Attentats zu betrachten, wie dies in Vertriebenenorganisationen nahen Geschichtserzählungen passiert. Im Kontrast zum anhand einer Tiermetapher beschriebenen stellvertretenden Reichsprotektors in Böhmen und Mähren, dem „Obergockel“ Reinhard Heydrich, nahm sie gegenüber den Opfern des Massakers in Lidice/Liditz eine empathische Haltung ein: „Alte Leute, junge Leute, Babies“ wären es gewesen –eine Beschreibung, die darauf verweist, dass es sich bei den Getöteten um die wehrlose Zivilbevölkerung handelte. Entgegen anderen Erzählungen im Sample über das Heydrich-Attentat und das darauffolgende Massaker, erwähnte Irene W. an keiner Stelle die nationalsozialistische Propaganda zur Begründung des Massakers, nämlich dass die Heydrich-Attentäter in Lidice/Liditz Unterschlupf gefunden und von der Dorfbevölkerung unterstützt worden seien. Die zivilen Opfer deutscher Gewalt waren in ihrer Erzählung das letzte Glied einer Kausalkette, die sie ab da nicht mehr weiter zurück verfolgte.

Wenn man zur eingangs in den Raum gestellten Frage nach dem Zusammenspiel von öffentlich präsenten Geschichtsnarrationen und subjektiven Geschichtsdeutungen in den

⁴³¹ Interview Irene W.

Interviews zurückkehrt, lässt sich sagen, dass das vor allem von Vertriebenenorganisationen strapazierte Narrativ von der Unterdrückung der deutschen Bevölkerung in der Zwischenkriegszeit in vielen lebensgeschichtlichen Interviews Eingang gefunden hat. Enteignung und Zwangsmigration sind in diesen Vergangenheitsdeutungen die leidvolle Konsequenz einer quasi zwanghaften Unterstützung der „deutschen“ Bevölkerung in den Regionen für den Nationalsozialismus, zu welcher es mit Blick auf den in der damaligen Zeit politisch evozierten Wunsch nach nationaler Selbstverwirklichung keine Alternative gegeben habe. Die Unterstützung sei ein Resultat der Repression der „deutschen“ Bevölkerung in der Zwischenkriegszeit gewesen, die vor allem aus Neid der „slawischen“ Bevölkerung auf „deutsche“ Eigenschaften wie Ordentlichkeit, Fleiß und Erfindergeist entstanden sei.⁴³² Somit fußt das Unterdrückungsnarrativ auf einer völkischen oder – weniger radikal – kulturalistischen Vorannahme, dass „den Deutschen“ und „den Slawen“ unterschiedliche Eigenschaften zuzuschreiben seien, die ein Zusammenleben dieser beiden Gruppen erschweren würden. Die Enteignung und Zwangsmigration der „Deutschen“ ist in diesem nationalistischen Denken eine sich aus diesen (von den Interviewten verinnerlichten) Unterschieden ergebende logische Konsequenz, Kritik gibt es vor allem am gewaltvollen Vorgehen. Die Wiederherstellung der nationalstaatlichen Ordnung nach 1945 könne nur dann funktionieren, wenn – so die Argumentation – das Ungleichgewicht, das die „deutschen Tugenden“ im Zusammenleben mit anderen „Völkern“ produzierten, beseitigt und die von „den Deutschen“ ausgehende „Gefahr“ (nämlich dass sie Ordnung und Fortschritt bringen) ein für alle Mal aus den Nachkriegsstaaten verbannt würde. Dieses Narrativ wurde in seiner reinsten Ausprägung in der Darstellung von Georg S. sichtbar. Aber es gab auch alternative Deutungen, wie etwa die Plausibilisierung von Enteignung und Zwangsmigration als Reaktion auf nationalsozialistische Expansions-, Verfolgungs- und Repressionspolitik. Solche Vergangenheitsnarrationen werden nur partiell im Umfeld von Vertriebenenorganisationen propagiert. Vielmehr decken sie sich mit anderen, in öffentlichen Debatten dominanten Vergangenheitsnarrationen, die den Beitrag der deutschen Bevölkerung zu Nationalsozialismus und Holocaust betonen.⁴³³ Diese identifizieren „Flüchtlinge und Vertriebenen“ nicht vorrangig als „Opfer“, sondern fragen nach ihrer Rolle als Täter/innen

⁴³² Jutta Faehndrich identifizierte ein ähnliches „Autostereotyp“ in „Heimatbüchern“ von Vertriebenen, siehe Faehndrich, *Eine endliche Geschichte*, 169.

⁴³³ Siehe hierzu Jaraus, „Meisterzählung“, 21.

und/oder Kompliz/innen des Nationalsozialismus.⁴³⁴ Das Auftauchen ihrer Inhalte in lebensgeschichtlichen Interviews mit „Vertriebenen“ zeugt für die Deutungskämpfe zur Erklärung dieser Ereignisse. Nicht minder oft geht es dabei nicht nur um die „Deutung“ an sich, als vielmehr um die Frage nach der Beteiligung der „Volksdeutschen“ am Nationalsozialismus und der Bewertung von Zwangsmigration und Enteignung als ihre gerechtfertigte Konsequenz.

Verortung in der lebensgeschichtlichen Sinnkonstruktion – Migration als Verlust

Andrea Althaus zeigte kürzlich, dass Migrationserfahrungen in lebensgeschichtlichen Interviews „in biographischen Hintergründen verwurzelt und als bedeutsam und prägend für spätere Lebensphasen eingestuft“ werden.⁴³⁵ Das bedeutet, dass die Verortung der Migrationserfahrung in der autobiographischen Gesamtnarration Gegenstand retrospektiver Deutung der Erzählenden ist. Diese Verortung passiert in einer diskursiven, narrativ strukturierten Umgebung, die Einfluss auf Form und Inhalte der Erzählungen (und Fragen) in den Interviews nimmt. Diese wirken ihrerseits auf ihre Umgebung zurück und sind damit Teil des Diskurses.

Zur Analyse der narrativen Strukturen, die Form und Inhalt des Erzählten mitbestimmen, orientiere ich mich an dieser Stelle wie auch bereits im vorangegangenen Kapitel an den von Hayden White in Anlehnung an Northrop Frye identifizierten vier „narrativen Grundmodellierungen“ historischer Erzählungen als Romanzen, Komödien, Tragödien oder Satiren.⁴³⁶ Denn wie in der Historiographie⁴³⁷ – so meine These – geht es auch in

⁴³⁴ Für eine detaillierte Darstellung dieses Plausibilisierungsmodus siehe Dejnega, Nationalsozialismus und Zwangsmigration; Konrad Jarausch und Michael Geyer konstatieren, dass die deutsche Geschichtsschreibung nach 1945 ausschließlich anhand einer Aufschlüsselung der Akteure in Opfer, Täter und „collaborators“ stattgefunden hat, siehe Konrad Hugo Jarausch/Michael Geyer, *Shattered past. Reconstructing German histories*, Princeton 2003, 327.

⁴³⁵ Andrea Althaus, *Vom Glück in der Schweiz. Erfolgs- und Aufstiegserzählungen in Migrationsbiographien*, in: Dorothee Wierling/Knud Andresen/Linde Apel/Kirsten Heinsohn (Hrsg.), *Es gilt das gesprochene Wort. Oral History und Zeitgeschichte heute*, 24–42, 42.

⁴³⁶ Hayden White, *Metahistory*, 21–25.

⁴³⁷ Die These Whites über die Bedeutung stiftenden, narrativen Grundstrukturen von Geschichtsschreibung hat unter Historiker/innen von den 1970er Jahren an bis in die 1990er für heftige Debatten gesorgt; insbesondere in der Holocaust-Forschung begegnete man seinen Thesen mit großer Skepsis, siehe u. a. Saul Friedlander (Hrsg.), *Probing the Limits of Representation. Nazism and the „Final Solution“*, Cambridge/London 1992; sowie Norbert Frei/Wulf Kansteiner (Hrsg.), *Den Holocaust erzählen. Historiographie zwischen wissenschaftlicher Empirie und*

lebensgeschichtlichen Erzählungen, wie sie in Interviews stattfinden, darum, komplexe, oft zeitgleiche Ereignisse in eine sinnbildende Anordnung zu bringen. Die narrative Form von Erzählsequenzen bildet die Grundstruktur, auf deren Basis unterschiedliche Erklärungen stattfinden können. Ähnlich beschreibt Paul Ricœur den „Platz der Narrativität in der Architektur historischen Wissens“, diese trete nämlich „zur dokumentarischen und explikativen Phase [des Erklärens/Verstehens, MD] nicht von außen hinzu, sondern begleitet und trägt sie.“⁴³⁸ Folglich ist die Analyse narrativer Grundmodellierungen (egal, ob in der professionellen Geschichtsschreibung, in öffentlichen Dokumenten oder mündlichen Erzählungen) ein wichtiger Schlüssel zum besseren Verständnis von den Rahmenbedingungen, innerhalb derer Erzählungen und Erklärungen stattfinden. Durch sie können Grenzen und Möglichkeiten hinsichtlich der narrativen Anordnung von Ereignissen erschlossen werden. Wie Wolfgang Müller-Funk betont, sind mündliche Erzählungen zentrale Träger von Erinnern und Gedenken in einer Gesellschaft.⁴³⁹ Die Entwicklung eines besseren Verständnisses davon, wie diese funktionieren, muss daher ein zentrales Anliegen kulturwissenschaftlicher Forschung sein.

Vor diesem theoretischen Hintergrund gehe ich davon aus, dass auch Erzählungen über Migration in den an dieser Stelle behandelten Interviews in Form bestimmter narrativer Grundmodellierungen stattfanden. Das folgende Kapitel zeigt, welche Grundmodellierungen das sind – also ob sie etwa als Romanze oder als Tragödie erzählt wurden. Außerdem gehe ich darauf ein, wie diese Grundmodellierungen mit Inhalten befüllt und so Teil der lebensgeschichtlichen Sinnkonstruktion wurden.

Katharina H. (*1919 in Slawonien), die als Protagonistin ihrer Lebensgeschichte zahlreiche Hindernisse in ihrem Leben erfolgreich überwand, verließ ihre gewohnte Umgebung bereits zu Beginn des Jahres 1944. Damals wurden „die Deutschen“ aus ihrem Dorf auf Grund zunehmender Partisanenübergriffe von den nationalsozialistischen Behörden nach Syrmien evakuiert. Diese Migration nach Syrmien sei ein (erzwungenes) Aufbrechen dorthin gewesen,

narrativer Kreativität, Göttingen 2013. Für eine breitere Diskussion der Bedeutung der Thesen Whites für eine postmoderne Geschichtsschreibung siehe Christoph Conrad/Martina Kessel, Geschichte ohne Zentrum, in: Christoph Conrad (Hrsg.), Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion, Stuttgart 1994, 9–38, 20 f.

⁴³⁸ Paul Ricœur, Gedächtnis, Geschichte, Vergessen, München 2004, 366.

⁴³⁹ Wolfgang Müller-Funk, Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung, Wien/New York ²2008, 260.

„wo lauter Deitsche woan.“⁴⁴⁰ „Deutsch“ war für die Interviewte vor allem eine von außen getroffene Zuschreibung an Teile der örtlichen Bevölkerung im Allgemeinen und ihre Familie im Besonderen – vor allem im Angesicht der Tatsache, dass sie selbst kroatisch sozialisiert war. Es war in ihrer Erzählung das zentrale Charakteristikum jenes Raumes, wo sie und ihre Familie Schutz vor den Partisanen suchten und letztendlich auch fanden. Bereits damals, als die „eigentliche“ Evakuierung der „deutschen“ Bevölkerung nach Deutschland noch gar nicht begonnen hatte, musste die Familie ihr erst wenige Jahre zuvor erworbenen Besitz an Haus und Grund verlassen, lediglich mobiles Eigentum wie etwa ihre Pferde konnten sie mitnehmen. Auch der Kontakt zu Katharina H.s Freund brach abrupt ab. Diesen hätte sie, wie sie im Interview betonte, gerne geheiratet, wenn er sie nur gefragt hätte. Als sich die Familie zu ihrer ersten Evakuierung (es sollten weitere folgen) von Slawonien nach Syrmien aufmachte, hatten Katharina H., ihre Eltern und Geschwister Hab und Gut eingepackt, um dieses mit der Bahn in die zwischen Schlesien und Böhmen gelegene Sudetenregion (im Unterschied zum so genannten „Sudetenland“) mitzunehmen. Dort sollten die deutschsprachigen Familien nach nationalsozialistischen Plänen teils vorübergehend untergebracht, teils langfristig angesiedelt werden. Als die 25jährige aber ihre Familie in den Menschenmengen am Osijeker Bahnhof verlor, fuhr der Zug, in dem sich ihre Familie befand, ohne sie ab. Mit dem Verlust sämtlichen persönlichen Besitzes blieb sie mit nichts weiter als den Kleidern am Leib am Bahnhof zurück. Dieser Verlust sämtlichen Eigentums und sozialen Rückhalts in der Familie brachte sie in Österreich in der Folge in eine äußerst prekäre Situation, der sie erst Jahre später wieder entkommen konnte: Der Bauer, bei dem sie untergekommen war, beutete nicht nur ihre Arbeitskraft aus, sondern missbrauchte sie auch sexuell. Ihre von Gewalt und Missbrauch geprägte Beziehung zu ihm bildete ein Kernstück der Erzählung Katharina H.s über die ersten Nachkriegsjahre und wurde von ihr als alternativlos interpretiert, da sie nicht wusste „wo sie hätte sollen hin“ und ja „nichts gehabt“ habe.⁴⁴¹

Die Überwindung dieser von Abhängigkeit gekennzeichneten Situation wurde in ihrer Erzählung immer wieder thematisiert. Entsprechend war Angst vor (erneuter) Verarmung in ihrer Erzählung ein zentrales Thema, das ihr Leben als junge Erwachsene in Österreich

⁴⁴⁰ Interview Katharina H.

⁴⁴¹ Interview Katharina H.

geprägt habe. Letztendlich konnte sich Katharina H. in ihrer Erzählung mit dieser Erfahrung aussöhnen und triumphierte am Ende ihrer Lebensgeschichte sogar über ihre Existenzängste. Verantwortlich dafür sei vor allem ihre Hochzeit gewesen, die in ihrem Fall wie bereits gezeigt vorwiegend der existenziellen Absicherung diene. Im Interview gab Katharina H. ihre Erinnerung an ein Gespräch mit ihrer Bekannten Resi wieder, in dem sie darüber reflektierte, was sie in ihrem Leben als „Glück“ empfunden habe. Ihre Gesprächspartnerin stammte aus jenem niederösterreichischen Ort (K.), wo Katharina H. vor ihrer Heirat nach Wien als landwirtschaftliche Hilfskraft gearbeitet hatte, bis ihre Eltern nach Österreich kamen.

KH: Hab ich gesagt, „Resi, ich bin so glücklich gewesen“. „Ja, aber wo seid’s ihr glücklich gewesen, in K.“ Hab ich gesagt, „Was, was glaubst was hätt ich denn jetzt in K., bin ich nie nicht versichert gewesen, ich bin dann wie ich vom Bauern weggegangen bin, der Vater und ich sind wir in Schnitt gegangen, schwere Arbeit gehabt“, hab ich gesagt, net? /ja/ Und – hab ich gesagt, „Und net versichert und nichts, hätte ich jetzt keine Rente oder“, net? /ja/ „Versichert, was glaubst?“ „Na, wegen dem wären sie auch net gestorben, es gibt zwei Armenhäuser, net? Wo arme Leute sind.“ Hab ich gesagt, „Das möchte ich net“ /ja/ Ich bin schon glücklich dass ich da hab meins, net in Armenhaus muss ich warten /ja/ ob ich was zu essen krieg oder net. /ja/ Net? /mhm/ Ich bin wirklich glücklich gewesen, dass ich meinen Mann geheiratet hab.

Soziale Not und Strategien zur Existenzsicherung bildeten in dieser „Bilanz“ das dominante Thema, dem andere Lebensbereiche wie etwa die Vorstellung von romantischer Liebe oder Partnerschaft untergeordnet wurden. So sollte auch ihre 1951 geschlossene Ehe weniger die Vorstellung einer romantischen Liebe bedienen als vielmehr ihre materielle Existenz sichern. Immer wieder kam meine Interviewpartnerin auf ihr „Glück“ im Leben zu sprechen, das vor allem darin bestanden habe, ihre Existenzgrundlage zu sichern. In der Erzählung, die sich zwar an ihre Bekannte Resi richtete, als Publikum aber mich als Interviewerin adressierte, zog Katharina H. gegen Ende unserer Treffen Bilanz aus ihrem Leben. Wie anhand dieser kurzen Episode prägnant dargestellt, war ökonomische Existenzsicherung das handlungsleitende Motiv ihrer biographischen Selbstdarstellung. Ihre mehrfache Migrationserfahrung war für das Entstehen dieser Sorge um ihre existentielle Zukunft verantwortlich, was sie in der Erzählung anhand der Diskrepanz zwischen ihrem Leben „vor“ (Perspektive auf

Familiengründung bei materieller Absicherung) und „nach“ (Verlust ihrer Familie, Ausbeutung und Existenzunsicherheit) dem Verlassen ihrer Herkunftskontexte verdeutlichte. Die Evakuierung ihrer Familie wird in ihrer Darstellung zu einem Ereignis, das den nachfolgenden sozialen Abstieg einleitete. Das glückliche Ende ihrer Geschichte bedeutete zugleich auch den Abschluss dieser Phase im Migrationsprozess und die Möglichkeit, auf Basis existenzieller Sicherheit anzukommen und eine längerfristige Perspektive in Österreich zu entwickeln.

Im Gegensatz zur romantischen Lebensgeschichte Katharina H.s, die nach ihren Maßstäben erfolgreich verlief, kam es in jener von Erna B. stets nur vorübergehend zum Triumph in Form von Versöhnungen mit Feinden, was nach dem Klassifikationsschema von White/Frye ein Grundcharakteristikum komödiantischer Erzählungen ist.⁴⁴² Erna B. (*1930 in Südmähren) war die Tochter eines südmährischen Schmiedemeisters und arbeitete bereits von Kindheit an im elterlichen Haushalt und landwirtschaftlichen Kleinbetrieb mit. Noch vor ihrer Migration nach Österreich wurde die Familie von den neuen Machthabern enteignet und in der Folge zog im Juni 1945 eine tschechische Familie in ihr Haus ein. Gemeinsam lebten die beiden Familien von da an auf dem Grundstück, bis der Vater meiner Interviewpartnerin ein paar Wochen später wegen unerlaubtem Waffenbesitz verhaftet wurde. Als ihm die damals 15jährige Erna B. Nahrungsmittel und Zigaretten ins Gefängnis schmuggeln wollte, wurde auch sie verhaftet und gemeinsam mit anderen deutschen Frauen zur Zwangsarbeit in einem Landgut interniert. Wiederholt kam Erna B. auf den extremen Mangel an Kleidung und Hygieneartikel in dieser Zeit zu sprechen – über mehrere Monate habe sie nichts außer Kleider am Leib gehabt, die sie bei der Verhaftung getragen habe. Noch größeren Raum nahm in ihrer Erzählung aber der Hunger in dieser Zeit ein, welcher sich sukzessive auf ihren Gesundheitszustand niedergeschlagen habe. Bis zum Frühsommer 1946 blieb Erna B. in der Tschechoslowakei, zunächst als Zwangsarbeiterin auf dem Landgut, danach kam sie mehrere Monate im Haushalt des ehemaligen Verwalters des Betriebs unter. Als sie von den Behörden ihre Entlassungspapiere ausgestellt bekommen hatte und ihrer in Österreich mittlerweile angekommenen Familie nachreisen wollte, machte sie noch einen Abstecher zum ehemaligen Haus und Grundstück der Familie. Dort habe sich in der Zwischenzeit eine ihr fremde, tschechoslowakische Familie niedergelassen, die Erna B. den Zutritt zum Haus verweigert

⁴⁴² Siehe White, *Metahistory*, 23.

habe. Sie sei auf ihren Hund getroffen, der sein ehemaliges „Frauchen“ nicht wiedererkannt habe:

EB: Aber ich wollte mir halt noch alles einmal anschauen. Und den Hund [betont], den was ich als eine Kleine gekriegt hab. Den hab ich gekriegt, wie ich in den Kindergarten gegangen bin. Und da haben's mir einen Hund geschenkt und der war noch da. Und den hab ich gerufen - und der hat sich umgedreht und ist weggegangen. Der hat mich gar nicht angeschaut. Und da hab ich mir gedacht, das ist furchtbar. Also das/. Den/. Der Hund, das war [leicht betont, langsamer, weinerlich] mein Hund [betont], nicht? Und dann hab ich gewusst wieso. Meine Mutter hat mir dann später erzählt, wie sie über die Grenze gegangen ist, ist sie mit einem Wagen mitgefahren und der Hund ist hinten nachgelaufen. Und sie konnte ihn ja nicht mitnehmen. /mhm/ Sie hat ja nicht gewusst wohin. Und da hat's ihn mit der Peitschen, hat's ihn zurückgejagt. Also dass er halt wieder nach Hause geht. Und der war so beleidigt, dass er uns nimmer mehr angeschaut hat. /mhm/ - Das hat auch sehr weh getan [leicht betont, weinerlich]. [Schnäuzt sich, 5 sek Pause] Naja.⁴⁴³

Die hier zitierte Episode war nur ein Teil einer ganzen Reihe von Geschehnissen, die von Enteignung und Besitzverlust in der Herkunftsregion handelten. So etwa in der dieser vorangegangenen Sequenz, in der sie das feindselige, distanzierte Verhalten beschrieb, mit welchem ihr die neuen Bewohner/innen ihres ehemaligen Hauses gegenüber getreten seien.⁴⁴⁴ Neben ihrem materiellen Besitz hatte Erna B. vor allem auch ihr soziales Netz und die damit verbundene Verankerung in der Herkunftsregion verloren. Die neuen Bewohner/innen des Hauses waren ihr fremd und verhielten sich auch so zu ihr, nicht mal ihr Hund erkannte sie wieder. Nach diesem vorerst tragischen Ende der Episode (der Hund erkannte Erna B. nicht wieder) wechselte die Interviewte schließlich die Erzählperspektive und begann, diese Abwendung mit einer Geschichte zu kommentieren, die sie vermutlich im Nachhinein von ihrer Mutter erfahren hatte: Anders als man zunächst hätte annehmen können, schrieb sie nicht unmittelbar den neuen Besitzern oder gar „den Tschechen“ im allgemeinen die Verantwortung für die Entfremdung zu. Vielmehr sei es eine durchaus nachvollziehbare Handlung ihrer Mutter gewesen – das Verjagen des Hundes mit Hilfe einer Peitsche – die den

⁴⁴³ Interview Erna B.

⁴⁴⁴ Interview Erna B.

Hund der Familie letztendlich auch auf sie als daran Unbeteiligte „beleidigt“ sein ließ. Seine Abwendung sei eine Reaktion auf eine Handlung ihrer Mutter gewesen und somit Teil einer aufrechten Beziehung zwischen Hund und Hundehalterin. Das Handeln ihrer Mutter sei nicht ohne Grund erfolgt – schließlich musste sie ihr Haus verlassen und „konnte“ den Hund schlichtweg nicht mitnehmen. Die Episode bewegte sich also insgesamt auf zwei zeitlichen Ebenen: zum einen in der Zeit nach der Entlassung Erna B.s im Mai 1946. Diese Ebene war stark emotional aufgeladen und handelte vom „Verlust“, der unmittelbar mit den Vorgängen von Enteignung und Zwangsmigration verknüpft war. Zum anderen wurde die Geschichte von der Erzählerin aus gegenwärtiger Sicht und in Kenntnis der „wahren Gründe“ kommentiert. Am Ende der Sequenz betonte die Interviewte erneut die emotionale Komponente dieses Verlusts, die nur partiell und anhand der nachträglichen Erklärung rational kompensiert werden konnte. Zwar versöhnte sich die Protagonistin auf emotionaler Ebene nicht mit dem erfahrenen Leid und seinen Verursacher/innen, die kommentierende Erzählerin aber auf rationaler Ebene sehr wohl.

An einer anderen Stelle im Interview kam sie nochmals auf diese emotionale Bedeutung des Verlusts von Besitz und sozialer Verankerung am Heimatort zu sprechen.

EB: Wissen Sie, ich verstehe das [leicht betont], wenn einer Sieger [betont] ist, dass er dem anderen was wegnimmt. Aber man kann das auch mit Würde tun [leicht betont]. /mhm/ Man kann, was weiß ich, äh, sagen „Ja, ich bin der Sieger, ich hab das/. Das gehört jetzt mir.“ Aber ich muss deswegen nicht den anderen erniedrigen oder noch schaden und noch eins draufhauen [leicht betont].⁴⁴⁵

Fast schon paradox mutet ihre Forderung an, dass Sieger den Besiegten „mit Würde“ „was wegnehmen“ sollten und Enteignung und Ausweisung als politische Maßnahmen durchaus legitim und nachvollziehbar seien. Aber auch das ist Teil ihrer Strategie der partiellen Aussöhnung: zwar nicht hinsichtlich der erfahrenen physischen und psychischen Gewalt (Inhaftierung, Zwangsarbeit), wohl aber hinsichtlich der Enteignung und Ausweisung ihrer Familie. Anders als Katharina H. verhandelte Erna B. ihre Migration unter dem Topos eines Verlusts, der wie die Abwendung ihres Hundes erklärbar und nachvollziehbar sei und durch

⁴⁴⁵ „Wissen Sie, ich verstehe das [leicht betont], wenn einer Sieger [betont] ist, dass er dem anderen was wegnimmt. Aber man kann das auch mit Würde tun [leicht betont]“ (Interview Erna B.).

„Verstehen“ überwunden werden könne. Nicht nur erzählte sie ausführlich von ihrer langjährigen Freundschaft mit einer tschechischen Familie, auch zu den Bewohner/innen ihres ehemaligen Hauses hatte sie Kontakt aufgebaut. Diese Erzählungen, die immer wieder anekdotenhaft in die Gesamtdarstellung einfließen, waren geprägt vom Motiv der Hilfestellung: Erna B. und ihr Mann halfen insbesondere der Familie „des Verwalters“ (der den Gutshof beaufsichtigt hatte, auf dem Erna B. als Jugendliche Zwangsarbeit leisten musste) mit Geld- und Sachgeschenken und trafen diese regelmäßig. Diese Episoden symbolisierten wiederkehrende Versöhnungen mit ihrer Vergangenheit, die in erzählerischer Hinsicht anhand gemeinsamer Feiern, gegenseitiger Besuche und Geschenke inszeniert wurden und bis in die Gegenwart andauern. Ein endgültiges „happy end“ der Geschichte gab es wie bereits erwähnt jedoch nicht: Angesichts der großen körperlichen und psychischen Verletzungen, die Erna B. während ihrer Gefangenschaft und der damit einhergehenden Trennung von ihrer Familie erfahren hatte, konnte sie Enteignung und Ausweisung als Zwangsmaßnahmen gegenüber der deutschen Bevölkerung zwar verstehen, die Gewalterfahrungen jedoch nicht. Im Interview fasste sie diesen Zustand partieller Versöhnung mit den oben zitierten Worten „Ich verstehe das, wenn einer Sieger ist, dass er dem anderen was wegnimmt. Aber man kann das auch mit Würde tun!“ zusammen.

Eine andere Interviewte stellte ihr Leben insofern als erfolgreich dar, indem Schwierigkeiten und potentieller Misserfolg aus der Erzählung ausgeklammert und von Erzählungen über eine im Vergleich „bessere“ Vergangenheit überdeckt wurden: Eva G. (*1925 in Syrmien) wuchs als älteste Tochter eines wohlhabenden Großbauern und Fabrikbesitzers im Ort auf. Die soziale Position ihrer Familie im Ort habe jedoch nicht nur auf ihrem materiellen Besitz gefußt, sondern auch auf dem sozialen Ansehen, das die Familie ob ihrer Funktion im Ort genoss. Nach ihrer Evakuierung und Ankunft in Österreich arbeitete Eva G. als Angestellte in der Verkaufsabteilung eines Aluminiumkonzerns und fand sich in der österreichischen Mittelschicht wieder. Auch ihre Familie hatte ihren Besitz mit der Evakuierung verloren: Zunächst ihre Pferde, dann durch die Enteignungen alle in Familienbesitz befindlichen Immobilien und Ländereien. Von den zahlreichen mitgebrachten Lebensmitteln und Wertgegenständen konnten sie über einen längeren Zeitraum hinweg profitieren: So verkauften sie den PKW, der als „Fluchtauto“ gedient und ihren Onkel nach Österreich befördert hatte, und konnten mitgebrachtes Brot, Speck und Schinken über lange Zeit am

Schwarzmarkt tauschen. Damit kam die Familie in Eva G.s Erinnerung in den von Mangel und Not gezeichneten Nachkriegsjahren halbwegs gut über die Runden. Gemessen am Ausmaß des materiellen Verlusts, thematisierte Eva G. diesen aber nur rudimentär. Vielmehr standen die vergangene soziale Stellung der Familie und ihr gesellschaftliches Ansehen in der Region im Mittelpunkt ihrer Darstellung. Dass diese zwischenzeitlich verloren gegangen waren, wurde zwar in einzelnen Episoden erwähnt, die Dimension des Verlusts blieb aber unausgesprochen. In einer Episode über den Aufbruch ihrer Familie aus Syrmien, den Beginn einer mehrwöchigen Reise durch Ungarn und Österreich, betonte sie die loyale Haltung, die ehemalige Dienstboten, aber auch das gesamte Dorf gegenüber ihrer Familie einnahmen: So sei die Hausangestellte der Großeltern aus eigenem Willen zurück geblieben, um auf das Haus „aufzupassen“ – auch wenn dies „der treuen Seele“⁴⁴⁶ nach zahlreichen Misshandlungen durch Partisanen letztendlich misslungen sei. Auch bei all ihren späteren Besuchen in der (inzwischen jugoslawischen) „Heimat“ seien sie und ihre Familie immer herzlich willkommen geheißen und – diesen Eindruck vermittelt die Darstellung – ihrer einstigen sozialen Stellung im Ort gemäß behandelt worden. So habe etwa ein ehemaliger Angestellter während ihres ersten Besuchs im Ort das Auto der Familie „bewacht“, um Beschädigungen oder gar Diebstahl zu verhindern.⁴⁴⁷ Auch kümmerte sie sich gemeinsam mit ihrem Bruder um die (auch auf Grund des Krieges in den 1990er Jahren mehrmalige) Renovierung der Kapelle, die ihre Familie 1938 im Ort gestiftet hatte.⁴⁴⁸ Eva G.s lebensgeschichtliche Erzählung war voller solcher Geschichten, die von der Beibehaltung der sozialen Position ihrer Familie im Heimatort berichteten. Diese fußen auf der Darstellung einer harmonischen, von allen akzeptierten sozialen Ordnung, die weit über die räumliche Trennung der Familie Eva G.s von ihrem Herkunftsort hinaus bestehen blieb. Etwaige Konflikte innerhalb der Dorfgemeinschaft wurden gänzlich aus ihrer Erzählung ausgeblendet. Dementsprechend sei auch die Evakuierung der „deutschen“ Bevölkerung ein Ereignis gewesen, das von außen über die harmonische Dorfgemeinschaft hereinbrach und zum Leid und Bedauern aller passiert sei.

EG: Unser Dorf ist ein bisschen am Berg gelegen. Aber nur so ein paar 100 Meter höher. Und wie wir da so runterfahren, auf einmal fangen die Glocken unserer Kirche an zu läu/ zu läuten. /mhm/ Das war der Abschied. Alle [betont] sind stehen geblieben.

⁴⁴⁶ Interview Eva G.

⁴⁴⁷ Interview Eva G.

⁴⁴⁸ Siehe hier auch Stefan Häring, Der Fluchtkoffer. Die Chronik der Familie Häring, München 2011, 330–340.

Und haben geweint. Und dann sind wir weitergezogen [schluchzend, weinend]. [2 Sekunden Pause]

Dem Auszug der deutschen Bevölkerung aus dem Ort widmete Eva G. viel Erzählzeit. Die lange Sequenz bediente dabei die räumliche (bergab), zeitliche („alle sind stehengeblieben“) und akustische (Glockenläuten) Vorstellungskraft ihrer Adressat/innen gleichermaßen. Mehrere Male wiederholte Eva G. die erzählerisch emotional aufgeladene Szene. Beim Lesen wie beim Zuhören entsteht der Eindruck, dass die Dorfbevölkerung stehen blieb, mit dem Blick auf den Kirchturm gerichtet weinte, das (kollektive) Weinen gleichzeitig stoppte und danach erst weiter zog. Diese narrative Kollektivierung des Handelns impliziert eine starke emotionale Aufladung der Erzählung. Zusätzlich wurde eine emotional-possessive Beziehung zum gerade zurück gelassenen Ort hergestellt: Es fingen nicht die Kirchturm Glocken an zu läuten, sondern „die Glocken unserer Kirche“. Auf diese Weise überwand Eva G. die sich in der erzählten Zeit anwachsende räumliche Distanz zu ihrem Herkunftsort durch akustische Annäherung. So beschrieb Eva G. eine harmonische soziale Ordnung, an deren Spitze ihre Familie stand. Dieses Bild bezog sich nicht ausschließlich auf jene Zeit, in der die Familie noch in Syrmien wohnte, sondern wurde bei jeder Erzählung über ein Wiedersehen mit dem Herkunftsort reinszeniert. Der soziale Status, den ihre Familie in der Herkunftsregion gehabt hatte, war so das ganze Interview hindurch präsent. Zwar war es in ihrem Leben faktisch zu einem sozialen Abstieg gekommen, in ihrer Selbstdarstellung aber konnte sie ihre soziale Herkunft reinszenieren und so den „Verlust“ an Eigentum und sozialem Ansehen überwinden.

Edith L. (*1931 in Westböhmen) erzählte von ihrer Migrationserfahrung hingegen als einzige Interviewpartnerin als Tragödie. Sie habe bei der Ausweisung nicht nur das soziale Ansehen verloren, das ihre Familie auf Grund der Position ihres Vaters als Betriebsleiter der größten Porzellanfabrik genossen hatte. In den Wirren von Ausweisungsmarsch und Gewalt wurde zudem ihre Familie auseinandergerissen, sodass die 14jährige ihren Weg nach Österreich allein fortsetzen musste. Wie bei Katharina H., die ebenfalls bei der Evakuierung plötzlich von ihrer Familie getrennt wurde, ging in der Erzählung die Angst vor dem sozialen Abstieg mit der Angst einher, Opfer sexueller Gewalt und sexualisierter Abhängigkeitsbeziehungen zu werden – in Edith L.s Worten die Angst, „als Dirne auf der Straße [zu landen].“⁴⁴⁹ In

⁴⁴⁹ Interview Edith L.

emotionaler Hinsicht wurde in ihrer Erzählung der Verlust ihrer Familie vor allem von einem Gefühl der Schutzlosigkeit und des Ausgeliefertseins begleitet. „Migration“ bedeutete für Edith L. vor allem den Wechsel vom familiären Zusammenleben zur (in ihrem Fall sehr frühen und erzwungenen) Selbstständigkeit. Die Interviewte ließ die Protagonistin ihrer Erzählung aber diese Verlusterfahrung zumindest auf der Handlungsebene ihrer Erzählung überwinden, indem sie Zuflucht in einem Kloster mit angeschlossenen Internat und somit ein Umfeld suchte, dass sie weiter Kind sein ließ. Als Erzählerin hatte die Interviewte aber auf emotionaler Ebene (als einzige im Sample) den Verlust ihrer Familie und die damit verbundenen Erfahrungen der Unsicherheit nie überwunden: Er war das zentrale Ereignis, der Wendepunkt ihrer Lebensgeschichte, von wo an ihre Selbstdarstellung als Hindernisse überwindende Kind-Heldin kippte und zur Darstellung einer jungen Frau wurde, die stets an der Kippe gestanden sei „als Dirne auf der Straße zu landen“, wie sie selbst am Ende des Interviews ihr Leben resümierte.⁴⁵⁰

Verankerungen der Migrationserfahrung in der biographischen Selbstdarstellung

Abgesehen vom Interview mit Edith L. ist allen Interviews im Sample gemein, dass die Erzählungen über die Migration – wie bereits im vorangegangenen Teilkapitel zur Biographisierung gezeigt wurde – als romantische Erzählungen (erfolgreiche Überwindung sämtlicher Hindernisse) oder Komödien (wiederkehrende Aussöhnungen, die von der Hoffnung auf Triumph genährt werden) angelegt waren. Diese beiden Modellierungen teilen die Eigenschaft, dass ihre Protagonist/innen erfolgreich Hindernisse überwinden (im Fall der romantischen Erzählung endgültig, im Fall der Komödie vorübergehend, aber wiederkehrend).

Ein solches Hindernis, das in den Erzählungen überwunden werden sollte, war in allen Interviews die Erfahrung eines Verlusts, der durch die Migration zustande gekommen war. Dieser Topos des „Verlusts“ inkludiert lebensgeschichtliche Brüche unterschiedlicher Art: erstens Verlust von Besitz und der damit oft einhergehende soziale Abstieg; zweitens das Verlieren des gewohnten sozialen Umfelds (zum Beispiel der Dorfgemeinschaft) und der

⁴⁵⁰ Interview Edith L.

darin manifestierten sozialen Position; drittens aber auch das Nichtwissen um den Verbleib der Familie und der damit verbundene Verlust emotionaler und finanzieller Sicherheit. Der Kulturanthropologe Konrad Köstlin hat dazu festgestellt, dass die Deutung von Migration und Mobilität als Verlust erst mit der Propagierung nationalstaatlicher Ideen und damit verbundener Ideale von Sesshaftigkeit die Deutungshoheit in der bildlichen und narrativen Repräsentation erreichte.⁴⁵¹ Wie Forschungen der letzten Jahre zeigten, ist der Topos des Verlusts nicht nur in lebensgeschichtlichen Interviews mit „Vertriebenen“ vorherrschend. Der Verlust von Alltag, Vertrautheit, Perspektive und Sicherheit ist auch in bildlichen Repräsentationen wie Denkmälern oder populären Zeichnungen präsent.⁴⁵² Bildliche wie sprachliche Repräsentationen tragen hinsichtlich ihrer gegenseitigen Beeinflussung dazu bei, dass „Flucht und Vertreibung“ in lebensgeschichtlichen Interviews vorrangig als Verlusterfahrung verhandelt und tradiert wird.

Hinsichtlich der Plausibilisierung der Migration waren im Sample Narrationen, welche die individuelle Migrationsmotivation zum Gegenstand hatten, in einem weitaus geringeren Ausmaß vorhanden als solche, die auf eine politische Kontextualisierung von „Flucht und Vertreibung“ zielten. Das mag auch dem Genre „lebensgeschichtliches Interview“ bzw. der „Zeitzeugenschaft“ geschuldet sein: „Geschichte“ wird in der Öffentlichkeit zumeist mit politischer Geschichte gleichgesetzt und daraus von vielen Interviewten die Vorstellung abgeleitet, entweder möglichst „richtige“ historische Daten und Fakten nennen zu müssen oder aber den Interviewenden Zusammenhänge zu präsentieren, die ihrer Meinung nach in der gemeinen Geschichtsschreibung zu wenig berücksichtigt würden. Zudem mildert der auf die individuelle Migrationsmotivation zielende Plausibilisierungsmodus den Zwangscharakter der Migration ab und erschwert den Erzählenden eine Identifikation als Opfer von Krieg und Gewalt. In der Rezeption bleibt bei dieser Form der Plausibilisierung der Eindruck der Freiwilligkeit der Migration, ihr Zwangscharakter (der zum Teil ja erst später anhand von Enteignung und Aberkennung der Staatsbürgerschaft zur Geltung kam) trat in den Hintergrund. Die Frage, ob dieser Fokus auf den individuellen Migrationsentscheid in der

⁴⁵¹ Konrad Köstlin, Eine Ästhetik des Verlusts, in: Elisabeth Fendl (Hrsg.), Zur Ästhetik des Verlusts. Bilder von Heimat, Flucht und Vertreibung, Referate der Tagung des Johannes-Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde 8. bis 10. Juli 2009, Münster 2010, 7–23, 7.

⁴⁵² Zu Ikonographie und Repräsentation von „Flucht und Vertreibung“ in Vertriebenen Denkmälern siehe Stephan Scholz, Vertriebenen Denkmäler. Topographie einer deutschen Erinnerungslandschaft, Paderborn 2015. Zur Repräsentation in populären bildlichen Darstellungen siehe Elisabeth Fendl, Populäre Darstellungen von Flucht und Vertreibung, in: Fendl, Zur Ästhetik des Verlusts, 45–69.

Erzählung aber als Argument für eine freiwillige Migration gilt, kann nicht eindeutig beantwortet werden. Denn vielmehr könnte es auch lediglich eine Form narrativer Integration eines Bruchs in der Lebensgeschichte in die biographische Selbstdarstellung sein. Vorerst ist allerdings festzuhalten, dass die Plausibilisierung der Zwangsmigration entweder mit Fokus auf den individuellen Handlungsentscheidungen oder an öffentlich dominierenden Vergangenheitsnarrationen orientiert stattfindet. Während diese vorwiegend anhand der Auswertung massenmedialer Quellen, politischer Reden und Debatten zugänglich werden, erschließen sich individuelle Motivationen, die der Entscheidung zur Migration zugrunde liegen, vor allem anhand von Ego-Dokumenten wie zum Beispiel lebensgeschichtlichen Interviews. Dies zeugt auch für die besondere Qualität und den Aussagewert solcher Quellen, die einen so wichtigen Einblick in Handlungsmotivationen historischer Subjekte und ihre retrospektive Deutung gewähren.

IV. Inhalte der lebensgeschichtlichen Interviews mit „Vertriebenen“

Dieses Kapitel unternimmt einen Schritt weg von der bisherigen Fokussierung in dieser Arbeit auf die Migrationserfahrung in den Lebensgeschichten und der damit verbundenen These, dass diese eine (wenn nicht „die“) zentrale Erfahrung im Leben der Interviewten gewesen sei und fragt nach anderen in den Interviews präsenten Themen. Dies passiert anhand von zwei unterschiedlichen methodischen Zugriffen: Erstens interessieren Sinn stiftende und in den Erzählungen Kohärenz bildende biographische Leitmotive, also die textinterne Sinn- und Erzählstruktur. Ein lebensgeschichtliches Interview besteht aber im Regelfall nicht nur aus erzählerischen Elementen, sondern ist zweitens oft auch mit argumentativen Passagen durchsetzt. Diese richten sich an ein (tatsächliches oder abstraktes) Gegenüber, das stellvertretend für bestimmte Debatten, (Vergangenheits-)Narrationen oder politische Haltungen steht. Zwar unterscheiden sich diese argumentativen Passagen in den Interviews hinsichtlich ihrer Form von der biographischen, auf Sinnstiftung ausgerichteten Erzählung. Letztendlich prägen die in ihnen verhandelten Themen aber genauso die Selbstdarstellung im Interview wie das die biographischen Leitmotive tun. Indem dieses Kapitel auf diese beiden Aspekte lebensgeschichtlicher Selbstdarstellungen von deutschsprachigen Evakuierten, Geflüchteten und Vertriebenen eingeht, offeriert es einen Blick auf ihre Lebensgeschichten, der weit über die Reduktion auf ihre Migrationserfahrung hinausgeht und klopft die Selbstdarstellungen auf andere für sie relevante Themen ab, die ohne diesen Analyseschritt unbeachtet geblieben wären.

IV.1 Themen der lebensgeschichtlichen Sinnkonstruktionen

Lebensgeschichten sei, so Pierre Bourdieu, die Anlage einer „impliziten Sinnstruktur“ immanent.⁴⁵³ Diese ordnet unterschiedliche Ereignisse in einer (nicht unbedingt chronologischen) Reihenfolge und zieht sich nach dem Volkskundler Albrecht Lehmann wie ein „roter Faden“ durch die Erzählung, der „den beiden an der Unterhaltung beteiligten Parteien [dabei hilft], sich im Leben des Sprechers zurechtzufinden.“⁴⁵⁴ Für das Auffinden der

⁴⁵³ Bourdieu, Die biographische Illusion, 76.

⁴⁵⁴ Lehmann, Erzählstruktur und Lebenslauf, 19.

diese übergreifende Sinnstruktur prägenden Leitmotive ist nicht nur wesentlich, worüber in einem Interview auf welche Art und Weise gesprochen wurde, sondern auch, worüber die Interviewten nicht gesprochen haben. Um auf thematische Umgehungen, bewusste Lücken und unbewusste Leerstellen in den Interviews zu kommen, habe ich mit einer „kritisch-hermeneutischen“ Brille gelesen. Ziel dieses Unterfangens war, so die „die zum Tragen kommenden Strategien zur biographischen Sinnbildung“ zu identifizieren.⁴⁵⁵

Interviewte, die für diese Arbeit in den 2010er Jahren (unter anderem) über Krieg und Nationalsozialismus berichtet haben, waren zum Zeitpunkt der Ereignisse meist Kinder und Jugendliche. Je nach Alter verfügten sie über eigene Erinnerungen, oder sie bauten Erzählungen Dritter und andere erst nachträglich verfügbare Informationen in ihre eigene Geschichte mit ein, da ihre eigenen Erinnerungen an die frühe Kindheit verblasst sind.⁴⁵⁶ Ihre Erzählungen sind so ein Ergebnis unterschiedlicher „Erfahrungsaufschichtungen“, die sich im Laufe der Jahrzehnte angesammelt und retrospektiv Deutung und Inhalt der Erinnerungen an die Kindheit geformt haben.⁴⁵⁷ „Tatsächliche“ Ereignisse geben sie hingegen nur partiell wieder. Dabei ist es für diese Untersuchung irrelevant, ob eine solche Tatsächlichkeit (insofern eine solche überhaupt rekonstruiert werden kann) vorliegt oder nicht. Vielmehr interessiert an dieser Stelle die (zumeist unbewusste) Zusammensetzung selbst- oder fremderlebter Ereignisse und die darauf basierende Konstruktion eines biographischen Sinnzusammenhangs. Mehr noch als in Erzählungen über andere Lebensabschnitte sind Kindheits- und Jugenderzählungen diesem Konstruktionsprinzip unterworfen. Wie ich im Folgenden zeige, dienten solche in der narrativen Struktur der Gesamterzählung häufig als Ausgangspunkt für die Konstruktion von Sinn und Kohärenz in der Lebensgeschichte. Denn Motive, die in den Kindheitserzählungen Struktur und Sinn gebend wirken, taten dies zumeist die gesamte Lebensgeschichte hindurch. Das macht die Kindheitserzählungen in Interviews

⁴⁵⁵ Als „kritisch-hermeneutisch“ bezeichnen Christian Geulen und Karoline Tschuggnall die Art und Weise, wie Ulrike Jureit und Dorothee Wierling lebensgeschichtliche Interviews lesen und interpretieren, siehe Geulen, Einleitung, 15.

⁴⁵⁶ Wie die psychologische Gedächtnisforschung gezeigt hat, verblasst ein Großteil der Erinnerungen an die ersten sechs bis sieben Lebensjahre im Laufe des Grundschulalters. Siehe Hans Joachim Markowitsch/Harald Welzer, *Das autobiographische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung*, Stuttgart 2005; Rüdiger Pohl, *Das autobiographische Gedächtnis. Die Psychologie unserer Lebensgeschichte*, Stuttgart 2007.

⁴⁵⁷ Zum Konzept der „Erfahrungsaufschichtung“ in lebensgeschichtlichen Interviews siehe Ulrike Jureit, *Erfahrungsaufschichtung. Die diskursive Lagerung autobiographischer Erinnerung*, in: Magnus Brechtken (Hrsg.), *Life writing and political memoir. Lebenszeugnisse und politische Memoiren*, Göttingen 2012, 225–242.

für einen analytischen Zugriff, der nach der biographischen Sinnkonstruktion fragt, besonders aufschlussreich.

Mit Blick auf Berichte, die „deutsche“ Kinder und Jugendliche wenige Jahre nach dem Verlassen ihrer ostmittel- und südosteuropäischen Herkunftsregionen anfertigten, stellte Nicholas Stargardt fest, dass “the stories the expellees themselves told almost all began in 1944 or 1945. It was then that their world went wrong. To their minds, there was no prior story to be told. This was especially true for children.”⁴⁵⁸ Nun hatte auch der Großteil meiner Interviewpartner/innen den Krieg, das nationalsozialistische Regime sowie die nachfolgende Migration als Kinder oder Jugendliche erlebt (11 von 13 Interviewten waren zwischen 1928 und 1940 geboren, lediglich eine Interviewpartnerin war bei ihrer Evakuierung 1944 mit 25 Jahren bereits im Erwachsenenalter).

Anders als in den Ego-Dokumenten, auf denen die Feststellung von Stargardt beruht, erzählten „meine“ Interviewpartner/innen siebzig Jahre nach ihrer Migration sehr wohl von ihrer Kindheit in den Herkunftsregionen, ja vermittelten oft sogar äußerst lebendige und bunt ausgeschmückte Bilder ihrer Kindheit. Die Migration stellten sie keineswegs als „Stunde null“ dar. In den meisten ihrer Kindheitserzählungen dominierte die Inszenierung einer glücklichen Kindheit, deren abruptes Ende mit dem plötzlichen Verlassen der Heimatregionen einsetzte.⁴⁵⁹ Ein zentraler Aspekt dieser Narration war die Gegenüberstellung von (relativem) Wohlstand in den Herkunftskontexten und dem Verlust an sozialem Ansehen und ökonomischer Sicherheit nach der Migration. Aber auch die politischen Entwicklungen in den 1930er und 1940er Jahren fanden oft in die Kindheitserzählungen Eingang: Zum Beispiel ermöglichten Selbstbeschreibungen anhand vermeintlich kindlicher, unschuldiger Eigenschaften wie „neugierig“, „naiv“ oder „verträumt“ den erwachsenen Erzählenden eine für sie unverfängliche Schilderung der politischen Entwicklungen in dieser Zeit und ihrer eigenen Verstrickung darin. Andere nach 1937 geborene Interviewpartner/innen ließen ihre Kindheitserzählungen erst nach ihrer Ankunft in Österreich beginnen und machten ihre

⁴⁵⁸ Nicholas Stargardt, *Witnesses of War. Children's Lives under the Nazis*, London 2006, 340.

⁴⁵⁹ Zur Imagination von „verlorenen Paradiesen“ in Kindheitserzählungen von „sudetendeutschen“ Vertriebenen siehe Juliane Knefelkamp, *Das verlorene Paradies? Kindheit in lebensgeschichtlicher Erinnerung*, in: Marita Krauss/Sarah Scholl-Schneider/Peter Fassl (Hrsg.), *Erinnerungskultur und Lebensläufe. Vertriebene zwischen Bayern und Böhmen im 20. Jahrhundert – grenzüberschreitende Perspektiven*, München 2013, 185–199.

„erfolgreiche Integration“⁴⁶⁰ zu einem sinnstiftenden Motiv, das sich von den Erzählungen über das Leben als „Flüchtlingskind“ bis zum Verweis auf Erfolge im Erwachsenenleben hin zog. Im Folgenden werde ich auf diese drei thematischen roten Fäden in den Lebensgeschichten eingehen, die sowohl die Kindheitserzählungen der Interviewten wie auch ihre gesamtbiographische Sinnkonstruktion prägen.

Sozialer Status und Mobilität

Für viele „deutsche“ Familien, die in der Konsequenz des Zweiten Weltkriegs ihre Heimatregionen verlassen mussten, ging die Migration mit der Erfahrung oder zumindest der Möglichkeit des sozialen Abstiegs einher. Sie ließen sie nicht nur den Familienbesitz, ihre Häuser und Land zurück, sondern oft auch die gesellschaftliche Position, die sie in ihren Herkunftskontexten innehatten.⁴⁶¹ Irene W. (*1931 in Südmähren) war die Tochter eines höheren Beamten der tschechoslowakischen Eisenbahnen und wuchs in einem wohlhabenden, vom humanistischen Bildungsideal geprägten Elternhaus auf. Schon im Vorfeld des Interviews bahnte sich ihre Selbst-Inszenierung als Inhaberin kulturellen Kapitals⁴⁶² an, welches ihr zur sozialen Distinktion diene. Kurz bevor ich zum Interviewtermin aufbrach, meldete sich Irene W. bei mir und bat darum, Appetitbrötchen aus einem Delikatessengeschäft in der Wiener Innenstadt mitzubringen, was ich aus Zeitgründen

⁴⁶⁰ Das Narrativ einer „erfolgreichen“ Integration entspringt der sich seit den 1990ern ändernden Debatte über Zuwanderung, im Zuge derer von der ÖVP/FPÖ-Regierung der Slogan „Integration vor Neuzuzug“ ausgegeben wurde. Siehe Johannes Gold, *Der Diskurs über Migration in Politik und Medien im Verlauf der österreichischen Zweiten Republik*, Dissertation, Universität Wien, Wien 2013, 202–214.

⁴⁶¹ Siehe Vernant, *Refugee in the Post-War*, 124 f.; Radspieler, *Ethnic German Refugee*, 103–157. So waren in Österreich knapp doppelt so viele „volksdeutsche“ Arbeitnehmer/innen als Hilfsarbeiter/innen beschäftigt wie Einheimische (bei den fremdsprachigen Flüchtlingen waren es allerdings im Vergleich dazu 2,7 Mal so viele), siehe Ergebnisse der Beschäftigtenzählung 1948, Ministerium für Soziales Verwaltung, Wien 1949, z. n. Radspieler, *Ethnic German Refugee*, 128.

⁴⁶² Ich orientiere mich bei der Darstellung von sozialem Auf- und Abstieg sowie Strategien zur Beibehaltung einer sozialen Position an der Kapitalsortentheorie von Pierre Bourdieu. Siehe Pierre Bourdieu, *Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital*, in: Reinhard Kreckel (Hrsg.), *Soziale Ungleichheiten*, Göttingen 1983, 183–198; sowie Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt am Main ²³2007. Die Kapitalsortentheorie Bourdieus hat schon mehrfach in der Migrationsforschung Anwendung gefunden, siehe u. a. Markus Gamper, *Bourdieu's Konzept des Sozialkapitals und seine Bedeutung für die Migrationsforschung*, in: Julia Reuter/Paul Mecheril (Hrsg.), *Schlüsselwerke der Migrationsforschung. Pionierstudien und Referenztheorien*, Wiesbaden 2015, 343–359. Für eine Auseinandersetzung mit dieser Theorie mit Blick auf ihre Bedeutung für die lebensgeschichtliche Sinnkonstruktion in Interviews siehe Melanie Dejnega, *Rückkehr in die Außenwelt. Öffentliche Anerkennung und Selbstbilder von KZ-Überlebenden in Österreich*, Wien/Berlin/Münster 2012.

ablehnte. Als ich ihre Wohnung betrat, schallte aus dem Wohnzimmer laut klassische Musik, die sie erst auf mein Nachfragen hin zu Beginn des Interviews leiser machte – nicht ohne zuvor hinreichend betont zu haben, was für eine zentrale Rolle klassische Musik und Oper in ihrem Alltag spielten. Im Interview kamen wir zunächst auf ihre Kindheit zu sprechen, über die sie vor allem in der elterlichen Villa als Ort familialer Harmonie sprach. „Politik“ fand in ihrer Erzählung lediglich an den Rändern bzw. vor den Fenstern dieses Raumes statt. In Irene W.s Erzählung dominierte vor allem die Figur ihres gebildeten, seine Kinder über alles liebenden Vaters diesen privaten Raum. Seine Affinität zu Musik und Kultur, seine humanistische Bildung, aber auch seine besonderen Fähigkeiten, diese zu vermitteln, prägten ihre Kindheitserzählung. Der überraschende Tod ihres Vaters 1944 bildete einen Bruch in ihrer lebensgeschichtlichen Erzählung von der Betonung des „privaten“ harmonischen Familienlebens hin zum subjektiv empfundenen Einsetzen des Krieges durch vermehrte Bombenabwürfe in der Region sowie dem Teilen des Wohnraums mit unterschiedlichen Verwandten aus weiter östlich gelegenen Landesteilen, die in der Brünner Wohnung der Familie Zuflucht vor den vorrückenden russischen Soldaten suchten. Dass die Verwandten bei ihnen unterkamen, deutete Irene als Beweis für die weiterhin gesellschaftlich angesehene Position ihrer Familie. In Irene W.s. Gesamter Erzählung dominierte die Konzeption sozialer Akteure anhand sozialen Schichtzugehörigkeit. Ethnizität oder „Rasse“, die im Nationalsozialismus als eigentliche Distinktionsprinzipien die Gesellschaft gestalteten, hatten für sie auch in der späteren Deutung weniger Relevanz. So zeichnet in ihrer Erzählung auch nicht die gesamte tschechische Bevölkerung für die oft gewaltsamen Übergriffe auf die deutsche Bevölkerung verantwortlich, sondern lediglich der „Mob“, also die unteren sozialen Schichten unter ihnen. Während gebildete und wohlhabende Tschechen sehr wohl für den weiteren Verbleib der deutschen Bevölkerung in der Tschechoslowakei gewesen seien und sich nicht an den Ausschreitungen gegen diese beteiligt hätten, sei ein ungebildeter, emotional agierender „Mob“ der zentrale Akteur deutschenfeindlicher Übergriffe wie etwa bei der von ihr als „Todesmarsch“ titulierten Vertreibung der deutschen Bevölkerung über die tschechisch-österreichische Grenze.

IW: Es ist auch, der ganze Marsch von, bis, also bis Pohrlitz und dann bis zur Grenze, - sind sehr viele natürlich, alte Leute, zusammengefallen. Na ja, die haben sie nicht aufgehoben, brauchen Sie keine Angst haben. Nein, nein, nein, nein. Die haben mit

einem, mit einem Gewehrkolben haben sie üb/, über den Schädel gekriegt /mhm/ und sind halt, sind eh liegen geblieben /mhm/. Nein, nein. - Also, pf, aber es war der Mob. Der Mob war das.⁴⁶³

Irene W. arbeitete mit binären Konzeptionen, die deutschenfeindliche Handlungen plausibilisieren sollten. Denn der „Mob“ sei für die Gewalt verantwortlich gewesen, während hingegen „die Tschechen“ von diesem strikt zu unterscheiden seien. Nur wenig später kam sie im Interview auf einen Besuch ihrer Mutter in der ehemaligen „Heimat“ zu sprechen.

IW: Und da sind sie eben gefahren. Nach Brünn. /Ja/. Und am Bahnhof standen die Tschechen. [3 sek Pause] Und haben sich entschuldigt für das, was im 45er Jahr/. Entschuldigt [betont], bitte! Meine Mutter hat gesagt/. Sie, die war ganz weg. Die haben sich entschuld/. Es war der Mob. Das war nicht die ganze Tschechei /mhm/ hat wollen, dass die weggehen, die Deutschen.⁴⁶⁴

Diese im gesamten Interview präsente binäre Darstellung der tschechischen Bevölkerung – wohlhabende Tschechen auf der einen und der „Mob“ auf der anderen Seite – erleichterte meiner Interviewpartnerin, die gegen die deutsche Bevölkerung gerichtete Gewalt in ihre Darstellung zu integrieren, ohne das von ihr zuvor gezeichnete Bild eines harmonischen bürgerlichen Zusammenlebens trüben zu müssen: Die Gewaltbereitschaft war in ihrer Erzählung als Ausdruck des Irrationalen, Ungebildeten sozial bedingt. Durch die Exklusion höherer sozialer Schichten aus der politischen Verantwortung konnte sie die Frage nach der Mit-Schuld von sowohl Tschech/innen als auch von Deutschen in ihrem damaligen persönlichen Umfeld erfolgreich aus ihrer Lebensgeschichte ausklammern.

Nach dem Tod des Vaters und dem Verlust von Einkommen und Vermögen nach der Ausweisung wurde der Welt, in der Irene W. aufgewachsen war, ein abruptes Ende gesetzt. Ihre Mutter arbeitete zunächst in einer Großküche, dann als Hausgehilfin, wo sie doch im Protektorat noch jene gewesen war, die mehrere Bedienstete im Haus hatte. Während der ersten Monate nach ihrer Ausweisung aus der Tschechoslowakei im Sommer 1945 habe die Familie auf Geldvorräte, die Irenes Mutter über die Grenze hatte bringen können, zurückgegriffen und so ihre Unterbringung in einer Pension ermöglicht. Erst als die Reserven

⁴⁶³ Interview Irene W.

⁴⁶⁴ Interview Irene W.

aufgebraucht waren, drohten der Mutter und ihren beiden Kindern schließlich der soziale Abstieg in Form der Unterbringung in einer Flüchtlingsunterkunft. Als ich meine Interviewpartnerin auf diese Veränderung in ihrer Lebenssituation ansprach, verneinte sie vehement, dass sie diese als sozialen Abstieg empfunden habe.

MD: Aber haben Sie dann das Leben in Österreich als sozialen Abstieg empfunden?

IW: Nein, überhaupt nicht. Nein. Gar nicht. Das ist ganz lustig. Nein, ich kam mir manchmal vor, puh, dass ich also in der Klasse ist gar kein Unterschied ist zwischen mir und den anderen. Nein, nein. Ich hab zur Maturafeier das schönste Kleid angehabt. Fescheste Person. Das hat meine Mutter gut verstanden.⁴⁶⁵

Um die vehemente (dreifache) Verneinung meiner Frage mit Beispielen zu versehen, bediente sich die Interviewte zunächst des Vergleichs mit der Situation ihrer Klassenkamerad/innen in der unmittelbaren Nachkriegszeit: Diese sei auch nicht besser gewesen als die ihrer Familie. Sollte die Aussage zunächst sein, dass es zu diesen eben „keinen Unterschied“ gegeben habe, so suggeriert ihr danach vorgebrachtes Beispiel eine andere Deutung: Bei ihrer Maturafeier habe sie „das schönste Kleid“ getragen, sei die „fescheste Person“ gewesen. Die Erzählerin verwies also anhand des Beispiels nicht so sehr auf „Gleichheit“ als vielmehr auf Unterschiede und sprach sich selbst eine Position in der Klassengemeinschaft zu, die jener der anderen überlegen gewesen sei. Eine mögliche Lesart dieser Sequenz ist, dass Irene W., in dem sie in ihrer Antwort nicht auf die unmittelbaren Nachkriegsjahre einging (sondern sogleich auf ihren Schulabschluss zu sprechen kam), die ersten schwierigen Jahre aus ihrer Darstellung ausklammerte um den Verlust von sozialem Statur zu kaschieren. Bei Durchsicht der anderen Erzählungen über ihre Kindheit in der Nachkriegszeit erhärtete sich diese Deutung jedoch nicht. Denn Gegenstand ihrer Erzählungen über diese Zeit waren stets der Stuserhalt (und nicht der Verlust) sowie Strategien ihrer Mutter, die diesen sichern sollten. Schon vor der Ankunft der Familie in Österreich, nämlich bereits bei der Ausweisung aus Mähren, hatte diese Irene W.s verstorbenen Vater als zentrale Heldenfigur ihrer Kindheitserzählung abgelöst. So habe ihre Mutter nicht nur die Mitfahrt auf einem Lkw organisiert (anstatt zu Fuß bis an die Grenze getrieben zu werden) oder Ersparnes über die Grenze geschmuggelt und so den gewohnten Lebensstandard einigermaßen aufrecht erhalten

⁴⁶⁵ Interview Irene W.

können, sondern auch – dieser Punkt sei besonders wichtig und zeige Unterschiede zu Migrant/innen heute auf – alle notwendigen Dokumente mitgenommen und so den Kindern die Fortsetzung der Ausbildung an dem Punkt, wo sie diese in Mähren beenden mussten, ermöglicht.

Neben Strategien ihrer Mutter zur sozialen Identitätssicherung machte die Interviewte aber auch ihre eigenen zum Gegenstand ihrer biographischen Erzählung: Vor allem ihr Interesse für Kultur und ihre musikalischen Kenntnisse halfen der Jugendlichen in der täglichen Praxis sozialer Distinktion. Ihr Interesse für Kunst und Kultur war es schließlich auch, das sie als Jugendliche jenem sozialen Milieu wieder näher brachte, in welchem sie in der Tschechoslowakei aufgewachsen war. Als Jugendliche besuchte sie regelmäßig Opern und Operetten und erschloss sich auf diesem Wege ein neues soziales Umfeld. Dort lernte sie auch ihren späteren Mann kennen, der damals Medizin studierte. Soziale Distinktion war das zentrale Argumentationsmuster, das ihrer Selbst-Inszenierung zugrunde lag: Auch wenn der soziale Status ihrer Familie erst nach der Ausweisung gefährdet war und so Strategien zu seiner Sicherung zu einem Leitmotiv der Nachkriegserzählung wurden, ist dieser als Leitmotiv bereits in den Kindheitserzählungen Irene W.s zu finden. Diese waren neben der innigen Beziehung zu ihrem verstorbenen Vater vor allem von Sequenzen geprägt, die das kulturelle Kapital, das sie bereits in ihrer Kindheit angehäuft hatte, thematisierten. Wenn Irene von ihrer Kindheit erzählte, so betonte sie die Gelehrsamkeit ihres Vaters, das gemeinsame Musikhören mit ihm sowie ihre eigenen Klavierstunden und das ihr konstatierte Talent. So konstruierte sie einen roten Faden durch ihre Lebensgeschichte, der Strategien zur Bewahrung des sozialen Status als zentrales Thema hat.

Ähnliche Bewahrungsstrategien standen auch im Zentrum von Josef W.s (*1935 in Syrmien) lebensgeschichtlicher Selbstdarstellung. Während meine Irene W. allerdings humanistische Bildung als zentrales Charakteristikum sozialer Stellung anzeigte, das ihr dabei behilflich gewesen sei, ihren sozialen Status auch nach der Zwangsmigration beizubehalten, bildeten für Josef W. vor allem schulische Bildungsabschlüsse, ökonomische Existenzsicherheit sowie ein nach traditionellen Werten ausgerichtetes Familienleben Maßstäbe, anhand derer er sozialen Status definierte. Anders als Irene W. stammte Josef W. nicht aus einem bürgerlichen Elternhaus, sondern aus einer traditionell-katholischen großbäuerlichen Familie, die er selbst

als „wohlhabend“ beschrieb. Als ältester und einziger Sohn seien nach damals in der Region üblichem Erbrecht die Ländereien und Besitztümer in seine Hände gefallen.⁴⁶⁶ Von seiner Kindheit zeichnete Josef W. ein romantisierendes Bild, das Fest- und Feiertage im bäuerlichen Jahreszyklus als Höhepunkte nicht nur des dörflichen, sondern auch des familiären Zusammenlebens beschrieb.⁴⁶⁷ Bildung habe für seine Eltern mehr Relevanz gehabt als für deren Vorgängergeneration: Sie hätten ihren beiden Kindern immer mehr als den obligatorischen zweijährigen Gymnasiumsbesuch ermöglichen wollen, wie mein Interviewpartner betonte.

JW: Meine Mutter hat immer gesagt, vier Jahre Gymnasium müssen wir machen, auch als Bauernsöhne. Hauptschule hat's bei uns nicht gegeben, es hat die Volksschule gegeben, und Gymnasium /mhm/ und man musste es, äh, Schulpflicht war ja, wie in Österreich, Österreich-Ungarn, ja, bis vierzehn. /ja/ Und wenn man ein, zwei Jahre Gymnasium, dann hat man schon mit zwölf Jahren glaub ich schon austreten können. /mhm/ Und mein Vater hat glaub ich auch nur ein, zwei Jahre Gymnasium gemacht und /achso, ja/ das war, das war für sie, jetzt sag ich mal eher bürgerlich angehaucht, zu wenig, hat er gesagt, „Meine Kinder müssen, müssen ins Gymnasium gehen.“ Ja, die Anforderungen sind da und das war schon in der Familie auch [hustet] da. /ja/ Und meine Cousine, die eine, die Franzi, die da genannt wurde, die hat das Gymnasium, nicht die Siebente hat sie gemacht, hat sie in [Eferding?] gemacht. Und die andere hat glaub ich maturiert zu Hause noch, ja? Es war schon im Familienclan schon das Bildungsinteresse sehr groß.⁴⁶⁸

Klassenzugehörigkeit und sozialer Aufstieg durch Bildung sind die zentralen Themen dieser Interviewsequenz, in der Josef W. die Bedeutung von Schulbildung für seine Eltern betonte, indem er sowohl seinen Vater als auch seine Mutter hierzu zitierte. Auch die Schließung dieser Sequenz hat die hohe Bedeutung von Bildung in der großbäuerlichen Familie zum Thema: In dieser verwies er exemplarisch auf den Bildungserfolg seiner beiden Cousinen, die

⁴⁶⁶ Hierzu Bethke, *Deutsche und ungarische Minderheiten*, 126.

⁴⁶⁷ Hohe Feiertage und Feste gerieten im Laufe der 1930er Jahre zunehmend unter Einfluss und Deutungshoheit der Kultur- und Wohlfahrtsvereinigung der Deutschen (KWVD) wie etwa die versuchte Etablierung eines „Erntedankfestes“ in Slawonien, das dort seit Jahrhunderten nicht mehr gefeiert wurde. Siehe hierzu Bethke, *Deutsche und ungarische Minderheiten*, 452–455.

⁴⁶⁸ Interview Josef W.

nach ihrer Ankunft in Österreich (im Gegensatz zu ihm) ein Gymnasium besuchten. Eine Leerstelle blieb an dieser Stelle jedoch die Erklärung, warum es ihm nach der Ankunft in Österreich nicht möglich gewesen war, seine Schullaufbahn in einem Gymnasium fortzusetzen, wie es seine Eltern für ihn geplant hatten. In Österreich konnte Josef W. zwar noch die Pflichtschule abschließen, für einen weiteren Schulbesuch stand der evakuierten Familie allerdings kein Geld zur Verfügung. Als ich Josef W. über 65 Jahre nach seiner Ankunft in Österreich interviewte, war nicht nur die Erzählung über seine Kindheit, sondern auch über seine Kinder und Enkelkinder stark von einem Bildungsstreben und einer damit verbundenen Hoffnung auf sozialen Aufstieg geprägt.⁴⁶⁹ Aus diesem Grund fand auch die Relevanz, die mein Interviewpartner Bildungsabschlüssen zusprach, bereits in seiner schriftlichen Rückmeldung auf meinen Zeitzeugenaufruf hin einen ersten Ausdruck. Dieser bestand im Wesentlichen aus einer selbst montierten Fotocollage, die mehrere Familienfotos umfasste. Unter jedem Foto hatte er den Namen des Angehörigen, sein oder ihr Geburtsdatum sowie Schulabschluss und Beruf notiert, sodass sich das Kontaktschreiben wie ein Familienalbum las, das vorrangig an Bildungsabschlüssen und anderen Auszeichnungen (also der Anhäufung von inkorporiertem kulturellem Kapital, um nochmals mit Bourdieu zu sprechen)⁴⁷⁰ der einzelnen Familienmitglieder interessiert war. Auch im Interview betonte Josef W. noch mehrere Male die Bedeutung, die der schulische und berufliche Erfolg seiner Kinder und Enkelkinder für ihn haben.

JW: Und meine Enkel im Haus – der Großvater ist so stolz, der jüngere ist der beste in der Klasse /mhm/ Gymnasium. – Und äh, der ältere, er ist der drittbeste. /mhm/ Und in der Volksschule, das Mädchen, das hat natürlich lauter Einser, net? [Stimme bricht leicht] /mhm/ [3 Sekunden Pause] Und – da muss ich sagen, bin ich schon sehr stolz /ja/ und sie wissen auch, dass [...?] [Stimme bricht stark]. Gibt's natürlich einen Obulus auch, net, und. [mit brechender Stimme] Das gehört dazu, na? Das, – das, ja. [4 Sekunden Pause] Ja. Das meiste hab ich glaub ich erzählt.⁴⁷¹

⁴⁶⁹ Pierre Bourdieu unterteilt das Kleinbürgertum in drei Fraktionen, innerhalb welcher Josef W. zum „exekutiven Kleinbürgertum“ zählen würde, dessen hauptsächliches Charakteristikum sein (oft autodidaktischen) Bildungsstreben und die damit verbundene Hoffnung auf sozialen Aufstieg sei. Siehe Bourdieu, Die feinen Unterschiede, 549–555.

⁴⁷⁰ Siehe Fußnote 462.

⁴⁷¹ Interview Josef W.

Wie auch im Fall von Irene W., bedeutete die Migration für seine Familie (neben dem Ende der Zeit in den Internierungslagern und dem Wiedererlangen der Freiheit) eine Phase sozialer Transition: Josef W.s Vater, einst wohlhabender Bauer, sah sich in Österreich dazu gezwungen, als ungelernter, lohnabhängiger Arbeiter das Auskommen seiner Familie zu verdienen. Josef musste, wie er selbst anführte, die Schule nach seinem Hauptschulabschluss aus Kostengründen verlassen und eine Lehre als Kfz-Mechaniker beginnen. Ein zentrales, Kohärenz bildendes Motiv seiner biographischen Sinnkonstruktion war die Darstellung des Bildungserfolgs. Diese hatte auch Auswirkungen auf seine Kindheitserzählungen, in denen er neben den Festlichkeiten im bäuerlichen Jahreszyklus das Streben seiner Eltern, den Kindern Bildungsabschlüsse zu verschaffen, als zentrales Charakteristikum seiner Erziehung schilderte.

Auch in der Narration der um einige Jahre älteren Katharina H. (*1919 in Slawonien) war zwar der Erhalt von sozialem Status nach der Migration ein zentrales, Kohärenz bildendes Motiv. Da sie zum Zeitpunkt ihrer Migration 1944 bereits 25 Jahre alt war, hatte dieses eine andere thematische Ausrichtung als im Fall der in ihrer Kindheit nach Österreich migrierten Irene W. und Josef W. Katharina H. deutete in ihrer lebensgeschichtlichen Erzählung ihre Migrationserfahrung vor allem als Verlust materieller Sicherheiten, die ihre Familie erst kurz vor Kriegsende durch die Pensionierung ihres Vaters und die damit verbundene Abfertigungszahlung erreicht hatte. Mit der Evakuierung von Slawonien nach Syrmien und wenige Monate darauf nach Österreich seien nicht nur sämtlicher Besitz der Familie (und damit auch ihr Erbe) verloren gewesen, sondern auch ihre bevorstehende Verlobung gescheitert. In Österreich sei zu ihrer Mittellosigkeit (Katharina H. hatte nichts nach Österreich mitnehmen können) auch das Gefühl gekommen, als „Ausländerin“ unerwünscht zu sein: Anders als die anderen für das Projekt Interviewten hatte sich Katharina H. vor der Migration nicht als „Deutsche“ identifiziert, nicht einmal die deutsche Sprache habe sie richtig beherrscht. Ein Teil der Familie Katharina H.s war zwar deutschsprachig, in ihrer Familie aber wurde Kroatisch gesprochen, und auch ihre Sozialisation in der Jugend und im jungen Erwachsenenalter habe in einem kroatischen Umfeld stattgefunden. Dieses spielte auch in ihrem späteren Leben in Österreich eine Rolle: Immer wieder war sie als Kontaktperson für jugoslawische Gastarbeiter/innen tätig, denen sie Arbeit im landwirtschaftlichen Betrieb ihres Arbeitgebers vermittelte. Bis in die Gegenwart sehe sie sich

in Österreich einer ausländerfeindlichen Haltung ausgesetzt,⁴⁷² vor allem sei ihr immer wieder vorgeworfen worden, als „Ausländerin“ Österreicher/innen die Arbeit wegzunehmen. In diesem Zusammenhang erzählte sie im Interview mehrere Male eine Episode, die davon handelte, dass sie – als sie Ende der 1940er Jahre ihrem erlernten Beruf als Schneiderin ohne einen (für Ausländer damals nur schwer erhältlichen) Gewerbeschein nachging – von ortsansässigen Schneiderinnen angezeigt wurde, sodass sie die Tätigkeit wieder einstellte. Aber auch der Bauer, bei dem sie die erste Zeit nach ihrer Ankunft in Österreich gearbeitet hatte, habe sie weder bei den Behörden angemeldet noch sei sie in den Jahren bei ihm sozialversichert gewesen – ein Zeitraum, der ihr später bei der Berechnung ihrer Pensionsansprüche gefehlt habe. Sequenzen, in denen sie über solche Erfahrungen der Illegalisierung erzählte, beendete die Erzählung stets damit, dass sie „Nachweise“ über ihre Ausbildung und spätere Berufstätigkeit erbrachte. Neben Urkunden, in denen sie für ihre langjährige Tätigkeit in der niederösterreichischen Landwirtschaft geehrt wurde, zeigte sie mir etwa auch ein Foto, das im Rahmen ihrer Ausbildung zur Köchin in Kroatien gemacht wurde.



Abb. 1: Gruppenfoto der auszubildenden Köchinnen vor dem örtlichen Feuerwehrhaus (Quelle: Privatarchiv Katharina H.)

⁴⁷² Interview Katharina H.

Das Foto kommentierte Katharina zunächst mit den Worten „Unser Vater hat immer gesagt: ‚Müsst’s lernen, müsst’s lernen das‘“, bevor sie auf ihre (vergeblichen) Bemühungen, in Österreich ihren erlernten Berufen nachzugehen, zu sprechen kam. Stattdessen arbeitete sie (wie politisch gewünscht) in der Landwirtschaft. Mehrmals kam sie während des Interviews auf das hohe Maß an körperlicher Anstrengung zu sprechen, das mit der Arbeit als landwirtschaftliche Hilfskraft verbunden gewesen sei und verwies darauf, dass sie in ihrem Leben „immer gearbeitet“ habe. Fotos und Urkunden dienten ihr als Beweis gegen xenophobe Imaginationen, denen sie im Laufe ihres Lebens immer wieder begegnet war.⁴⁷³

Ein weiteres Kohärenz herstellendes Motiv im Interview mit Katharina H. bildete ihre Suche nach einem Ehemann und die damit in Verbindung stehende Hoffnung auf materielle Absicherung oder sogar sozialen Aufstieg. Nur wenige Monate vor der Evakuierung (zuerst nach Syrmien, dann weiter in die „Ostmark“) hatte ihr Vater sein Erbe angetreten und von seiner Abfertigungszahlung, die er als Bahnarbeiter erhalten hatte, stand der Familie etwas Geld zur Verfügung. Wie sie mehrmals betonte, habe sie nur noch auf den Heiratsantrag ihres Freundes Josip gewartet, und das junge Paar wäre in das nun ausreichend große Haus ihrer Eltern gezogen und hätte dort das Land bewirtschaftet. Mit dem Krieg und der Evakuierung ihrer Familie verlor sie aber nicht nur den Kontakt zu Josip und die bereits mehrjährige Beziehung brach auseinander. Mit der Migration musste Katharina H. auch die Hoffnung auf eine baldige Hochzeit und die mit ihr verbundene Existenzsicherung aufgeben. Diese Erfahrung veränderte die Lebensperspektiven der damals 25jährigen schlagartig: Neben ihrem ihrer Vorstellung nach zukünftigen Ehemann ließ Katharina H. auch Haus und Ländereien sowie ihre Ausbildungsabschlüsse als Schneiderin und Köchin zurück. Wie sehr die Interviewte an ihrem „alten Leben“ in Slawonien hing, zeigte sie auch anhand der Schilderung, dass sie sobald es möglich war (kurz nach ihrer Hochzeit und dem damit verbundenen Erhalt der österreichischen Staatsbürgerschaft 1952), gemeinsam mit ihrem Mann nach Jugoslawien reiste. Den Höhepunkt in ihrer Erzählung über diese Reise bildete das Wiedersehen mit Josip:

⁴⁷³ Ein ähnliches Motiv der Beweisführung ist in der lebensgeschichtlichen Erzählung von Michael Horvath zu identifizieren, der als Rom unter dem Vorwurf der „Arbeitsscheu“ von den Nationalsozialist/innen verfolgt wurde. Siehe Dejnega, Rückkehr in die Außenwelt, 97 f.

KH: Und dann wie ich gekommen bin nach zehn Jahren, da ist mir noch nie, nie so, äh, gewesen, in meinem Leben, so i/ das kann man net sagen. Seine Schwester hat geschrien, „Sepp, Sepp, geh, komm her, schau wer gekommen ist!“ Die haben alle sehr gern hab ich gehabt, sechs Schwestern, er ist der älteste gewesen, net? /mhm/ „Sepp, komm her!“ /mhm/ Und wie, wie wir gesehen haben, ist alles aus gewesen, die ganze Freude. Er hat gesagt, er hat mich gesucht dann aber net gefunden, ja. Hab ich, das hab ich ihm gesagt, „Du hast mich net suchen brauchen, ich bin eh da gewesen. Wenn du gesagt hättest, ‚Heiraten wir, bleib‘, net, wär’ ich geblieben.“ Net? /mhm/ Es ist, wär’ er in unser Haus gekommen, wär’ er da/ Aber wissen Sie was passiert gewesen ist? Früher ist die Dreschgarnitur so ein, ein Riemen, net, der was treibt. /ja/ Und der Riemen hat ihn erwischt, hat ihn da weg, von Ges/.

MD: Die Wange weg, /weg/ weggeschnitten?

KH: Ah, Seiten Wangen und keine Augen, hat er keine Augen net gehabt. /ja/ Und das ist nur so [zum?] furchtbar /ja/ hat er ausgeschaut, /ja/ furchtbar. /mhm/ Naja. Und wenn ich ihn damals geheiratet hätte, net? /mhm/ Und hätt ich ihn auch net weg, täten verlassen. [...] Hat er gesagt, „Schau mich an“. Naja, sag ich, „Das hätte dir passieren können, wenn du mich auch geheiratet hättest“. Sagt, „Überall hab ich dich das, gesucht“. Ja. /mhm/ Das ist schlecht gewesen weil ich [bin, MD] mit Rumänen⁴⁷⁴ da fort, net? Vielleicht hätte er mich gefunden, net?⁴⁷⁵

Meine Interviewpartnerin erzählte in dieser Sequenz von einer Alternative, die zu ihrem Leben in Österreich existiert habe: Josip zu heiraten, in das Haus ihrer Eltern zu ziehen und – auch wenn dieser einen Unfall gehabt hätte – zusammenzubleiben. Der Moment, ab dem ihr Leben in eine andere Richtung führte, war von ihr schnell identifiziert: Als sie am Wiener Westbahnhof auf ihre Familie wartete, hätte sie besser nicht in den (aus Rumänien kommenden) Zug aufs Land steigen sollen, der sie zur Arbeit aufs Land brachte. Denn dann wäre sie – so ihr rückblickendes Resümee – für ihren damaligen Freund wieder auffindbar gewesen.

⁴⁷⁴ Damit ist der Transport gemeint, dem sich Katharina H. im Herbst 1944 nach ihrer Ankunft am Wiener Westbahnhof anschloss und der mehrheitlich Deutsche aus Rumänien zur Evakuierung in die Ostmark brachte.

⁴⁷⁵ Interview Katharina H.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass der Verlust von oder Zugewinn an sozialem Status in den Interviews anhand unterschiedlicher Themenbereiche verhandelt wurde: Während sich Josef W. und Irene W. auf die Darstellung von Strategien konzentrierten, die durch schulischen Erfolg, Ausbildung und Bildungsabschlüsse ihr kulturelles Kapital vergrößern sollten, stand bei Katharina H. die Schilderung von existenzsichernden Maßnahmen und Anhäufung ökonomischen Kapitals im Vordergrund. Zum einen bestimmte die soziale Herkunft der Interviewten diese Varianz an Themen mit, anhand derer sozialer Status in den Interviews markiert wurde: Wenn auch in unterschiedlichen Milieus (bäuerlich und bürgerlich) verortet, stammten sowohl Josef W. als auch Irene W. aus wohlhabenden und nach ihrer Darstellung in der Gesellschaft angesehenen Familien.⁴⁷⁶ Katharina H. entstammte hingegen dem Arbeitermilieu. Ihre Erzählung war stark vom Streben nach materieller Absicherung geprägt. Anhand welcher Themen sozialer Status verhandelt wurde, mag aber auch mit dem Alter der Interviewten zum Zeitpunkt ihrer Migration zu tun gehabt haben: Während Josef W. und Irene W. bereits im Kindesalter ihre Herkunftsregionen verließen und demnach während ihrer ersten Zeit in Österreich vor allem mit Ausbildung dem Erreichen von Bildungsabschlüssen befasst waren, befand sich Katharina H. mit 25 Jahren bereits in einem Alter, an dem nach damaligen gesellschaftlichen Normvorstellungen die Familiengründung geschehen sollte. Das Herausgerissen-Werden aus den Herkunftskontexten und die im Folgenden erzwungene Neuorientierung markierte im Rückblick in einer auf Kohärenz und Konsistenz angelegten Lebensgeschichte einen Bruch. In allen Fällen folgte die biographische Sinnbildung dem Ziel, diese entstandenen Brüche zu glätten: Im Fall von Irene W. und Josef W. mit Verweis auf die Beibehaltung kulturellen und sozialen Kapitals, bei Katharina H. mit Blick auf die Existenzsicherung.

⁴⁷⁶ Mary Jo Maynes hat gezeigt, dass die Darstellung schulischer Erfolge ein wesentliche Bestandteil der Inszenierung von Klassenidentität ist. Siehe Mary Jo Maynes, *Das Ende der Kindheit. Schichten- und geschlechterspezifische Unterschiede in autobiographischen Darstellungen des Heranwachsens*, in: Christina Benninghaus/Kerstin Kohtz (Hrsg.), „Sag mir, wo die Mädchen sind..“. Beiträge zur Geschlechtergeschichte der Jugend, Köln 1999, 215–236.

Die Rolle der Eltern in Krieg und Nationalsozialismus

Ein anderes Leitmotiv in den Kindheitserzählungen meiner Interviewpartner/innen war die Positionierung gegenüber den politischen Umständen und Ereignissen jener Zeit (also Krieg, die Expansion des Deutschen Reiches, Ideologie und politisches System des Nationalsozialismus, Holocaust). Oft geschah diese Positionierung in Zusammenhang mit der Erzählung über Haltung und Verstrickung der Eltern: Manche rechtfertigten ihre Eltern und hielten an ihnen als zentrale Held/innen ihrer Kindheit fest. Andere distanzierten sich von deren politischer Haltung und Involvierung in den Nationalsozialismus bereits im Rahmen ihrer Selbstdarstellung als Kind. Sie präsentierten sich nicht nur als unbeteiligte „Opfer“ der politischen Umstände, sondern schilderten ihre Strategien im Umgang mit diesen. Ihre Interaktionen mit dem politisierten Umfeld erzählten sie anekdotenhaft als Streiche, die sie Erwachsenen, Wehrmachtsangehörigen oder anderen deutschen Beamten spielten.

Edith L.s (*1931 in Westböhmen) Kindheitserzählungen etwa waren voll mit Anekdoten, die ihre kindliche Handlungsfähigkeit in Szene setzten. Edith wurde 1931 als Tochter deutsch-tschechischer Eltern geboren und wuchs in der Region um das böhmische Karlovy Vary/Karlsbad auf. Eine gemischtsprachige Ehe war zu jener Zeit durchaus üblich: Nach Tomáš Staněk gab es in der Tschechoslowakei nach Ende des Krieges rund 90.000 deutsch-tschechische Paare, aus deren Beziehungen über 150.000 Kinder hervor gingen.⁴⁷⁷ Bereits im Laufe der 1930er Jahre determinierten ethnopolitische Kategorien immer stärker die Politik und so auch den Alltag in Edith L.s Familie: Ihre Mutter habe sich vermehrt in der Sudetendeutschen Partei engagiert, ihr Vater hingegen in der tschechischen Sozialdemokratische Partei. Gemeinsam mit anderen Zudem sei er in einer politischen Gruppierung aktiv gewesen, die noch vor 1938 versucht habe, Kontakte zu potentiellen Gegnern des Nationalsozialismus in der Regierung des faschistischen österreichischen Ständestaats aufzubauen, um eine Expansion des Deutschen Reiches nach Österreich und in die Tschechoslowakei zu verhindern.⁴⁷⁸ Im Gegensatz zu anderen schilderte Edith L. ihre Kindheit nicht in einem romantisierten Umfeld. In ihrer Erzählung bildeten vielmehr die

⁴⁷⁷ Tomáš Staněk, *Odsun Němců z Československa 1945-1947*, Prag 1991, 326 f., z. n. Frommer, *Expulsion or Integration*, 382. Frommer hält diese Zahl allerdings für zu gering.

⁴⁷⁸ Diese Haltung entsprach jener der tschechoslowakischen Regierung unter Edvard Beneš in der Zwischenkriegszeit, die ein Bündnis zwischen Österreich und Deutschland immer wieder zu verhindern suchte. Siehe Suppan, *Hitler – Beneš – Tito*.

zunehmend ausgeprägten ethno-politischen Überzeugungen, das politische Engagement ihrer Mutter und der Konflikt zwischen ihren Eltern den thematischen Rahmen. Ihre Kindheit sei vor allem von der „Besessenheit“ ihrer Mutter, aus ihrer Tochter „partout eine Deutsche zu machen“⁴⁷⁹ geprägt gewesen. Als das „Sudetenland“ im Herbst 1938 dem Deutschen Reich eingegliedert wurde, stellten die deutschen Behörden Edith L.s Vater wegen seiner politischen Tätigkeit unter Hausarrest. Ab diesem Moment trat in ihrer Erzählung die Betonung ihrer eigenen, kindlichen Handlungsfähigkeit, narrativ als „Streiche“ verpackt, in den Vordergrund und war Gegenstand zahlreicher anekdotenhaft erzählter Episoden ihrer Selbstdarstellung im Interview. Diese richteten sich vor allem gegen deutsche Wehrmachtsangehörige. Zum Beispiel als sich Edith L. als Reaktion auf einen achtlosen Umgang eines deutschen Soldaten mit dem Familienporzellan an diesem rächte. Als Wehrmachtsangehörige bei ihr und ihrer Mutter zuhause einquartiert waren, näherte sich einer von ihnen dem Schrank mit Porzellan.

EL: Da war wertvolles Meißner Porzellan. Das hat er aus der Vitrine genommen. Das war ja nur z/ zu prahlen, dass man reich ist. Und hat sich einen Kakao einschenken lassen und hat die Tasse fallen lassen. Die Deutschen haben es bezahlt. 7 Reichsmark 50. Und das war, ah, aus der Frühzeit, der Meißner Porzellanfabrik. Das war 100.000e wert. – Und, und ich durfte das nie angreifen und da habe ich einen Zorn gehabt und [...] und habe die Stiefeln einzeln da oben unterm Dach versteckt. Wissen Sie, ich bin unsportlich, ein Feigling. Und die Leiter ist - so hin und her, und bin da rauf. Das sieht man gar nicht da, dass das so hoch ist. Und bin bis da rauf geklettert und habe die Stiefel rauf geschmissen. Und dann ist der Abmarschbefehl gekommen, Richtung - , ahm, Nordmähren, - [...] Und - , ah, und jetzt war große Suche. In der Zeitung stand: Sabotage der Tschechen. Die haben die Stiefel der deutschen Offiziere gestohlen. Hat ge/, niemand hat Sabotage gemacht.⁴⁸⁰

In dieser Episode übte Edith L. als Achtjährige „Rache“ für das von dem Soldaten zerstörten Familiengut. Das Porzellan, das der deutsche Soldat kaputt machte, war nicht nur wertvoll, sondern in ihrer Erzählung (so meine Lesart) eng mit ihrer Familiengeschichte verbunden und besaß somit auch symbolischen Wert: Nicht nur, dass ihr Vater vor seiner Festnahme Betriebsleiter einer Porzellanfabrik gewesen war. Als ich Edith L. in ihrer Wohnung zum

⁴⁷⁹ Interview Edith L.

⁴⁸⁰ Interview Edith L.

Interview traf, führte sie mich zu ihrer Porzellansammlung, worunter sich einige Stücke befanden, die sogar, wie sie erzählte, nach Entwürfen ihres Vaters gefertigt worden seien. Auf meine Frage hin, ob sie denn Porzellan sammle, verwies sie auf dessen persönliche Bedeutung für sie und meinte, sie sei „darin aufgewachsen“.⁴⁸¹ Hinsichtlich ihres starken Bedürfnisses, sich von der „Deutschtümelei“ ihrer Mutter abzugrenzen, scheint es jedoch durchaus schlüssig, die oben zitierte Episode als symbolische Darstellung des Eindringens nationalsozialistischer Ideologie (in Form des deutschen Soldaten) in den Haushalt der Familie und die durch diese angerichtete Zerstörung zu lesen. Anders als hinsichtlich der Trennung und späteren Scheidung ihrer Eltern behielt Edith L. in dieser Situation ihre Handlungsfähigkeit und rächte sich, indem sie die weitere Ausbreitung von „Deutschtümelei“ und Nationalsozialismus zu verhindern suchte: Sie versteckte den Stiefel des Soldaten, die Fortsetzung nationalsozialistischer „Einmärsche“ wurde damit behindert. In der narrativen Schließung dieser Episode deutete sie schließlich den Verdacht der Sabotage an – ein zentrales Element nationalsozialistischer, gegen die tschechische Bevölkerung gerichteter Propaganda, der auf ihren „Streich“ gefolgt sei. Als Unwahrheit wird dieser in ihrer Erzählung demaskiert: Nicht die tschechische Bevölkerung habe sabotiert, die vermeintliche Sabotage sei allein ihr Streich und ihre persönliche Rache gewesen.

Aber nicht nur einem jungen Wehrmachtssoldaten spielte Edith L. einen Streich, sondern auch „SS-Männern“, die sie nach jedem Besuch bei ihrem Vater in Lippstadt verhörten.⁴⁸² Auch hier inszenierte sich meine Interviewpartnerin als widerständische Kind-Heldin. Als sie von diesen befragt wurde, habe sie ihnen als Achtjährige vom Volk der „Gauten“ erzählt, einem wenig beforschten nordgermanischem Volk, von dem ihr Vater eine Sage erzählt hatte. Meine Interviewpartnerin deutete anekdotenhaft an, dass die Männer, die sie verhörten, hinter dieser Geschichte eine politische Verschwörung gegen das Deutsche Reich vermutet hätten und sie die SS-Beamten somit erfolgreich in die Irre geführt habe.

⁴⁸¹ Interview Edith L.

⁴⁸² Edith L. gab an, dass ihr Vater dort „deutscher Zwangsarbeiter“ gewesen sei. Die genauen Umstände seines dortigen Aufenthalts konnten im Zuge der Recherchen für diese Arbeit jedoch nicht geklärt werden. Dennoch möchte ich mich beim Archiv und Museum der Stadt Lippstadt sehr herzlich für die Hilfe bei den Recherchen und Tipps bedanken. Gerade für Tschech/innen gab es viele unterschiedliche Motivationen, im Deutschen Reich zu arbeiten, siehe Stephan Posta, *Tschechische "Fremdarbeiter" in der nationalsozialistischen Kriegswirtschaft*, Dresden 2002. Auf Grund von Angaben in der Erzählung Edith L.s ist davon auszugehen, dass er in einer privilegierten Funktion war (immerhin wurde seine Tochter regelmäßig in Begleitung von NS-Beamten zu ihm gebracht).

EL: Und nach dem Besuch, na, wurde ich von der SS verhört. - Aber mein Vater hat mir nie was erzählt.

MD: Was wollte die SS wissen?

EL: Na ja, da war auch was Lustiges. [schmunzelnd erzählt] /Ja/. „Was hat dir dein Vater erzählt?“ /Ja/. Und ich habe gesagt. „Ja vom Gautenkönig.“ „Ja /lacht/ wo waren die Gauten? Sage ich: „In Norwegen.“ Und die haben alles aufgeschrieben. - Und dann sind sie drauf gekommen, dass das, ah, - über 900 Jahre vorher war. Wenn Verhör war, waren meistens die Gleichen. Haben Sie gesagt: „Erzähl ja nix mehr von dem Gautenkönig.“ [lachend gesprochen].⁴⁸³

Kurz nach der Machtübernahme der Nationalsozialist/innen war es ihr jedoch misslungen, ihren Vater gegenüber den Deutschen zu verteidigen. Die Episode im Interview, in der sie von der Gefangennahme ihres Vaters erzählte, demontierte dann aber implizit ihre Selbstdarstellung als Kindsheldin.

EL: Ja und da war mein Vater sofort unter Hausarrest gestellt, /ja/, und hat sich versteckt im Wald. Gleich hinter der, /aha/, Villa hat der, /ja/, Wald angefangen. Vielleicht dreihundert Meter. Und da hat mir ein Leutnant zu viel, /mhm/, so viel zur deutschen Wehrmacht, /mhm/, mir die Hände hinten verschränkt und hat mir eine Pistole an der Schläfe angesetzt: „Wenn du nicht sagst, wo dein Papa sich versteckt hält, muss ich dich erschießen.“ – – /Mhm/. Und der war vielleicht 23 Jahre alt. Blond und blauäugig wie der Siegfried habe ich in mein Tagebuch geschrieben in Kurrentschrift. Ich war, ein bisschen verliebt in ihn mit meinen siebeneinhalb Jahren. /ja/ So habe ich mir den Siegfried vorgestellt. [lacht] Und dann habe ich ihn nicht mehr gemocht.⁴⁸⁴

Während sich Edith L. zu Beginn der Episode noch als beeindruckt von der äußeren Erscheinung des Leutnants darstellte, änderte sich diese Darstellung am Ende der Episode, ja wurde sogar ins Negative verkehrt. Mut und Tapferkeit – jene Eigenschaften, die die Figur des Siegfried in der Nibelungensage verkörpert⁴⁸⁵ – standen an dieser Stelle vor allem für Gewalt gegenüber Schutzlosen (wie in diesem Fall die siebenjährige Edith L.). Die Erfahrung

⁴⁸³ Interview Edith L.

⁴⁸⁴ Interview Edith L.

⁴⁸⁵ Zur Rezeptionsgeschichte des Liedes im Nationalsozialismus siehe Otfried Ehrismann: Das Nibelungenlied, München 2005, 99–106.

dieser Gewalt schilderte meine Interviewpartnerin aber in Form einer Liebesgeschichte, die ihr tragisches Ende in der Abwendung vom zuvor bewunderten „Siegfried“ fand. Diese narrative Strategie ermöglichte ihr, von ihrer Gewalterfahrung zu erzählen, ohne dass sie auf den Ausgang der Geschichte, mit der sie die Episode begonnen hatte (die Suche deutscher Einheiten nach ihrem im Versteck befindlichen Vater), eingehen musste. Angesichts dessen, dass sie an keiner Stelle im Interview mehr darauf zu sprechen kam, ob und wie ihr Vater damals gefunden wurde, liegt der Schluss nahe, dass die Siebenjährige im Angesicht der Gewalt das Versteck ihres Vaters verriet. Denn hätte sie das nicht getan, so ist auf Grund ihrer sonstigen Selbstinszenierung als kindliche Heldin anzunehmen, wäre sie auch aus dieser Episode als Heldin hervorgegangen. Das war jedoch nicht der Fall. Die Sequenz hatte kein eigeninitiales, widerständiges Verhalten zum Thema. Vielmehr ging es um eine Distanzierung, sei es von dem Leutnant oder auf einer viel abstrakteren Ebene – darauf verweist der Vergleich mit „Siegfried“ – ganz allgemein von Deutschtum und Nationalsozialismus. Wie in zahlreichen andere Anekdoten aus ihrer Kindheit, in welchen Edith L. deutschen Soldaten Streiche spielte, markierte sie auch in dieser ihre Distanz zur nationalsozialistischen Gesinnung ihrer Mutter und suggerierte so, dass diese bereits als Kind bestanden habe. Zugleich betonte sie so ihre Loyalität gegenüber ihrem Vater, den sie als in moralischer wie politischer Hinsicht überlegen darstellte (siehe Kapitel drei).

Auch Wolfgang H. (*1931 in Nordböhmen) zeichnete von seiner Kindheit ein Bild, in dem seine eigene Handlungsfähigkeit hervortrat. Er wurde 1931 in jenem Teil der Tschechoslowakei geboren, der 1938 als „Sudetenland“ vom Deutschen Reich annektiert wurde. Wiederholt betonte Wolfgang H. im Interview die starke Sympathie seines „national geprägten“⁴⁸⁶ Vaters für den Nationalsozialismus, vermied es aber, diesbezüglich stärker ins Detail zu gehen. Auf meinen Wunsch nach näherer Erläuterung reagierte Wolfgang H. mit Erklärungen, die auf strukturell-politischer Ebene angesiedelt waren und im Wesentlichen dazu dienten, beim Gegenüber Verständnis für die Situation der deutschen Minderheit in der Tschechoslowakei und die daraus resultierende Unterstützung des Nationalsozialismus zu erzeugen. In seiner Erzählung über sich selbst in dieser Zeit distanzierte er sich von dieser Einstellung seiner Eltern und inszenierte sich als unpolitischen heranwachsenden „Lauser“,

⁴⁸⁶ Interview Wolfgang H.

der mit den Einstellungen und Handlungsweisen seiner Eltern nur wenig gemein hatte.⁴⁸⁷ Als Zwölfjähriger habe er etwa mit Freunden von Familienmitgliedern und Bekannten Zigaretten sowie im Nationalsozialismus zensurierte Groschenromane am Schwarzmarkt verkauft. Auch Waffen seien in dieser Zeit seine Leidenschaft gewesen, diese habe er mit dem eingenommenen Geld ebenfalls auf dem Schwarzmarkt besorgt. Im Mai 1945 musste Wolfgang H. gemeinsam mit seiner Mutter die Tschechoslowakei verlassen. In den darauf folgenden Jahren lebten die beiden in einer sächsischen Kleinstadt in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ). Damals habe er sich in einer Jugendgruppe rund um einen katholischen Priester engagiert, der humanitär in der Flüchtlingsbetreuung tätig war. Was ihn damals besonders beeindruckt habe, sei die karitative Haltung und Arbeit des Priesters gewesen, der sich trotz zunehmender Repressionen nicht um Restriktionen von Seiten der sowjetischen Besatzer kümmerte. Seine Zeit in der SBZ markierte Wolfgang als eine Phase „innerer Politisierung“ und „Wende“ in seinem Leben: Sei er zuvor allem voran ein „Lauser“ gewesen, der nichts Anderes als Streiche im Kopf gehabt habe, sei in jener Zeit in der SBZ sein Bewusstsein für die Bedeutung politischen und vor allem karitativen Engagements gewachsen. Auf meine Aufforderung beim zweiten Interviewtermin, mir mehr über seine Kindheit zu erzählen, fasste mein Interviewpartner diese wie folgt zusammen:

WH: Aber warten Sie, aus der Kindheit kann ich nicht viel sonst erzählen. Nur Gaunereien! Ich bin aber ehrlich gesagt/. Meine Wende ist eingetroffen, in den schlimmen Jahren zwischen 45 und 48, wo wir da/. Ostdeutschland war zuerst. Damals hat es ja noch nicht DDR geheißen, da war es noch die Ostzone. Und da waren zwei Punkte interessant. Erstens einmal, da hab ich mich erstens einmal politisch gesehen - ich war nie gegen eine Partei, [...] aber ich wollte mir meine eigene Meinung machen, außerdem, mit zehn Jahren tut man nicht politisch. Aber nach dem Krieg dort in Ostdeutschland schon. Und da ist mir nämlich eines aufgefallen, wo eine gewisse Aversion hergekommen ist bei mir. Das über Nacht Hand in Hand die Herrn Sozialdemokraten mit den Kommunisten zusammengegangen sind. Und von Demokratie war über Nacht keine Rede mehr [betont]!⁴⁸⁸

⁴⁸⁷ Interview Wolfgang H.

⁴⁸⁸ Interview Wolfgang H.

In seiner Erzählung stilisierte mein Interviewpartner die Zeit in der SBZ als Wendepunkt: Während er zuvor kein Interesse für Politik gehabt habe und lediglich von einem „national“ eingestellten Elternhaus geprägt gewesen sei, habe er in der SBZ zwar einerseits die Bedeutung politischer Arbeit erfahren und sei auch – so die Darstellung in seiner Erzählung – durchaus gegenüber den Sozialdemokraten aufgeschlossen gewesen. Ihre Vereinigung aber mit der Kommunistischen Partei und die daraus hervorgehende Gründung der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands hätten ihn aber schließlich davon abgebracht.

WH: Und dann, wenn man eigentlich/. Nein, ich bin nicht links geworden [betont], aber hab mir eigentlich doch ein bisschen angeschaut Sozialdemokraten. Was ist da links, was ist schlecht dran? /mhm/ Aber von dem Moment an, das war dann, weiß nicht, 46 war das? 47 war/ ist dann über Nacht/. Die Sozialdemokraten haben den [Hang?] mit den Kommunisten, und dann habe ich gewusst, nein, nie. [betont] Nie anrühren darfst du die. /mhm/ Ich hab nicht direkt sympathisiert, aber man muss sagen, /mhm/ dass [räuspert sich] es auch gewisse Punkte gibt, die richtig sind von der Seite. /mhm/ So hab ich das beleuchtet. Und dass man da eigentlich schon nicht so die Grenze ziehen darf.⁴⁸⁹

Wolfgang H. zeigte sich an unseren beiden Interviewterminen als historisch interessierter und politisch engagierter Zeitzeuge. Wiederholt kam er ausführlich auf seine Arbeit im „Heimatkreisverein“ seines Geburtsortes Bilina/Bilin zu sprechen, in welchem er sich für die „Versöhnung“ zwischen den ehemaligen deutschen und tschechischen Einwohnern seines Heimatortes einsetze und so schon verschiedene Initiativen in die Wege geleitet habe. Wie auch bereits von der „viel zu nationalistischen“ Einstellung seiner Eltern, distanzierte sich mein Interviewpartner von „fanatischen“ Vertriebenen und ihren Organisationen und betonte stets, dass sein Engagement nicht mit den Forderungen etwa von Vertriebenenverbänden gleichzusetzen sei. Er würde weder die damalige tschechische Bevölkerung pauschal verurteilen und schon gar keine Gebiets- oder sonstigen Restitutionsansprüche stellen. Vielmehr läge es in seinem Interesse, den „Hass“ zu überwinden und die „neuen Generationen“ in einen Austausch miteinander zu bringen. Diese für ihn notwendige Distanzierung von „unverbesserlichen Fanatikern“, wie er es nannte, spiegelte er bereits in seiner Kindheitserzählung wieder. Seine Selbstdarstellung als unpolitischer „Lauser“ war

⁴⁸⁹ Interview Wolfgang H.

notwendig, um zu einer kontrastierenden Darstellung und Abgrenzung von dem politischen Fanatismus der Eltern zu gelangen. Seine Lebensgeschichte erzählte er als eine Art Coming-of-Age-Story, in der Wolfgang H. als Protagonist vom unpolitischen „Lauser“ zu einem politisch aktiven jungen Mann reift. So konnte er aber nicht nur seine persönliche Entwicklung in eine kohärente Linie bringen, sondern auch die Erfahrung von Zwangsmigration, Hunger und Displacement als Lernerfahrung sinnstiftend integrieren. Die Abgrenzung von einem rechtskonservativen politischen Umfeld trat verstärkt in den Vordergrund, da mein Interviewpartner das Bedürfnis hatte, sich für seine Verstrickung als Jugendlicher in den Nationalsozialismus, aber auch für sein späteres Engagement im Heimatkreisverein im Interview als „halböffentliches Arrangement“⁴⁹⁰ rechtfertigen zu müssen.

Der um sechs Jahre jüngere Georg S. (*1937 in der Batschka) stellte sich im Gegensatz zu Wolfgang H. und Edith L. in seiner Kindheitserzählung keineswegs als Held dar, der den nationalsozialistischen Machthabern Streiche spielte oder als „Lauser“ am Schwarzmarkt Groschenromane verkaufte. Vielmehr trat in seiner Kindheitserzählung sein Vater als zentraler Protagonist und Held auf. Dieser habe Georg und seine Mutter wiederholt vor Verfolgung durch jugoslawische Partisanen, Inhaftierung und Hunger gerettet und nach ihrer Ankunft in Österreich für Unterkunft und Verpflegung seiner Familie gesorgt, was ganz dem idealtypischen Geschlechterrollenmodell des Vaters als „Ernährer und Familienerhalter“ entsprach.⁴⁹¹ Die Erzählung von Georg S. über seine Kindheit in der Batschka wies (im Gegensatz zu älteren Interviewten) in etwa erst ab seiner Internierung 1945 eine durchgängige Narration auf, davor wurden Erinnerungslücken mit angelesenem Wissen und Erinnerungen seiner Eltern gefüllt. Mit dem sukzessiven Abzug der deutschen Truppen und der darauf folgenden Machtübernahme der Tito-Partisanen im Frühjahr 1945 habe eine Odyssee durch verschiedene jugoslawische Lager begonnen, im Laufe derer die Familie immer wieder auseinander gerissen worden sei: Unmittelbar nach Kriegsende habe der damals Achtjährige ein Jahr mit seiner Mutter in Kruševlje/Kruschiwl, einem jugoslawischen Internierungslager für „Volksfeinde“ verbracht. Dort sei er an Typhus erkrankt, bis ihm schließlich sein Vater im

⁴⁹⁰ Jureit, Erinnerungsmuster, 32.

⁴⁹¹ Zur Präsenz dieser Geschlechterrollenmodelle in den Interviews siehe das nächste Teilkapitel.

Herbst 1945 zur Flucht verholfen und ihn in ein Versteck zu Bekannten gebracht habe. Der Vater selbst habe dann jedoch untertauchen müssen.

GS: Und die Leute sind also sehr gestorben, viele gestorben. - Und - ja, ich bin also, ah, wieder aus dem Spital [eine Art Krankenstation in Kruševlje/Kruschiwl, MD] herausgekommen, bin nicht gestorben, wie sie sehen /lacht/ und, - aber an Typhus sind damals massenhaft die Leute zu Grunde gegangen. Vor allem die alten Leute und die, die Kinder. - Mein Vater war, wie gesagt bei der Waffen-SS. Ist, ah, in der Nähe von, von Budapest - ah, gefan/. Er war zuerst in, in Italien, - in Mittelitalien. Ist dann, ah, an die Ostfront gekommen, in der Nähe von Budapest. Ist in, von Russen gefangen worden, - ist aber geflüchtet und ist noch drei weitere Male geflüchtet aus der Gefangenschaft. [Atmet ein] Ah, und er ist mit einem zweiten Deutschen, ah - - nach Jugoslawien hinunter gegangen. Er ist also nicht hier geblieben, wie/. Es gibt also viele Leute, die, ah, nach Rumänien nicht [betont] mehr zurückgegangen sind zum Beispiel /mhm/. Ich hab einen in meiner Museumsrunde, der ist hier geblieben, sondern mein Vater ist hinunter gegangen, hat bei einer Familie - g/, illegal gelebt [...]

Vor dem Hintergrund des Vergleichs mit Erzählungen anderer Interviewter, die in Lagern in Jugoslawien interniert waren, ist die Darstellung von Georg S. vor allem hinsichtlich der autonomen Handlungen und (relativen) Bewegungsfreiheit, die sein Vater damals gesetzt bzw. gehabt habe, auffallend: Dreimal sei dieser aus der Kriegsgefangenschaft geflüchtet und habe dann entschieden, nach Jugoslawien zurückzugehen um ihn und seine Mutter zu retten – das suggeriert die dem Zitat vorangehende Episode, in der mein Interviewpartner seine Typhuserkrankung und die schlechte Versorgungssituation in dem Lager, in dem er und seine Mutter lebten, beschrieb. Verhältnismäßig viel Raum nimmt in der Episode der Vergleich mit anderen „Leuten“ ein, die (im Gegensatz zu seinem Vater) nicht zurück gegangen seien und ihren Angehörigen geholfen hätten. Die Kindheitserzählung von Georg S. war eine abenteuerliche Heldengeschichte, in deren Zentrum sein Vater stand. Dieser habe sich bewusst unzähligen Gefahren ausgesetzt, um das Leben und Wohlergehen seiner Familie zu schützen.

Zwar dominierte diese romantische Grundmodellierung seine Erzählung über die Kindheit, hinsichtlich des monophonen Narratives zweifelte mein Interviewpartner dann aber an

manchen Stellen doch an dieser: Er könne sich nicht erklären, warum sein Vater, der an seiner Blutgruppentätowierung leicht als ehemaliger SS-Mann zu erkennen gewesen sei, trotz mehrerer Verhöre durch Partisan/innen in Jugoslawien nach dem Krieg so viele Privilegien genießen habe können. So habe er sich zu einer Zeit, als der große Teil der als „deutsch“ kategorisierten Bevölkerung in Internierungs- und Arbeitslagern festgehalten wurde, im Land ohne größere Konsequenzen relativ frei bewegen können. Über ein Jahr lang war er gemeinsam mit seinem achtjährigen Sohn in einem eigenen Wohnbereich im Lager untergebracht gewesen, obwohl dort der Aufenthalt von Kindern verboten gewesen sei. Auf meine Frage, in welcher Beziehung sein Vater zum Lagerleiter gestanden habe, antwortete Georg S. wie folgt:

GS: Mein, mein Vater war, wie gesagt eine Betriebsnotwendigkeit. Dadurch hat er glaube ich, – Privilegien gehabt, die, die/. – Er hat sich dann, wie ich weg war, dann auch sehr viele Privilegien herausgenommen und /mhm/, ah, - ja. Und s/.

MD: Was heißt das?

GS: Na ja, er hat, er hat, er s/, er ist einfach, ah, einige Tage nicht er/, bei der Arbeit erschienen und, und, und /mhm/, ah, ja, weiß der Teufel, was der da gemacht hat, aber mein Vater hat sich dann schon sehr viel herausgenommen, weil er sich bewusst war /mhm/, die brauchen ihn /mhm/ und /mhm/, ah, ah, mh, die können ihm nichts tun.⁴⁹²

Die von Georg S. als solche betitelte „Betriebsnotwendigkeit“ seines Vaters ist ein möglicher Grund für dessen privilegierte Situation, der auch von der Forschung bestätigt wird. Michael Portmann weist etwa in seiner Untersuchung der „kommunistischen Revolution“ in Jugoslawien darauf hin, dass „deutsche“ Facharbeiter gegenüber nicht ausgebildeten Deutschen damals durchaus privilegiert behandelt wurden. So erhielten diese 90% des Arbeitslohns eines jugoslawischen Facharbeiters, während andere Deutsche arbeiten mussten, dafür aber überhaupt nicht oder nur minimal entlohnt wurden.⁴⁹³ Was an der oben zitierten Sequenz jedoch interessant ist, ist nicht so sehr der Grund, den Georg S. für die privilegierte Situation seines Vaters anführte, sondern dass ihn die Frage nach der Beziehung seines Vaters zum Lagerleiter sichtlich irritiert hat. Er sah die Integrität seiner zentralen Heldenfigur in Gefahr: Meine Frage hatte (unbeabsichtigt) suggeriert, dass die privilegierte Situation seines

⁴⁹² Interview Georg S.

⁴⁹³ Portmann, *Kommunistische Revolution*, 252.

Vaters im Lager auf Grund persönlicher Beziehungen zustande gekommen sein könnte. Georg S. zog sich bei seiner erstgenannten Begründung auf eine strukturelle, formalistische Argumentationsebene zurück: Die „Betriebsnotwendigkeit“ seines Vaters sei es gewesen, die ihn in diese Position brachte. Sofort aber fügte er an, dass es schließlich doch wieder sein Vater gewesen sei, der sich nicht „nur“ mit der Situation zufrieden gegeben, sondern sich „sehr viel herausgenommen“ habe. Auf meine Nachfrage und Bitte um Präzision hin bekräftigte er dieses Narrativ, indem er die Darstellung nicht nur wiederholte, sondern auch betonte, dass sein Vater einem besonderen Schutz unterstellt und quasi unverwundbar gewesen sei („die können ihm nichts tun“). Diesem Heldennarrativ, einem zentralen Tradierungstypus im Erzählen über Nationalsozialismus,⁴⁹⁴ war auch seine Reflexion über die Involvierung seines Vaters in Krieg und Nationalsozialismus untergeordnet. Wie aus dem Zitat weiter oben hervorgeht, wusste mein Interviewpartner zwar sehr wohl über die Einsatzorte seines Vaters im Krieg Bescheid. Auf meine Frage hin, ob er dazu Genaueres wisse, hatte er jedoch keine Antwort. Angesichts seines großen Interesses für die Geschichte der politischen Kontexte, in denen seine Familie gelebt hatte, überrascht dies zwar, entspricht aber gleichzeitig der in Österreich noch immer in weiten Teilen der Bevölkerung präsenten „Tradition“, über die Vergangenheit von Familienmitgliedern während des Krieges und im Nationalsozialismus keine Fragen zu stellen.⁴⁹⁵ Wie das Beispiel des Interviews mit Georg S. zeigt, würde ein solches Nachfragen die Gefahr bedeuten, für die biographische Sinnkonstruktion zentrale Heldengeschichten zu dekonstruieren. Wohl um der Gefahr aus dem Weg zu gehen, seit Jahrzehnten Familiengedächtnis positiv besetzte Bilder in ein schlechtes Licht zu rücken, ließ Georg S. die Frage nach der Involvierung seines Vaters in den Krieg auf sich beruhen. So nahm auch die zentrale Heldenfigur seiner Kindheit keinen Schaden.

Erst nach und nach traten eigene, von der Figur des Vaters unabhängige Erlebnisse in die Erzählung ein – etwa aus jener Zeit, die er mit dem serbischen Lagerverwalter Dušan verbrachte, der zu seinem hauptsächlichen Spielgefährten wurde und sich zudem um ihn kümmerte, wenn sein Vater wie so oft über mehrere Tage hinweg nicht im Lager war. Dieser

⁴⁹⁴ Welzer, "Opa war kein Nazi", 84.

⁴⁹⁵ Siehe Botz, Schweigen und Reden.

wurde zu einer weiteren zentralen Bezugsperson in seiner Erzählung. Abermals ein Erwachsener, der von ihm politisch „auf der anderen Seite“ verortet wurde.

GS: Und in dem, ah, Betrieb hat es einen, einen, ah, Hof gegeben, der abgezäunt war mit einem langen Holzstoß. Und dort bin ich oft hingegangen und habe das Hemd ausgezogen, es war ja unschicklich mit bloßem Oberkörper da herumzulaufen. Und habe in den, in den Nähten da, des Gewandes und d/ d/ des Hemdes Läuse zwischen den Daumennägeln, ah, ge/ g/ zerquetscht, - geknickt oder die /mhm/, auch die Läuse, die, die Eier der Läuse, die Nisse /mhm/ hat man/. Und eines Tages komme ich dort nach hinten und der Leiter des, des Betriebes war ein Partisan. - Wie er geheißen/. Ich weiß nur mehr den Vornamen, weil ich ihn nur so angesprochen habe, der hat Dušan geheißen und der sitzt auch dort und, ah, geht der gleichen, ah, Aufgabe nach.

MD: [Lacht]

GS: Er hat dann, er hat gelacht und ich habe auch gelacht und jedenfalls haben wir dort Freundschaft geschlossen. Und wir sind dann händchenhaltend, er hat mich an der Hand genommen und sind wir dann in den Betrieb zurückgegangen und die haben, haben alle geschaut.⁴⁹⁶

Diese Episode erzählt von einer Annäherung zweier an sich gegensätzlicher Protagonisten, die nicht nur das gleiche Leid (die Läuse) teilten, sondern auch die gleiche Strategie gefunden hatten, um damit umzugehen. Zunächst noch als „Leiter des Betriebs“ und „Partisan“ in die Erzählung eingeführt, bekam dieser bereits im nachfolgenden Satz einen Eigennamen: Dušan.¹⁶ Den Höhepunkt dieser Anekdote bildet das Lachen der beiden Protagonisten und das gemeinsame Verlassen des Ortes, an dem die beiden als Fremde aufeinander getroffen waren. An dieser Stelle trat Georg S. erstmals als autonom agierender Protagonist seiner Erzählung in Erscheinung, der die Grenzen zwischen politischen Gegnern überwand und für ihre (symbolische) Versöhnung sorgte.

In der Kindheits Erzählung von Josef W. (*1935 in Syrmien) gab es ebenfalls eine Art kindlichen Helden. Dieser trat vor allem dann in Erscheinung, wenn der Erzähler von Berührungspunkten zwischen einer „unschuldigen“ Kindheit als Bauerssohn und den politischen Geschehnissen jener Zeit berichtete. Neben den Familienfotos, die wie bereits

⁴⁹⁶ Interview Georg S.

erwähnt auf Bildungsabschluss und Beruf eines jeden dort gezeigten Familienmitglieds verwiesen, hatte Josef W. in dem Schreiben, das er zur Kontaktaufnahme an mich gerichtet hatte, eine E-Mail-Korrespondenz mit einem Rechtsanwalt beigelegt. Aus dieser ging hervor, dass die mit der kommunistischen Machtübernahme erfolgte Enteignung⁴⁹⁷ und Inhaftierung seines Vaters 2009 von einem serbischen Gericht als unrechtmäßig anerkannt und sein Vater rehabilitiert worden war.⁴⁹⁸ Neben sozialem Status und Aufstieg, war auch für ihn die Rechtfertigung seines Vaters ein zentrales Thema seiner Kindheitserzählung.

Josef W.s Kindheit war in seiner Darstellung in ein harmonisches, großbäuerliches Familienleben eingebettet, das von landwirtschaftlichen Arbeit und religiösem Brauchtum geprägt war. Umgeben wurde diese bäuerlich-familiale Idylle in seiner Darstellung von einem multikulturellen Umfeld, in dem deutsche, ungarische, serbische, kroatische Bevölkerung und Roma friedlich und harmonisch miteinander lebten. Diese romantisch-harmonische Kindheit wurde nur dann und wann von kurzen aber lebendigen Sequenzen unterbrochen, in welchen Josef als „neugieriger Junge“ Gewalttaten und Kriegsverbrechen „entdeckte“: eine narrative Strategie, die es meinem Interviewpartner ermöglichte, über gewaltvolle Ereignisse zu sprechen, von denen er als Kind Zeuge gewesen war, ohne das Bild eines wohlbehüteten, harmonischen bäuerlichen Familienlebens in Frage zu stellen. Josef W. betonte im Interview immer wieder, dass er nur wenige, vor allem situative Erinnerungen an jene Zeit habe. In der Kommunikation allgemeinerer, über kleine Episoden hinausgehende Erinnerungen an seine Herkunftsregion war mein Interviewpartner sehr zurückhaltend und ließ seine um einige Jahre ältere Cousine als „authentischere Zeugin“ sprechen. Um mir „Auskunft“ über seine Heimatregion geben zu können, hatte er zum Interviewtermin einen Brief mitgebracht,⁴⁹⁹ den sie ihm 2011 geschrieben hatte. Bezüglich der Zeit in Jugoslawien nahm sich Josef W. in

⁴⁹⁷ Enteignungen von als „Volksfeinde“ kategorisierten Personen („AVNOJ-Beschlüsse“) betrafen auch „deutsche“ Besitzungen.

⁴⁹⁸ Es ist anzunehmen, dass Josef W.s Vater auf Basis von Artikel 5 im 2011 verabschiedeten Restitutionsgesetz rehabilitiert wurde. Dieses sieht die Möglichkeit der Rehabilitierung von Personen vor, die durch Gerichts- oder Verwaltungsbeschluss zu Kriegsverbrechern oder Beteiligten an Kriegsverbrechen erklärt wurden. Siehe Amtsblatt der Republik Serbien Nr. 72/2011, unverbindliche Übersetzung auf der Webseite des österreichischen Außenministeriums, http://www.bmeia.gv.at/fileadmin/user_upload/Zentrale/Reise_Aufenthalt/Leben_im_Ausland/Gesetz_ueber_die_Restitution_des_enteigneten_Vermögens.pdf [letzter Aufruf am 14. Oktober 2014].

⁴⁹⁹ Mit Josef W. fand lediglich ein Termin statt, da mein Interviewpartner der Ansicht war, bereits an diesem „alles Notwendige“ erzählt zu haben.

seinen Schilderungen sehr zurück und schien seine Cousine für die authentischere „Zeugin“ zu halten.

JW: Nun will ich dir noch etwas aus Ruma berichten. Du weißt sehr von der Fritz [Pseudonym, gemeinsame Bekannte], nur gab es auch ein anderes Ruma, außer den Deutschnationalen gab es auch eine andere Gruppe. Ich war zu dieser Zeit Jungschärführerin der katholischen Jugend. In meiner Umgebung war der Hitler nicht der große Führer, sondern der Antichrist. Man kann die Vergangenheit so und so sehen. Vor den großen Propagandazügen war das Leben einfacher. Die kulti-multi-Zeit [sic] war nicht die schlechteste, es lebten Deutsche, Kroaten, Serben, Ungarn und Zigeuner friedlich miteinander.⁵⁰⁰

Unmittelbar nachdem ich den von ihm an bestimmten Stellen markierten Briefausschnitt auf die Bitte meines Interviewpartners hin laut vorgelesen und damit für seine Dokumentation für das von ihm imaginierte Publikum des Interviews gesorgt hatte, verhedderte sich Josef W. allerdings in einen Widerspruch: Einerseits sollte das Vorlesen des Briefes dazu dienen, die Schilderungen seiner Cousine als „authentische“ Erinnerungen in das Interview einfließen zu lassen und damit seine eigene Erzählung anhand zusätzlicher „Belege“ zu stärken. Andererseits grenzte er sich wenig später doch von ihrer Darstellung ab und erzählte von Erfahrungen, die er als Achtjähriger „natürlich“ mitbekommen habe und die somit der Darstellung seiner Cousine widersprachen.

JW: Und wie gesagt, die hat das, jedes Jahr war da ihr mehr in Erinnerung, ich war da sieben, acht, neun Jahre, ich hab familiäre Erinnerungen /mhm/ und von der Umgebung hab ich nicht so viel mitbekommen wie sie es da schildert. Natürlich hab ich auch mitbekommen dass der jüdische Tempel abgerissen wurde. Natürlich hab ich mitbekommen, dass, ah, Serben und Kroaten in Areal, am Areal von diesem jüdischen Tempel eingesperrt wurden im Freien, ja. Natürlich hab ich mitbekommen, das ah, Inventar der Juden, es waren nicht viele, es waren einige, dass das in, in ein Depot

⁵⁰⁰ Interview Josef W.

gebracht wurde, und das wurde zum Verkauf angeboten. Da war ich dort, ja, ich war neugierig. Da war ich dort, ich weiß das. Natürlich.⁵⁰¹

Ähnlich Edith L. und Wolfgang H. verortete auch Josef W. seine Kindheit im Kontext von Krieg und Verfolgung bestimmter Bevölkerungsgruppen (vor allem Jüdinnen und Juden). Ins Auge sticht in dieser Sequenz die wiederholte Verwendung des Adverbs „natürlich“, das jedem Satz voransteht. In dieser Sequenz bezog mein Interviewpartner gegenüber dem Schreiben seiner Cousine Stellung, in welchem diese unterschiedliche politische Einstellungen der deutschsprachigen Bevölkerung in ihrem Heimatort beschrieb und sich gegenüber den „Deutschnationalen“ abgrenzte. Josef W. ergänzte in diesem Zitat ihre Haltung um seine eigenen Erinnerungen: Zwar könne er sich als damaliges Schulkind nicht mehr wie seine Cousine an „die Umgebung“ erinnern (gemeint sind hier wohl größere Zusammenhänge wie etwa politische Einstellungen oder Diskussionen unter den Erwachsenen), sehr wohl aber episodisch an einzelne Situationen. Die häufige Verwendung des Worts „natürlich“ referiert also in diesem Fall auf seine Gegenüberstellung der Erinnerungsfähigkeit seiner zum Zeitpunkt der Evakuierung jugendlichen Cousine und seiner eigenen, episodisch vorhandenen Erinnerungen. Die narrative Strategie, die Josef W. anwandte, um von diesen blitzlichtartigen Erinnerungen zu berichten, sind Berichte über „Entdeckungen“, die er als „neugieriger“ Junge in seiner nächsten Umgebung machte. verweisen die Durch Passivkonstruktionen wie in der Episode oben bleiben Täter/innen in diesen Erzählungen ungenannt blieben, vielleicht weil sie auch in den Erinnerungen abwesend sind.

In Josef W.s Erzählung von der Situation und dem Verhalten der „deutschen Minderheit“ während Ustascha-Regime und Zweitem Weltkrieg spiegelt sich ein moralischer Konflikt wider: Zum einen war für ihn die Rechtfertigung und Rehabilitation seiner Eltern ein Ereignis, das ihn stark beschäftigte und für ihn bei der Darstellung seiner Familienbiographie eine wesentliche Rolle spielte, wie bereits sein Schreiben zur Kontaktaufnahme verraten hatte (diesem hatte er Unterlagen zum Rehabilitierungsprozess beigefügt). Das Vorlesen des Briefes seiner Cousine sollte in diesen Belangen die Unrechtmäßigkeit der Verurteilung und damit die „Unschuld“ seiner Eltern untermauern, indem es zeigt, dass nicht alle „Donauschwaben“ nationalsozialistisch eingestellt gewesen seien. Zum anderen war sich

⁵⁰¹ Interview Josef W.

mein Interviewpartner auch der nationalsozialistischen Verbrechen bewusst und hatte vielleicht sogar in der Tat eigene Erinnerungen daran. Auf jeden Fall aber wollte er diese nicht aus seinen Schilderungen ausklammern. So „entdeckte“ er in seiner Erzählung als „neugieriges“ Kind die verbrecherische Dimension des Nationalsozialismus. Diese Form der Darstellung suggerierte aber zugleich, dass Erwachsene nicht so einfach zu Zeugen wurden. Mittels dieser Erzählweise „beschützte“ der Interviewte seine Eltern, aber auch sein gesamtes damaliges Umfeld vor (von ihm im Vorfeld eventuell imaginierten) Fragen oder Vorwürfen der Komplizenschaft.

Erfolgreiche Integration

In den Erzählungen jüngerer Interviewter, die zum Zeitpunkt der Migration nur wenige Jahre alt waren, nahmen Erinnerungen an die Zeit nach der Ankunft in Österreich weit mehr Raum ein als Erinnerungen an das Leben vor Evakuierung, Flucht und Vertreibung. Dieses im Sample zu beobachtende Phänomen entspricht der Entwicklung des autobiographischen Gedächtnisses, wonach „echte“, also nicht durch nachträgliche Rekonstruktionen angelegte Erinnerungen an die Kindheit erst ab einem Alter von etwa sechs Jahren einsetzen.⁵⁰² Vier der Interviewten wurden zwischen 1937 und 1941 geboren, was bedeutet, dass sie – wenn überhaupt – nur episodische oder blitzlichthafte Erinnerungen an ihre Kindheit in den Herkunftsregionen hatten. Dieser Mangel an Erinnerungen wurde während des Interviews manchmal von ihnen selbst thematisiert. Zdenka I. (*1939 in Slawonien) war zum Zeitpunkt ihrer Evakuierung aus Osijek/Esseg erst fünf Jahre alt – ein Alter, an das später nur sehr wenige, bruchstückhafte Erinnerungen vorliegen. So kommentierte sie auch ihre Erzählung während des Interviews immer wieder mit Verweisen, dass sie sich nur schwer an ihre Kindheit erinnere und zog es hinsichtlich ihrer Erinnerungen an die Herkunftsregion und die Evakuierung vor, aus einem von ihr wenige Jahre zuvor verfassten Erinnerungsbericht mit dem Titel „Ich war ein Flüchtlingskind“ vorzulesen.⁵⁰³ In diesem hatte sie auf den ersten paar Seiten kurz ihre Kindheit in Slawonien bis zur von ihr als „Flucht“ bezeichneten Evakuierung im November 1944 zusammengefasst. Wie sie mir im Interview erzählte, habe sie an diese

⁵⁰² Pohl, Das autobiographische Gedächtnis, 108 ff.

⁵⁰³ Zdenka Ivanc, Ich war ein Flüchtlingskind, Trofaiach 2010.

Zeit kaum eigene Erinnerungen. Abseits von jenen an ihre Angst während Bombenangriffen, speise sich ihre Erzählung vor allem aus Erinnerungen ihrer Mutter. Wenn ich zusätzliche Fragen zu ihren Schilderungen, die auf Erinnerungen ihrer Mutter beruhten, hatte, bat sie ihren Mann, etwas dazu zu sagen oder musste passen.

Für die Zeiten, für welche Zdenka I. betonte eigene Erinnerungen zu haben, musste sie hingegen weder auf ihr „Büchlein“, wie sie es nannte, zurück greifen noch ihren Mann befragen. Vor allem wurden ihre Erzählungen ab der Zeit, als die Familie in Flüchtlingslagern in der britischen Zone wohnte, reicher an detaillierten Beschreibungen und Anekdoten. Der Verdichtung ihrer eigenen Erinnerungen ab der Zeit in den Flüchtlingslagern entsprechend trug auch ihre autobiographischer, mit Bildern versehener Text den Titel „Ich war ein Flüchtlingskind“ – ohne jeglichen Verweis darauf, von wo und unter welchen Umständen sie denn nach Österreich geflohen war. Diese Entkontextualisierung lässt zwei Deutungen zu: Entweder suchte die Interviewte bewusst nach einem Vergleich mit Flüchtlingen aus anderen Jahrzehnten oder für sie war die Bezeichnung „Flüchtlingskind“ so prägend, dass sie andere Assoziationen von vornherein ausschloss. Wie ich im Folgenden zeigen werde, sind beide Lesarten schlüssig.

Zdenka I. dockte in vielen Punkten ihres lebensgeschichtlichen Interviews an Topoi und Argumentationsmuster an, die in den seit den 1990er Jahren öffentlich verstärkt stattfindenden Debatten rund um das Thema „Migration“ präsent waren.⁵⁰⁴ Das durch die Hilfe internationaler Organisationen möglich gewordene Wiedersehen mit ihrem Großvater und die darauf folgende Überstellung der Familie von der amerikanischen in die britische Zone, wo sich dieser aufhielt, bezeichnete sie in ihrem Erinnerungsbericht als „Familienzusammenführung“⁵⁰⁵ – ein Begriff, der seit den 1990er Jahren aus Debatten um Aufenthalts- und Einreisebestimmungen von Ausländern in der Öffentlichkeit präsent ist.⁵⁰⁶

⁵⁰⁴ Zum Diskurs über „Migration“ in Österreich siehe Walter Pohl/Ruth Wodak, *The Discursive Construction of „Migrants and Migration“*, in: Michi Messer/Renee Schroeder/Ruth Wodak (Hrsg.), *Migrations: Interdisciplinary Perspectives*, Vienna 2012, 205–212; Ruth Wodak/Katharina Köhler, *Wer oder was ist "fremd"?* Diskurshistorische Analyse fremdenfeindlicher Rhetorik in Österreich, in: *SWS-Rundschau* 50 (2010) 1, 33–55; Peter Zuser/Institut für Höhere Studien (IHS) (Hrsg.), *Die Konstruktion der Ausländerfrage in Österreich: eine Analyse des öffentlichen Diskurses 1990. Ein Forschungsbericht*, Wien 1996. Ich habe den Diskursbegriff wegen seiner zunehmend inflationären Verwendung in dieser Arbeit bewusst versucht zu vermeiden und damit analytische Unschärfen geringer zu halten.

⁵⁰⁵ Ivanc, *Flüchtlingskind*, 7.

⁵⁰⁶ Gold, *Migration*, 158.

Im Interview deutete sie das gemeinsame Spielen mit einheimischen Nachbarskindern zu Beginn der 1950er Jahre als „gelebte Integration“ – vor allem hinsichtlich der Nachhaltigkeit dieser Praxis: Denn daraus seien Bekanntschaften entstanden, die bis in die Gegenwart andauern.⁵⁰⁷ Aber nicht nur hinsichtlich verwendeter Begrifflichkeiten knüpfte die lebensgeschichtliche Selbstdarstellung an aktuelle Migrationsdebatten an, auch der dramaturgische Aufbau der lebensgeschichtlichen Selbstdarstellung als „Erfolgsgeschichte“ orientierte sich an diesen. Diese waren in Österreich seit den 1990er Jahren der Devise „Integration vor Neuzuzug“ unterstellt.⁵⁰⁸ An späterer Stelle im Interview wird klar, dass Zdenka I. darunter vor allem Anpassung verstand: Wie sie später im Interview anführte, habe als Kind und Jugendliche stets im Zentrum ihrer Bemühungen gestanden „gleich wie die anderen“ zu sein,⁵⁰⁹ auch wenn sich Teile der österreichischen Bevölkerung ihnen gegenüber als „Ausländer“ nicht immer freundlich verhalten hätten.⁵¹⁰ In Kroatien hatten Zdenka I.s Eltern zur Osijeker deutschsprachigen Mittelschicht gehört, die – typisch für urbane Zentren in der Region – in kultureller Hinsicht assimiliert bzw. gegenüber nationalen oder ethnischen Identitäten indifferent eingestellt war.⁵¹¹ Im Alltag der Familie waren beide Sprachen präsent: Seit ihrer frühen Kindheit sprach die Interviewte Zuhause und mit Verwandten Deutsch, ihr Kindergarten und ihre Spielgefährtinnen und Spielgefährten seien aber kroatischsprachig gewesen, wie sie erzählte. Auf meine Frage, ob sie später in Österreich, in ihrer Kindheit, Jugend- oder Erwachsenenzeit Kontakt zu anderen „Donauschwaben“ gehabt habe, reagierte Zdenka I. fast empört:

ZI: Du,⁵¹² ich bin, ich, ich bin Österreicherin [betont]! Ich bin Österreicherin [betont] und denk' ich nicht einmal an das, dass ich nicht da geboren bin, sondern ich fühl' mich/. Hier in Österreich ist mein Zuhause [betont] und, und ich bin stolz, dass ich Österreicherin bin [betont]. [...] Also ich bin, wenn ich, wenn's jetzt sagen würden,

⁵⁰⁷ Interview der Autorin mit Zdenka I., geführt am 26. Juli und 03. September 2012.

⁵⁰⁸ Siehe Gold, Migration, 202–214.

⁵⁰⁹ Interview Zdenka I.

⁵¹⁰ Interview Zdenka I.

⁵¹¹ Carl Bethke, Deutsche und ungarische Minderheiten, 458.

⁵¹² Zdenka I. schlug bereits zu Beginn unseres Treffens vor, dass wir uns duzen sollten. Dies hat sicherlich auch das Gesprächsklima beeinflusst: Die gute, freundschaftliche Atmosphäre trug zum raschen Entstehen eines wechselseitigen Vertrauensverhältnisses bei, das meiner Interviewpartnerin unter Umständen dabei half, ihre Nervosität zu mindern. Allerdings behinderte mich rückblickend dieses freundschaftlich inszenierte Vertrauensverhältnis sicherlich auch dabei, eine umfassend kritischen Haltung gegenüber dem Erzählten zu entwickeln.

ich, ich kann wieder runtergehen oder so, nein! - Das ist meine Heimat [betont] und da bin ich /mhm/ zu Hause und, /mhm/ und sonst nirgends.⁵¹³

Mittels direkter Anrede forderte die Interviewte in der oben zitierten Sequenz punktuell meine Aufmerksamkeit ein, was die Vehemenz unterstrich, mit der Zdenka I. sich als Österreicherin identifizierte und es im gleichen Atemzug ablehnte, mit „Donauschwaben“ bzw. anderen Deutschsprachigen aus ihrer Heimatregion identifiziert zu werden. Zweimal nacheinander verwies sie in ihrer Antwort auf ihre Identifikation als „Österreicherin“, auch wenn diese gar nicht mir der ursprünglichen Intention meiner Frage nach Kontakten zu Personen aus der Region, aus der sie und ihre Eltern stammten, zu tun hatte. Ihre schnelle, vehemente Reaktion lässt darauf schließen, dass für sie in diesem Moment eine Verneinung der durch meine Frage im Raum stehenden Identifikation als „Donauschwäbin“, „Kroatin“ oder „Ausländerin“ gegenüber der Beantwortung der Frage besonders wichtig, wenn nicht vorrangig war. Gleich im Anschluss beantwortete sie eine anscheinend von ihr auf Basis der vorangehenden Frage assoziierte, hypothetische Frage: Auch wenn sie könnte, sie würde nicht zurück nach Kroatien gehen. Die Aneignung Österreichs als ihr „Zuhause“ und ihre „Heimat“ im darauf folgenden Satz bestärkten das. Warum aber kam es zu einer derart heftigen Reaktion der Interviewten? Eine mögliche Erklärung ist, dass ihre Familie ob des vermissten Vaters über Jahre hinweg noch in Armut lebte, bis ihre Mutter schließlich ihren vermissten Vater für tot erklären ließ und die Familie dadurch Anspruch auf Witwen- und Waisenrenten erlangte. Ihre Interpretation, dass sie von der einheimischen Bevölkerung auf Grund dieser Umstände viel länger als andere zugewanderte Familien als „Flüchtlinge“ wahrgenommen und behandelt wurden, ist plausibel. Aus dieser Perspektive erklärt sich auch die Titelwahl der schriftlichen Lebenserinnerungen meiner Interviewpartnerin, in denen sie sich die abwertend gemeinte Fremdbezeichnung als „Flüchtlingskind“ zu eigen machte.

Auch Georg S. (*1937 in der Batschka), der erst 1947 nach Österreich kam, betonte seine (erfolgreiche) „Integration“. Bereits während unseres ersten Telefonats erzählte er von seinem ehrenamtlichen, auf historischem Interesse begründeten Engagement: Er war Mitinitiator des Regionalmuseums an seinem Wohnort und habe kürzlich einen Bildband zur Geschichte der Stadt mit herausgegeben. Während unserer zwei Treffen kam er mehrmals auf diese

⁵¹³ Interview Zdenka I.

Aktivitäten zu sprechen, er zeigte mir den historischen Bildband und berichtete von aktuellen Projekten. Als er im Interview davon erzählte, spannte er den Bogen von seiner eigenen „migrantischen“ Biographie hin zu einer stadtgeschichtlichen Erzählung, die das Thema „Migration“ in ihren Fokus nahm. Nachdem er auf die zunächst skeptische Haltung einzelner Stadtpolitiker gegenüber seinen Plänen, ein Regionalmuseum zu errichten, eingegangen war, kam er schließlich auf die Gründung des Museums und seine persönliche Motivation dazu zu sprechen. Diese habe – so mutmaßte Georg S., vielleicht mit seiner eigenen Biographie zu tun.⁵¹⁴

GS: Ja, ich, ich wollte außerdem beweisen, dass der geschichts- und gesichtslose Ort Traun durchaus Geschichte und Gesichter hat. Und, ja -

MD: Wieso war er denn so geschichts- und gesichtslos?

GS: Weil Traun etwa, - fünfund/, nein, - 75 Prozent der Bevölkerung gelinde gerechnet und erst in der ersten oder zweiten Generation hier ist. Und die letzten /mhm/ 25 Prozent, da gibt es keine 5 Prozent, die vier Generationen hier sind.⁵¹⁵

Die Einschreibung seiner eigenen Lebensgeschichte in die regionale Migrationsgeschichte war zum Teil sicherlich ein Ergebnis der Inhalte meiner Zeitungsannonce, in welcher ich mein Interesse an Lebensgeschichten der „ersten Migranten der Zweiten Republik“ geäußert hatte. Dies kann aber nicht der alleinige Grund für die Einbettung seiner Biographie in eine regionale Migrationsgeschichte sein. Denn sein Interesse für diese existierte, wie aus den Publikationen und seinem Engagement ersichtlich wurde, schon weit vor dem Interview. Seine „migrantische“ Biographie passte problemlos in deren Profil, denn wie viele andere ihrer Einwohner/innen des Ortes sei er nicht in Österreich geboren. Er selbst gehörte, wenn man seiner Auflistung folgt, zu einer Mehrheit der Stadtbevölkerung, die in erster oder zweiter Generation zugewandert war. In seiner Darstellung ging es ohne nähere Klassifizierungen um das Bevölkerungswachstum in der oberösterreichischen Kleinstadt, deren Bevölkerung sich maßgeblich auf Grund des Zuzugs von Gastarbeiter/innen zwischen 1950 und 1971 verdoppelte. Georg S. schrieb seine Biographie in eben diese migrantische Stadtgeschichte ein und machte damit „Migration“ zu einem Kohärenz bildenden Thema seiner biographischen Sinnkonstruktion. Aber obwohl sich Georg S. in dieser Hinsicht als

⁵¹⁴ Interview Georg S.

⁵¹⁵ Interview Georg S.

„Migrant“ identifizierte, findet sich diese Identifikation oder andere, damit einhergehende Narrative (etwa jene einer „erfolgreichen“ Integration) weder in seiner Kindheitserzählung noch in anderen Erzählungen im Interview als dominantes Deutungsmuster wieder.

Eine Identifikation als „Flüchtlingskind“ wie bei Zdenka I. lag der Erzählung von Georg S. also fern. Nun könnte man sagen, dass ja beide Interviewten Debatten über Migration und Integration – aus denen Zdenka I. im Interview viele Elemente übernommen hatte – mitbekommen haben und doch auf sehr unterschiedliche Weise in autobiographischer Hinsicht darauf reagierten: Zdenka I. passte ihre biographische Erzählung begrifflich und inhaltlich an Geschichten über „erfolgreiche“ Migration an. Georg S. machte seine Biographie zum Bestandteil regionaler Geschichte. Gründe kann es für solche unterschiedlichen Verarbeitungen viele geben. Was aber bei Betrachtung der beiden biographischen Erzählungen ins Auge sticht, sind die Unterschiede hinsichtlich der Lebens- und Wohnsituation nach deren Ankunft in Österreich: Während Zdenka I. lange das Gefühl hatte, in Armut und Differenz zur Mehrheitsgesellschaft zu leben, konnte Josef W. mit seiner Familie nur wenige Tage nach ihrer Ankunft in Österreich ins firmeneigene Barackenlager ziehen, wo Zugewanderte gemeinsam mit Einheimischen lebte und sein Vater als Facharbeiter auch entsprechend entlohnt wurde.

Zusammenfassend hat die Analyse der Sinn und Kohärenz erzeugenden Themen (der „roten Fäden“) in den Lebensgeschichten der „Vertriebenen“ gezeigt, dass die Lebensgeschichten anhand von zwei erzählerischen Schwerpunktsetzungen verhandelt werden: erstens, indem Strategien zum Erhalt oder Zugewinn der sozioökonomischen Situation geschildert werden. Dieses Ergebnis ist umso plausibler, da es an die in Kapitel drei gewonnene Erkenntnis anschließt, dass die Migration selbst vorrangig als Verlust von Besitz und sozialem Status gedeutet wurde. Auf die Präsentation einer erfolgreichen Lebensgeschichte, die auf der Manifestation einer bestimmten (von den Interviewten positiv bewerteten) Position der Interviewten in der Aufnahmegesellschaft fußt, war auch der zweite dominante Erzählstrang gerichtet: die Schilderung einer erfolgreichen Integration – ein Topos, der zur Betonung des Happy Ends der Migrationserfahrung taugt und auf die Interdependenzen zwischen der Deutung der eigenen Lebensgeschichte und öffentlichen Debatten verweist (dazu mehr im

folgenden Kapitel). Außerdem zog sich die Verortung der eigenen Biographie (und insbesondere der Kindheit) im Kontext von Nationalsozialismus und Holocaust als roter Faden durch die Selbstdarstellungen in den Interviews. Die Migrationserfahrung war also in den Interviews zwar ein durchwegs dominantes Thema, bei weitem aber nicht das einzige, das die Gesamtnarration strukturiert hat.

Eine autobiographische Erzählung, die im Rahmen eines lebensgeschichtlichen Interviews stattfindet, folgt allerdings nicht nur einer der Selbstdarstellung der Erzähler/innen immanenten Sinnstruktur, sondern richtet sich auch an ein von diesen vorgestelltes Publikum bzw. narrative Adressaten. In welchen Sequenzen adressierten die Interviewten diese „Außenwelt“? Entsprechen die in diesen Sequenzen enthaltenen Themenfelder jenen, die auch für die biographische Sinnkonstruktion relevant sind? Oder findet diese vollkommen abseits von öffentlichen Debatten und (auf Basis dieser) imaginerter narrativer Adressaten statt? Diesen Fragen gehe ich im nächsten Teilkapitel nach.

IV.2 Öffentliche Debatten und narrative Adressat/innen der Interviews

Bei jedem Interview geht mit dem Einschalten des Aufnahmegeräts ein Bruch einher. Dieser findet nicht nur im Kommunikationsverhalten statt, indem die beiden Gesprächsbeteiligten in die von ihnen im Vorfeld imaginierten Rollen als Interviewende bzw. Interviewte schlüpfen. Er vollzieht sich auch auf einer viel unbewussteren Ebene: Sobald das Aufnahmegerät eingeschaltet wird, wird das Aufeinandertreffen der Gesprächsbeteiligten zum „halböffentlichen Arrangement“,⁵¹⁶ dessen zentrales Charakteristikum das Bewusstsein beider Teile über die Aufzeichnung des Gesagten ist. Mit Beginn der Aufzeichnung oder auch schon beim Hervorholen des Aufnahmegerätes offenbart sich die Konsequenz der Situation: Das Gesprochene wird sich der Kontrolle der Erzählenden entziehen und kann später von ihnen unbekanntem Personen gelesen und gedeutet werden. Vom formlosen Dialog zweier Gesprächspartnerinnen und -partner ordnet sich die Gesprächssituation dem (von beiden wahrscheinlich unterschiedlich imaginierten) Genre des „lebensgeschichtlichen Interviews“

⁵¹⁶ Jureit, Erinnerungsmuster, 32.

unter.⁵¹⁷ Interviewte und Interviewende können dabei durchaus ein (zum Beispiel genderspezifisches) unterschiedliches Verständnis davon haben, was ein solches sei bzw. wodurch sich ein solches auszeichne. Gerade im ersten, „freien“ Teil des Interviews kam diese unterschiedliche Einschätzung des Genres zum Tragen. Während im Zuge dieser Studie interviewte Frauen stets auch über ihre Hochzeit und Familiengründung sprachen, fokussierten männliche Interviewpartner bei der Darstellung ihres Erwachsenenlebens häufig ihre Ausbildungs- und Erwerbsbiographie.⁵¹⁸ Neben diesen unterschiedlichen Erwartungen, die Inhalt und Form des Erzählten mit beeinflussen, sind auch narrative Adressaten (tatsächliches und imaginiertes Publikum) der Erzählungen ein Faktor, der die Inhalte wesentlich mitbestimmt. Nach Gérard Genette nimmt der narrative Adressat eine bedeutsame Funktion in einer Erzählung ein. Diese käme einer Mit-Autorenschaft gleich.⁵¹⁹ Denn „der wahre Autor der Erzählung ist nicht nur der, der sie erzählt, sondern auch, und mitunter noch mehr, der, der sie hört. Und das ist nicht unbedingt der, an den man sich wendet: Es gibt immer Leute nebenan.“⁵²⁰

In lebensgeschichtlichen Interviews gibt es grundsätzlich (mindestens) zwei narrative Adressaten. Erstens ist die Interviewsituation durch einen unmittelbaren und eindeutig identifizierbaren Adressaten gekennzeichnet: die Interviewenden. Diesen werden von den Interviewten anhand von sozialen Merkmalen (Alter, Geschlecht, soziale Herkunft und Position, Bildungsstand, politische Einstellung, etc.) bestimmte Eigenschaften, Erfahrungen und Erwartungen zugeschrieben, die wiederum Inhalt und Form des von ihnen Erzählten beeinflussen.⁵²¹ Zweitens ist ein von den Interviewten imaginiertes Publikum ihrer

⁵¹⁷ Dass beide Seiten sehr unterschiedliche Vorstellungen von diesem Genre haben können, ist evident. Die Literaturwissenschaftlerin Monika Fludernik betont die Notwendigkeit, lebensgeschichtliche Interviews trotz unspontanen Settings als orale Alltagserzählung zu verstehen und damit auch anhand narratologischer Kategorien zu analysieren, siehe Fludernik, *Towards a ‚natural‘ narratology*, 59 f.

⁵¹⁸ Zur Spezifik der Montage weiblicher Lebensgeschichten in Interviews siehe wie bereits erwähnt Koleva, *Telling Women's Lives*.

⁵¹⁹ Genette, *Die Erzählung*, 186 ff.

⁵²⁰ Genette, *Die Erzählung*, 188.

⁵²¹ Diese Inhalt und Form des Interviews beeinflussenden Faktoren werden zwar häufig als methodisches Problem benannt (u.v.a. Niethammer, *Fragen – Antworten – Fragen*; Mary Kay Quinlan, *The Dynamics of Interviewing*, in: Donald A. Ritchie (Hrsg.), *The Oxford handbook of oral history*, New York 2012, 23–36; Karl Fallend, *Unsere Forschung bewegt uns – aber von wo wohin? Nationalsozialismus in biographischen Gesprächen. Empirische Blitzlichter auf „Angst und Methode“ im empirischen Forschungsprozess*, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 19 (2008) 2, 64–97.) Dennoch wurden diese äußeren Erzählbedingungen auf analytischer Ebene nur selten systematisch erfasst. Beispielfähig hierfür Dori Laub/Johanna Bodenstab, *Wiederbefragt. Erneute Begegnung mit Holocaust-Überlebenden nach 25 Jahren*, in: *BIOS* 20 (2007) 1, 303–315.

biographischen Selbstdarstellung („die“ Geschichtswissenschaft, „zukünftige Generationen“, Familie etc.) narrativer Adressat ihrer Erzählung. Sequenzen in der biographischen Selbstdarstellung können auch auf in der Öffentlichkeit stattfindende Debatten explizit Bezug nehmen. Die Interviewten diskutierten bestimmte Aspekte ihrer Lebensgeschichte vor dem Hintergrund in der Öffentlichkeit virulenter Themen vergangener oder gegenwärtiger politischer Geschehnisse, positionierten sich gegenüber in den Debatten präsenten Argumenten oder traten in einen stellvertretenden, fiktiven Dialog mit Figuren, die einzelne Positionen innerhalb öffentlicher Debatten repräsentierten. Die lebensgeschichtlichen Selbstdarstellungen waren nicht nur Rezeptoren, sondern auch Multiplikatoren von deren Inhalten.

Solche Verknüpfungen der biographischen Selbstdarstellung mit aktuellen öffentlichen Debatten sind analytisch besonders gut in jenen Erzählsequenzen zu fassen, die einen hohen Anteil an argumentierenden Textpassagen aufweisen.⁵²² Damit sind jene Textpassagen gemeint, die explizit an eine dritte Person/ Position adressiert sind und vielmehr eine Positionierung der Erzählenden gegenüber bestimmten Themen vornehmen als eine Geschichte zu erzählen oder eine Situation zu beschreiben. So etwa fanden Erzählungen eines Interviewpartners über die Zeit des Nationalsozialismus vor allem im Argumentationsmodus statt. Ihre zentrale Aussage bestand nicht nur in der Bewertung der Erfahrungen, sondern diente zugleich der Positionierung gegenüber den Interviewten bekannten und präsenten Vergangenheitsnarrationen, wie ich später noch zeigen werde. Argumentative Textpassagen durchdringen die ansonsten in autobiographischen Darstellungen dominante, in der Vergangenheitsform stattfindende Ich-Erzählung, indem die Narration ein Stück weg von der „eigenen“ Geschichte rückt und gegenwärtige Phänomene (zum Beispiel bestimmte Debatten) in ihren Mittelpunkt stellt. Anhand der Analyse dieser argumentierenden Textpassagen gehe ich in diesem Kapitel der Verbindung von lebensgeschichtlicher Selbstdarstellung und öffentlichen Debatten nach.

Im Wesentlichen zielten die in den Interviews enthaltenen argumentativen Textpassagen auf drei Themen, die während der letzten Jahrzehnte in der medialen Öffentlichkeit verhandelt

⁵²² Zur Unterscheidung unterschiedlicher Darstellungsformen bei der Analyse lebensgeschichtlicher Erzählungen, „insbesondere zwischen erzählenden, berichtenden, beschreibenden und argumentierenden Abschnitten“ siehe Jureit, Erfahrungsaufschichtung 231 f.

wurden: erstens eine kritische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. In den Interviews spiegelte sich dieses Thema in Form einer Positionierung gegenüber dem Erstarken des Nationalsozialismus in den Herkunftsregionen wieder, der daran anschließenden Zwangsmigration sowie dem vergangenheitspolitischen Umgang mit diesem Thema in der österreichischen und bundesdeutschen Nachkriegsgesellschaft. Hierzu zeige ich anhand einer detaillierten Fallanalyse, dass das Bedürfnis, sich gegenüber vergangenheitspolitischen Debatten zu positionieren, die Darstellung der eigenen Biographie mitgestaltete. Zweitens Migration und Integration, was Interviewten dazu veranlasste, sich gegenüber Migrations- und Integrationsdebatten in Österreich zu positionieren – zum Beispiel hinsichtlich der Frage, ob und inwiefern sie sich mit dem aktuell in der Öffentlichkeit verwendeten Begriff der „Migrantin“ oder des „Migranten“ und seinem semantischen Feld identifizierten. Hier zeige ich unterschiedliche Spielarten der Identifikation und Distanzierung von bestimmten Topoi aus Debatten über Migration und Integration und inwiefern in den Selbstdarstellungen Differenz zu diesen „anderen“ Migrant/innen hergestellt wurde. Drittens waren in vielen argumentierenden Textpassagen die sich während der letzten Jahrzehnte sukzessiv verändernden Geschlechterrollenmodelle ein Thema. Vor allem wenn die Interviewten auf die Familiengründung und damit einhergehende, oft geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zu sprechen kamen, wurde die Präsenz bürgerlicher Geschlechterrollenmodelle aus dem gesellschaftlichen Wertekanon der 1950er und 1960er Jahre deutlich. Nicht erwerbstätige Frauen verwendeten die in diesen propagierte „bipolare Geschlechterordnung“⁵²³ als Maßstab für ihren eigenen Erfolg. Erwerbstätige Frauen begründeten ihre Erwerbstätigkeit mit Argumenten, die sich auf die ihnen innerhalb der idealtypischen bürgerlichen Geschlechterrollenmodelle zugewiesene Handlungssphäre bezogen. Aber auch die sozialen Grenzen der Wirkungsmacht des bürgerlichen Modells wurden deutlich.

⁵²³ Als solches verstehen Johanna Gehmacher und Maria Mesner „eine von Dichotomisierungen geprägte Geschlechterordnung, die durch die Naturalisierung der Geschlechterrollenzuordnung abgesichert ist“, siehe Johanna Gehmacher/Maria Mesner, Dis/Kontinuitäten. Geschlechterordnungen und Periodisierungen im langen 20. Jahrhundert, in: *L'Homme* 25 (2014) 2, 87–101, 94.

Krieg und Nationalsozialismus

Die Frage, inwiefern die deutschen Minderheiten in den jeweiligen Ländern das deutsche nationalsozialistische Regime unterstützte, ja vielleicht sogar an den Massenverbrechen beteiligt gewesen waren, wurde in vielen Interviews latent verhandelt. Dies hatte zwei Gründe: Zum einen etablierte sich die Befragung von „Zeitzeugen“ im deutschsprachigen Raum im Kontext der Forschung über die Zeit des Nationalsozialismus, bis heute sind „Zeitzeugen“ in populären Fernsehdokumentationen über die NS-Zeit und den Zweiten Weltkrieg präsent. Diese assoziative Verbindung von lebensgeschichtlichen Interviews mit der NS-Forschung mag mitunter auch bei Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern aus der „Erlebnisgeneration“ dazu führen, dass sie verstärkt diese Zeit fokussieren.⁵²⁴ Der thematische Fokus ist also mitunter bedingt durch den (vor allem im deutschsprachigen Raum) traditionellen Einsatz von Oral History in Fernsehdokumentation über Nationalsozialismus, Krieg und – in diesem Fall im Sinne einer „stellvertretenden „Zeugenschaft“⁵²⁵ Holocaust.⁵²⁶ Zum anderen gehörten auch sie als „Kriegskinder“ noch zur „Erlebnisgeneration“ des Krieges. Zwar war ihr Erfahrungshorizont (bei den meisten) auf die nationalsozialistische Sozialisation als Schulkind beschränkt, eine eigene Mit-Verantwortung kam im Gegensatz zu jener der Eltern nur am Rande in Frage. Dennoch aber plagt, wie zahlreiche Untersuchungen gezeigt haben, viele Angehörige der „Kriegskindergeneration“⁵²⁷ das Bewusstsein über eine potentielle Zeugenschaft von Verbrechen sowie die Frage, was ihre Eltern und ihr eigenes soziales Umfeld zum nationalsozialistischen System beigetragen haben.⁵²⁸

⁵²⁴ Siehe Maren Röger, *Zeitzeugen von Flucht, Vertreibung und Heimatverlust im deutschen Geschichtsfernsehen. Funktionen und Funktionalisierungen, 1981–2010*, in: Heinke M. Kalinke (Hrsg.), *Zeitzeugenberichte zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa im 20. Jahrhundert*, Oldenburg 2011/2012, 1–17, 7.

⁵²⁵ Ulrich Baer, Einleitung, in: Ulrich Baer (Hrsg.), *„Niemand zeugt für den Zeugen“*. Erinnerungskultur nach der Shoah, Frankfurt am Main 2008, 7–13, 13.

⁵²⁶ Zur Entwicklung des Einsatzes von Zeitzeug/innen in ZDF-Fernsehdokumentationen siehe Wulf Kansteiner: *Macht, Authentizität und die Verlockung der Normalität. Aufstieg und Abschied der NS-Zeitzeugen in den Geschichtsdokumentationen des ZDF*, in: Sabrow, *Die Geburt des Zeitzeugen*, 320–353.

⁵²⁷ Für eine fundierte Auseinandersetzung mit dem Konzept der „Kriegskindergeneration“ siehe Seegers, *Vati blieb im Krieg*, 14–21.

⁵²⁸ Mit der binnenfamiliären Tradierung von Erfahrungen im Nationalsozialismus und während der Verfolgung beschäftigten sich u.a.: Albert Lichtblau, *Mördervater – Vatermörder? Die Kinder der Wehrmachtssoldaten und die Debatte über NS-Verbrechen*, in: Helga Embacher/Albert Lichtblau/Günther Sandner (Hrsg.), *Umkämpfte Erinnerung. Die Wehrmachtsausstellung in Salzburg*, Salzburg 1999, 133–156; Dän Bar-Ôn, *Die Last des Schweigens. Gespräche mit Kindern von NS-Tätern*, Hamburg 2003; Margit Reiter, *Die Generation danach. Der*

Erzählsequenzen, in denen sich die Interviewten implizit oder explizit die Frage nach ihrer eigenen Mit-Verantwortung oder jener der Eltern stellten, sind in fast allen Interviews zu finden, die im Rahmen dieser Forschungsarbeit aufgezeichnet wurden. Während in manchen von ihnen der Versuch der Rechtfertigung oder auch eines kritischen Hinterfragens die Narration über weite Strecken dominierte, kamen in anderen unterschiedliche narrative Strategien zum Tragen, um potentiell „schuldhafte“ Erinnerungen an diese Zeit bzw. deren Erzählung abzuwehren.⁵²⁹ Da diese Argumentationsschemata schon hinreichend bearbeitet wurden (wenn auch nicht mit Fokus auf die deutschen Evakuierten, Geflüchteten und Vertriebenen in Österreich), werde ich mich in diesem Teilkapitel auf einen Topos konzentrieren, der vor allem in öffentlichen Debatten um die Erinnerung an „Flucht und Vertreibung“ präsent ist und nach seinen Auswirkungen auf die lebensgeschichtliche Selbstdarstellung fragen: der Topos der „Versöhnung“ (vor allem zukünftiger Generationen), der von den bundesdeutschen Vertriebenenorganisationen seit den 1950er/60er Jahren im Rahmen eines „integrationistischen Opferdiskurses“ bedient wird. Dieser steht nach Constantin Goschler für eine Überwindung der graduellen Unterscheidung zwischen NS-Opfern und Kriegsopfern und beruhe „auf der existenziellen Grunderfahrung des Opfer-Seins und [nivelliert] damit die kontextuellen Unterschiede der verschiedenen Opfergruppen.“⁵³⁰ Während er in Deutschland vor allem seit den 1990er Jahren populäre Geschichtsnarrationen prägt, indem er den Opferbegriff auch auf „deutsche Opfer“ (Bombenopfer, Vergewaltigungsopfer, Opfer von Flucht und Vertreibung etc.) ausdehnt, dominiert dieses integrationistische Opferbild wie bereits in der Einleitung dargestellt die öffentliche Geschichtserzählung in Österreich nicht.

Mein Interviewpartner Wolfgang H. (*1931 in Nordböhmen) war jahrzehntelang im Heimatkreisverein seines Herkunftsortes aktiv, der seinen Sitz in Bayern hatte und dessen Mitglieder mehrheitlich aus der Bundesrepublik stammten. Es ist also davon auszugehen, dass neben dem österreichischen auch der bundesdeutsche Umgang mit der Erinnerung an „Flucht und Vertreibung“ einen permanenten Bezugspunkt für meinen Interviewpartner darstellte. Im

Nationalsozialismus im Familiengedächtnis, Innsbruck 2006; für eine methodologische Reflexion über binnenfamiliäre Tradierung siehe Nicole L. Immler, *Das Familiengedächtnis der Wittgensteins. Zu verführerischen Lesarten von (auto-)biographischen Texten*, Bielefeld 2011.

⁵²⁹ Zu diesen Strategien siehe Kannonier-Finster, *Österreichisches Gedächtnis*.

⁵³⁰ Constantin Goschler, „Versöhnung“ und „Viktimisierung“. Die Vertriebenen und der deutsche Opferdiskurs, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 53 (2005) 10, 873–885, 874.

Folgenden zeige ich, wie diese Inhalte deutscher Opferdiskurse (s.o.) in seine lebensgeschichtliche Selbstdarstellung mit einfließen – auch wenn er in Österreich lebt und sich der österreichische Opferdiskurs vom bundesdeutschen unterscheidet.⁵³¹

Noch bevor Wolfgang H. auf seine eigene Geschichte zu sprechen kam, machte er zu Beginn des Interviews seinen vergangenheitspolitischen Standpunkt klar: Auf einer aus den frühen 1990er Jahren stammenden Landkarte zeigte er mir seinen Herkunftsort im Nordwesten Böhmens, mit dem Verweis, dass „man damals noch so neutral und anständig“ gewesen sei, auch den deutschen Namen des Ortes in Klammern neben dem tschechischen Ortsnamen anzuführen. Im Gegensatz zu „damals“ exkludiere die gegenwärtige tschechische nationale Meistererzählung, in deren Zentrum die Konstruktion einer ethnisch homogenen, tschechischen Nation steht, die ehemalige deutschsprachige Minderheit, die rund ein Drittel der Gesamtbevölkerung ausmachte, aus Darstellungen der Vergangenheit (aber auch der Gegenwart).⁵³² Wolfgang H.s lebensgeschichtliche Erzählung ist erstens eine Antwort auf diese tschechische nationale Meistererzählung, die während des Kalten Krieges die tschechoslowakische Geschichtsschreibung dominierte.⁵³³ Zweitens adressierte er mit dieser auch radikale Positionen unter emigrierten Vertretern der ehemaligen deutschsprachigen Minderheiten wie etwa der Sudetendeutschen Landsmannschaft, in deren Geschichtsdarstellung die gewalttätigen Übergriffe von Tschechen auf Deutsche sowie Flucht und Vertreibung oft entkontextualisiert und der tschechischen Bevölkerung Eigenschaften wie „Undankbarkeit“ und „Unehrllichkeit“ zugeschrieben werden. Wolfgang H.s führte im Gegensatz zu diesen Darstellungen sehr wohl Gründe für die Ausweisung der deutschen Minderheiten aus der Tschechoslowakei an (ihre Unterstützung Deutschlands und des Nationalsozialismus), fügte aber sogleich eine Bewertung hinzu: Während die Begeisterung der deutschsprachigen Bevölkerung für den Nationalsozialismus nachvollziehbar gewesen sei, habe er für die Übergriffe der tschechischen auf die deutsche Bevölkerung kein Verständnis. Denn während die Deutschen in der ersten tschechoslowakischen Republik systematisch unterdrückt worden seien, hätten es jene Tschechen, die im angeschlossenen „Sudetenland“

⁵³¹ Zu konkreten Unterschieden siehe Uhl, "Flucht und Vertreibung".

⁵³² Siehe Interview Wolfgang H.

⁵³³ Siehe Pavel Kolář, Vertreibung zwischen nationaler Meistererzählung und Deutungsp pluralität, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 53/2005, 925–940.

verblieben waren, „recht gut gehabt“, lediglich die „Freiheit“ habe ihnen gefehlt.⁵³⁴ Diese Argumentation entspricht, wie Jutta Faehndrich gezeigt hat, in seinen Grundzügen einer zentralen Geschichtsnarration „sudetendeutscher“ Heimatbücher in der Bundesrepublik.⁵³⁵ Entgegen seinem zu Beginn geäußerten Anspruch einer „neutralen“ Schilderung, machte Wolfgang H. in der Konsequenz die Verbrechen, die an den Deutschen begangen wurden, zum Mittelpunkt seiner Erzählung – auch wenn er diese immer wieder mit Verweisen kommentierte, die sich von einer allgemeinen Verurteilung der tschechischen Bevölkerung distanzieren. In der Fortführung bedeutet diese Argumentation eine Klassifizierung von Vertreibung und Ausweisung der deutschen Bevölkerung als unverhältnismäßig. Zwar exkludierte der Interviewte keineswegs die Gewalt der deutschen Bevölkerung an Tschechen aus seiner Lebensgeschichte, die unter anderem auch in seinem Heimatort nach der Annexion des „Sudetenlandes“ im September 1938 eskaliert sei, machte diese allerdings zu einem Nebenschauplatz seiner Darstellungen.

WH: Als der Hitler einmarschiert ist, hat/ haben unsere Landsleute, sagen wir so, naja, immer die gleichen Typen was halt sind, haben sich ein bisschen gerächt an Tschechen, die ihnen Unrecht getan [haben]. Und das Rächen war ja auch nicht immer die gerechte Weise. Aber da muss ich Ihnen gleich einen Einzelfall holen, weil ich bin/ hab Kontakt mit meine Landsleute von der Landsmannschaft. Und da haben wir einen Fall, der um/ bei uns ums Eck gewohnt. Der war ein kleiner, wie sagt man, Lastwagen/ - Spediteur, kleiner Spediteur, aber auf kleinem Rahmen, weil ein Braunkohlenbecken war in der Nähe ein großes, und da haben/ da hat man bei uns mit Braunkohle geheizt, nicht mit Holz. Da hatte man zu viel. Na passen's auf, und dann wurden/ die Übergriffe von unserer Seite, von deutscher Seite waren auch/ sind losgegangen auf einen Freund von dem Mann, der die Spedition hatte. Das war ein Deutsch/ äh, ein Unsriger, nicht wahr. Kleiner/ das war ein Ein-Mann-Betrieb. Und der hat den in Schutz genommen, dass ihm nichts passiert ist. Und passen's auf, im Jahre ,45, als wir - geschlagen rausgetrieben wurden, hat der applaudiert, dem man's Leben gerettet hat, der hat applaudiert. Sehen Sie? Und dadurch ist natürlich dann immer wieder das Dumme, nämlich ein Pauschalurteil/ und das machen wir nicht [betont]. Wir [betont] haben heute mit, mit/ in

⁵³⁴ „Im Krieg, muss ich aber sagen, dürfen sich die Tschechen nicht [betont] beklagen, sie haben nur eines [betont] nicht gehabt: die, die Freiheit, hat denen natürlich gefehlt.“, Interview Wolfgang H.

⁵³⁵ Faehndrich, Eine endliche Geschichte, 202 f.

meiner Heimatstadt und in den Nachbarorten vom Kreis drei Bürgervereine, die ehrlich sind, die wir auch bisschen unterstützen und das sind wunderbare Menschen.⁵³⁶

Obwohl der Interviewte am Anfang der Sequenz darauf verwies, dass „das Rächen“ der „Landsleute“ „nicht immer die gerechte Weise“ gewesen sei, wurde diese kritische Haltung in der daran anknüpfenden Erzählung nicht mehr aufgenommen, sowie auch keine konkreten Gewalthandlungen zum Gegenstand der Erzählung wurden. Im Mittelpunkt der Geschichte stand nicht – wie angekündigt – der Übergriff von Deutschen auf Tschechen, sondern vielmehr das als inadäquat dargestellte Verhalten eines Tschechen, der der Ausweisung der deutschen Bevölkerung applaudiert habe, obwohl er zuvor von einem Deutschen vor den Übergriffen in Schutz genommen worden und ihm so nichts passiert sei. Der von ihm angeführte „Einzelfall“ sollte zeigen, dass – auch wenn Deutsche der tschechischen Bevölkerung Unrecht und Gewalt angetan haben –, es auch solche unter ihnen gab, die halfen. Der „helfende“ Deutsche stand also im Mittelpunkt der Erzählung, sowohl als Held als auch – nach Kriegsende – als tragisches Opfer eines „undankbaren“ Tschechen. Wolfgang H. deutete diese Geschichte als Beweis dafür, dass „man keine Pauschalurteile“ fällen könne. Bei genauerer Betrachtung wird auch klar, welche „Pauschalurteile“ er meinte: Erstens, dass alle Deutschen an antitschechischer Gewalt beteiligt gewesen wären. Zweitens, dass die tschechische Bevölkerung sich gegenüber dem einzelnen Deutschen immer adäquat verhalten und moralisch integer gehandelt hätte. Damit wandte er sich gegen eine Geschichtserzählung, die Deutsche ausschließlich als Täter und Tschechen als Opfer darstellt. Vielmehr ging es ihm um eine Aufweichung der beiden Pole innerhalb einer binären Opfer/Täterkonzeption, indem er die jeweils „anderen“ auch in die ursprünglich nur einer Gruppe zugeschriebene Kategorie integriert wissen wollte. Entgegen seines Anspruchs, eine solche neutralisierende Geschichtserzählung anzubieten, beschränkte sich mein Interviewpartner auf Geschichten, die gegen das von ihm identifizierte „Pauschalurteil“ angehen sollten, und klammerte in der Konsequenz Deutsche als Akteure der Gewalt aus seiner Erzählung aus. Wolfgang H. machte keinen Hehl daraus, dass er diese Geschichte nicht selbst erlebt hat, sondern sie im kommunikativen Gedächtnis der Landsmannschaften tradiert wird. Dennoch aber baute er sie zur Untermauerung seiner Position in seinen lebensgeschichtlichen Selbstentwurf ein und machte somit deutlich, wie tief seine biographische Selbstdarstellung mit der Arbeit und

⁵³⁶ Interview Wolfgang H.

Geschichtserzählung „seines“ politischen Umfelds (Landsmannschaften und Heimatkreisverein) verwoben ist.

Im Gegensatz zu stets sehr allgemein gehaltenen Darstellungen von Deutschen als Akteur/innen der Gewalt, betonte er Gewalthandlungen von Tschech/innen gegenüber Deutschen nicht nur (wie oben), indem er diese als Einzelfälle schilderte und damit beim Publikum Empathie erzeugen konnte, sondern auch anhand narrativer Strategien auf formaler Ebene. Wolfgang H. kommentierte durchgängig seine Erzählung und thematisierte die bewusste Auswahl bestimmter Erfahrungen für die lebensgeschichtliche Selbstdarstellung. Zum Beispiel begann er Geschichten erzählen, die ihrer Ankündigung nach Deutsche als Opfer von Gewalt darstellen würden, brach diese jedoch wiederholt abrupt ab, um, wie er sagte, „nicht zu sehr ins Detail“ zu gehen. Zum einen wird aus dieser Erzählhandlung ersichtlich, dass meine Interviewpartner bewusst die Gewalthandlungen, denen Deutsche zum Opfer fielen, aus der Schilderung des groben „Gerippes“ seiner Lebensgeschichte ausklammerte, indem er ankündigte, auf diese erst an späterer Stelle zurückzukommen.⁵³⁷ Gleichzeitig hatte dieses explizite Auslassen bestimmter Erzählinhalte auch eine Steigerung ihrer Bedeutung in der Gesamterzählung zum Effekt.

WH: Ich bin wie gesagt da geboren, bin dann im Nachbarort, also im Nachbar/größeren, na wo haben wir D., da ist D. [sucht und zeigt auf der Karte], äh, ins Gymnasium gegangen, allerdings nicht einmal knapp bis zur Vierten, dann war ja schon das Kriegsende und dann ist ja schon ein riesen Durcheinander, der Zusammenbruch des Deutschen, sogenannten Deutschen Reiches und die Übergriffe der Tschechen gekommen. Und, äh, ich will jetzt nicht in Details gehen, in irgendwelche, was weiß ich, Grausamkeiten und so weiter, sondern möchte erst, meinen, äh, weiteren Fortbestand [schmunzelt] erzählen. Wir sind dann da vertrieben worden über die Grenze nach - Freiberg.⁵³⁸

Nahezu tabellarisch schilderte Wolfgang H. in dieser Eingangssequenz seinen „Lebenslauf“, vom Geburtsort über den Schulbesuch hin zum „Durcheinander“ des Kriegsendes, welches

⁵³⁷ Wolfgang H. kommentierte seine lebensgeschichtliche Selbstdarstellung wiederholt auf einer erzählerischen Meta-Ebene indem er ankündigte, warum er nun welche Themen in die Erzählung einführte. So auch bereits zu Beginn, als er angab „erst einmal im Groben das ganze Gerippe“ zu schildern, um dann später ins Detail zu gehen. Siehe Interview Wolfgang H.

⁵³⁸ Interview Wolfgang H.

gemessen am Verhältnis zwischen Erzählzeit und erzählter Zeit am meisten Aufmerksamkeit erfuhr. Zusätzlich kommentierte er diese Zeit, indem er darauf verwies, dass er nicht auf Details eingehen würde. „Details“ habe er zwar sicher auch zur Darstellung seiner Kindheit oder die Kriegszeit anzuführen gewusst, allein aber hinsichtlich der „Übergriffe der Tschechen“ hielt es mein Interviewpartner für notwendig, darauf zu verweisen, dass solche existierten und er nach diesen Ereignissen „fortbestanden“, also diese überlebt habe. Anschließend setzte er den tabellarischen Lebenslauf fort, kam auf die Migration zu sprechen und die darauf folgenden Stationen seines Lebens. Solche expliziten erzählerischen Leerstellen hatten zur Folge, dass die Narration einen Spannungsbogen aufbaute, der genau nach diesen Auslassungen fragt und Gewaltimaginationen anregt. Durch diese Erzählstrategie wurde Gewalt gegenüber den deutschen Minderheiten zu einem zentralen Baustein, der bereits in der Eingangssequenz durch seine Nicht-Thematisierung biographisches Gewicht erlangte, ohne sie explizit darstellen zu müssen.

Auf eine ähnliche Art und Weise wie er von antitschechischen Maßnahmen und Ereignissen erzählte, inkludierte Wolfgang H. die Verfolgung und Ermordung von Juden aus seinem Herkunftsort in seine Darstellung: Mit Verweis auf Geschichtsnarrationen der Sudetendeutschen Landsmannschaften, die häufig Verfolgung und Ermordung der jüdischen Bevölkerung und anderen aus der „NS-Volksgemeinschaft“ Ausgeschlossenen aus ihren Darstellungen ausklammern würden, zeigte mir mein Interviewpartner ein Kapitel aus einem von ihm mit verfassten „Heimatbuch“ über seinen Herkunftsort, das sich der Geschichte der dort ehemals ansässigen jüdischen Bevölkerung widmete.⁵³⁹ Als ich ihn daraufhin nach eigenen Erinnerungen, etwa an jüdische Mitschüler, fragte, zeigte sich Wolfgang H. in seiner Suche nach einer Antwort verzweifelt. Nach der Erkenntnis, dass er sich nicht „ad hoc“ an solche erinnern könne, demonstrierte er schließlich aber seinen Willen, dem Thema nachzugehen. Er versicherte mir, dass „da welche gewesen sein mussten“, kontaktierte schließlich telefonisch seine Schwester sowie seinen Bruder und fragte diese nach Erinnerungen an in etwa gleichaltrige jüdische Kinder. Während sich seine Schwester an

⁵³⁹ In der Darstellung wurden die jüdischen Einwohner/innen des Ortes als „jüdische Böhmen“ (neben „deutschen“ und „tschechischen Böhmen“) bezeichnet und ihre Geschichte und soziale Position im Ort dargestellt. Im Anschluss folgte eine Namensliste mit einer kurzen Beschreibung von Beruf, sozialer Position im Ort und einen Verweis auf die Geschichte des Einzelnen während des Nationalsozialismus sowie danach. Diese Auflistung habe zum Ziel „diesen menschlich so tragischen Teilbereich unserer lokalen Biliner Stadtgeschichte im Heimatbuch zu würdigen und der Nachwelt in Erinnerung zu halten.“ (Bilin, unser Heimatkreis, hg. vom Heimatkreis Bilin e.V., Ludwigsburg 1979, 330)

jüdische Kinder erinnern konnte, die mit ihr das Gymnasium besucht hatten, stimmte sein Bruder mit meinem Interviewpartner überein, dass in der Volksschule keine jüdischen Kinder gewesen seien. Die Tatsache, dass – wie er mir erzählte – in den 1930er Jahren um die 150 Jüdinnen und Juden⁵⁴⁰ in seinem Herkunftsort lebten und dass er sich zwar sehr wohl an jüdische Erwachsene erinnerte, er aber trotzdem keine Erinnerungen an jüdische Kinder in seiner Schule hatte, brachte ihn sichtlich durcheinander. Letztendlich fand er aber eine Strategie, um das Thema zu beenden und schloss nach 25 Minuten, in denen er versucht hatte, seine Erinnerungen abzurufen und seine älteren Geschwister telefonisch um Mithilfe gebeten hatte, mit einem Witz, der ihn auf die vorangegangene Überlegung hin eingefallen sei, ob und wenn ja, wo jüdische Kinder eventuell eine andere Schule besucht hätten.

WH: Sie haben ein Wort [Rabbiner, MD] gesagt, das bringt mich auf einen guten Witz. Ein jüdischer Witz, ganz kurz, jetzt ganz schnell. Ein jüdischer Fleischer trifft auf dem Wochenmarkt/ sieht er seinen Lehrling [betont], der verkauft Knochen. Na wo hat er die her [betont]? Gestohlen hat er die im Geschäft. Den schmeißt er sofort raus, aber dann sagt er: „Dem muss ich ein Zeugnis schreiben, ich kann doch nicht schreiben „Der hat gestohlen!“. Wie’s früher einmal war am Land, ist man ja gleich verrufen gewesen und weg, /mhm/ der hat müssen weg. Also, was soll er schreiben, äh, was irgendwie geht. Geht er zum Rabbiner und sagt so: „Rabbi, sag mir da/.“, erzählt ihm das. Sagt der Rabbiner: „Ich lass’ mir was einfallen, komm morgen früh vorbei, ich sag dir schon was.“ Nun, der kommt morgen früh hin, „Na hast du’s dir überlegt?“. Sagt er: „Jaja, ich sag dir’s gleich genau! Du, du schreibst: Er war pünktlich [betont], er war fleißig [betont], und er war ehrlich, bis auf die Knochen [betont]!“ [lacht].⁵⁴¹

Wolfgang H. beendete mit diesem Witz das lange Nachdenken über seinen Kontakt zu jüdischen Kindern und betonte damit seine Nähe zur jüdischen Kultur und sein gegenwärtig gutes Verhältnis zu Juden. Dieser sei (so der Interviewte zu Beginn der Sequenz) nicht nur „ein guter“, sondern auch „ein jüdischer“ Witz,⁵⁴² der sich im Wesentlichen der nach Salcia

⁵⁴⁰ Eine ähnliche Zahl (151) ist auch in der tschechoslowakischen Volkszählung von 1930, siehe Volkszählung in der tschechoslowakischen Republik vom 1. Dezember 1930, I. Teil, Zunahme, Konzentration und Dichte der Bevölkerung, Geschlecht, Altersgliederung, Familienstand, Staatsangehörigkeit, Nationalität und Religionsbekenntnis, Prag 1934.

⁵⁴¹ Interview Wolfgang H.

⁵⁴² Interview Wolfgang H.

Landmann für jüdische Witze typischen „Talmudtechnik“ bedient.⁵⁴³ In dieser kommt der Sprachmelodik eine besondere Bedeutung zu, da sie die Interpunktion ersetzt. Ein solches Spiel mit der Sprachmelodik ist auch in der Pointe des von Wolfgang H. rezitierten Witzes vorhanden („ehrlich[,] bis auf die Knochen“). Die Vermutung, dass der Witz hinsichtlich seines sprachlichen Aufbaus also tatsächlich jüdischen Ursprungs ist, liegt also nahe. Hinsichtlich ihrer politischen Aussagekraft fallen die Attribute auf, anhand derer die Protagonisten des Witzes beschrieben werden: zunächst ein diebischer Lehrling (wobei vom Interviewten unerwähnt blieb, ob dieser jüdisch ist) sowie ein jüdischer Fleischer, der um sein soziales Ansehen besorgt ist. Im Zentrum des Witzes steht das Handeln eines Rabbiners, um dessen Hilfe der Fleischer bittet. Unter Zuhilfenahme sprachmelodischer Mittel gelingt es diesem, einen Weg zu finden, die wahren Hintergründe der Entlassung des Lehrlings mitzuteilen, ohne dass der Fleischer oder der Lehrling Gefahr laufen, sozial geächtet zu werden. Das gewählte Mittel ist eine doppeldeutige Aussage, die je nach Sprachmelodie und mit der durch sie gesetzten Interpunktion Wahrheit und Lüge über den Lehrling zugleich verkündet. Entgegen möglicher antisemitischer Lesarten, schrieb Wolfgang H. die Ursache für das Handeln des Rabbiners nicht „dem jüdischen Charakter“ oder anderen rassistischen Kategorien zu, sondern den sozialen Restriktionen am Land, die das Handeln des Rabbiners rechtfertigten. Bei der bewusst positiven Beschreibung des Lehrlings durch den Rabbiner fällt auf, dass der Rabbiner auf dessen Pünktlichkeit, Fleiß und Ehrlichkeit verweist – also auf zentrale preußische oder deutsche Tugenden. Diese Bezugnahme im Witz auf das nichtjüdische soziale Umfeld des Geschehens ist ein von Landmann als für den jüdischen Witz typische Eigenschaft markiert, die als Antwort auf einen „als sinnlos empfundenen Druck“ von außen zu lesen sei.⁵⁴⁴ Pünktlichkeit, Fleiß und Ehrlichkeit werden in den Worten des Rabbiners also zum Synonym für Eigenschaften, die von einem Lehrling zu erwarten wären. Ausschlaggebend für die adäquate Deutung des Witzes im Kontext des Interviews ist jedoch seine narrative Funktion, die darin bestand, jene Sequenz im Interview zu schließen, in der Wolfgang H. meine Frage nach seinen Kontakt zu jüdischen Mitschülern nicht beantworten konnte. Indem er den Witz mit dem Attribut „jüdisch“ versah und betonte, dass ihm dieser auch „von einem jüdischen Freund“ erzählt worden sei, schützte er sich vor dem

⁵⁴³ Salcia Landmann, *Jüdische Witze*, ausgewählt und eingeleitet von Salcia Landmann, München 1963, 48 f.

⁵⁴⁴ Landmann, *Jüdische Witze*, 33 ff.

Vorwurf, einen antisemitischen Witz zu erzählen und demonstrierte darüber hinaus Nähe zum Judentum.

Nach der Literaturwissenschaftlerin Monika Fludernik ersetzt das Erzählen von Witzen in mündlichen Alltagserzählungen oft eigene Erfahrungen zu einem Thema und dient zur narrativen Schließung.⁵⁴⁵ Um eine „ausgewogene“ Geschichtsdarstellung bemüht, war sich mein Interviewpartner durchwegs bewusst, dass von der Generation seiner Enkel, und mehr noch von mir als Historikerin, erwartet wird, dass eine ausgewogene, um „Versöhnung“ bemühte Darstellung auch die jüdische Geschichte in seinem Herkunftsort beachtet. Dieser Erwartung versuchte Wolfgang H. nachzukommen: Zwar wusste er von keinen jüdischen Kindern zu berichten, mit denen er zur Schule gegangen wäre oder gespielt hätte, sodass er so seine Nähe zu Juden hätte demonstrieren können. Auch die erhoffte Hilfe seiner Geschwister versagte. Die Nähe stellte er schließlich anhand des Witzes her und brachte somit die Interviewsequenz trotz der Leerstellen zu einem Abschluss. Eine ähnliche Motivation hatten die wiederholten, scheinbar nebensächlichen Erwähnungen seines „guten Verhältnisses“ zu einer ehemaligen „halbjüdischen“ Klassenkameradin seines Bruders, die nach Kriegsende in der Tschechoslowakei geblieben war. Vielleicht auch um schmerzhaftere Erinnerungslücken zu umgehen, konzentrierte sich Wolfgang H. also auf die Betonung seiner gegenwärtig „guten“ Beziehung zu „Juden“. Wie bereits in Erzählungen über das Verhältnis zur tschechischen Bevölkerung blieben Deutsche so auch in seiner Erzählung über das Zusammenleben mit der jüdischen Bevölkerung vor deren Emigration, Deportation und Ermordung als Akteure der Gewalt ausgespart und wurden höchstens anhand von Passivkonstruktionen sichtbar, in denen anonymisiert von Gewalt gegenüber der jüdischen Bevölkerung erzählt wurde.

Vor allem wenn mein Interviewpartner von seinem Verhältnis zur tschechischen Bevölkerung sprach, handelten diese Geschichten oft von Situationen, in denen die beiden Konfliktparteien versuchten, „einander die Hand zu reichen.“⁵⁴⁶ Dies sei auch das vorrangige Ziel der Arbeit des Heimatkreisvereins, in dem Wolfgang H. seit den 1970er Jahren aktiv war. Eine Frucht dieser Arbeit sei gewesen, dass von der befreundeten tschechischen Bürgerbewegung die Errichtung einer Gedenktafel durchgesetzt wurde, deren Inschrift auf den hohen deutschen Bevölkerungsanteil in seinem Herkunftsort vor 1945 verweist. Wolfgang H.s Streben nach

⁵⁴⁵ Fludernik, *Towards a 'natural' narratology*, 81 ff.

⁵⁴⁶ Interview Wolfgang H.

„Versöhnung“ hatte für ihn nicht nur einen politischen Wert, sondern war auch religiös motiviert.⁵⁴⁷ Wie oben dargestellt, schilderte er seine Kindheit und Jugend als Entwicklungsgeschichte, in deren Verlauf er eine Wendung vom unpolitischen „Lauser“ zum politischen, an katholisch-karitativen Werten orientierten Jugendlichen darstellte, die für ihn bis zum Tag des Interviews Gültigkeit besitzen. Der Topos der „Versöhnung“, der im Gegensatz zur „Vergebung“ ein beidseitiges Schuldeingeständnis sowie beidseitiges Verzeihen impliziert, war das zentrale Leitmotiv in der biographischen Selbstdarstellung von Wolfgang H. Aus seiner inhaltlichen Darstellung der deutsch-tschechischen Beziehungen geht sehr wohl hervor, dass die deutsche Bevölkerung sich zwar nicht immer richtig verhalten habe, die schwerere „Schuld“ aber die tschechische Seite treffe. Allem voran aber sei es der ehemalige Präsident Edvard Beneš, der nicht nur für Gewalt und Zwangsmigration nach dem Krieg, sondern auch für das Attentat auf Reinhard Heydrich am 27. Mai 1942 und das darauf folgende Massaker durch die deutsche Ordnungspolizei in Lidice/Liditz verantwortlich zu machen sei. Beneš habe vom Londoner Exil aus nicht nur das Attentat vorbereitet, sondern als tschechoslowakischer Exilpräsident auch wissentlich den „Vergeltungsschlag“ der Deutschen, die Ermordung und Verschleppung von hunderten tschechischen Zivilisten, in Kauf genommen.⁵⁴⁸ Mit dieser Geschichtsdeutung ist Wolfgang H. nicht allein. Das Bild von Beneš als dem eigentlich Schuldigen an der Gewalt während und nach dem Krieg deckt sich weitestgehend mit Geschichtsnarrationen in „sudetendeutscher“ Vertriebenenpublizistik.⁵⁴⁹ In seiner lebensgeschichtlichen Narration wird deutlich, wie manifest gruppenspezifische Geschichtsbilder in biographischen Selbstdarstellungen sein können – selbst wenn sich die Erzählenden von diesen explizit distanzieren und ihre Repräsentanten als „unverbesserliche Fanatiker“⁵⁵⁰ bezeichnen. Obwohl mein Interviewpartner einen reflektierten Umgang mit der Vergangenheit forderte und sich wiederholt von reaktionären Positionen aus den Landsmannschaften abgrenzte, rekurierte er auf ihre Geschichtsnarrationen, wie etwa bei der Ausblendung von Deutschen als Akteure der Gewalt und die Fokussierung auf Erfahrungen, in denen sie zu Opfern von Gewalt wurden.

⁵⁴⁷ Dies verrät auch seine lebensgeschichtliche Erzählung, die in Form einer „inneren Umkehr“ mit Blick auf eine „Zieländerung des gesamten Lebens“ stattfand. Zu dieser Erzählfigur im Umgang mit Schuldgefühlen siehe Johannes Gründel, *Schuld und Versöhnung*, Mainz 1985, 155.

⁵⁴⁸ Interview Wolfgang H.

⁵⁴⁹ Siehe Zimmermann, *Geschichtsbilder*, 916 f.; Faehndrich, *Eine endliche Geschichte*, 208 ff.

⁵⁵⁰ Interview Wolfgang H., 51.

Die Erzählung Wolfgang H.s hatte folglich neben mir als Interviewerin zwei weitere Adressaten: Zum einen an ein von ihm imaginiertes Publikum, das die (Mit-)Verantwortung der deutschen Bevölkerung an der Zerschlagung der Tschechoslowakei, der Expansion des Nationalsozialismus, am Krieg sowie an den nationalsozialistischen Massenverbrechen betont und die deutschen Geflüchteten und Vertriebenen nicht als Opfer anerkennt.⁵⁵¹ Um dieser Haltung entgegenzutreten, betonte er die Gewalt an Deutschen, während er ihre Rolle als Akteure der Gewalt schmälerte. Zum anderen richtete er argumentative Elemente aus seiner Erzählung an von ihm als (reaktionäre) „Fanatiker“ klassifizierte politische Akteure aus den Reihen der Landsmannschaften, die die Rückgabe von Eigentum und „Wiedergutmachung“ forderten. Damit, sowie mit ihrer Fokussierung auf die tschechischen Gewalttaten an Deutschen, würden sie einen Hass befeuern, der dem Projekt einer „Versöhnung“, also seinem persönlichen Ziel, zuwiderlaufe.⁵⁵² Wie er immer wieder betonte, stünden im Zentrum seiner politischen Arbeit nicht die Vergangenheit, sondern nachfolgende Generationen, die genauso wenig für die Gewalthandlungen an der deutschen Bevölkerung könnten wie seine Generation für die „Quälereien und Schweinereien“ in den deutschen Konzentrationslagern verantwortlich sei.⁵⁵³ Diese Unschuld, die Wolfgang H. der tschechischen Nachkriegsgeneration diagnostizierte, implizierte somit den „Freispruch“ seiner Generation von der Verantwortung für die nationalsozialistischen Massenverbrechen. Die Abgrenzung von „den Fanatikern“ fand in der Lebensgeschichte von Wolfgang H. vor allem auf der Ebene des Kommentars statt. Zwar adressierte er auf dieser Ebene wiederholt explizit reaktionäre Haltungen in den Landsmannschaften, die nicht auch die andere (tschechische) Seite sehen wollen würden. Aber auch die Inhalte seiner Erzählsequenzen vermittelten (wie bereits dargestellt) ein Geschichtsbild, welches die Opfer-Erfahrung der deutschen Bevölkerung der böhmischen Länder betonte und ihre Mitverantwortung am NS-Regime marginalisierte.

⁵⁵¹ Nach Constantin Gochler folgt eine solche Haltung einem „partikularistischen Opfermodell“. Gochler, „Versöhnung“ und „Viktimisierung“, 874.

⁵⁵² Siehe Interview Wolfgang H.

⁵⁵³ Interview Wolfgang H.

Migrations- und Integrationsdebatten

Während sich manche Interviewte beim Erzählen ihrer Lebensgeschichte gegenüber Nationalsozialismus und Krieg positionierten, machten andere gegenwärtige Debatten über Migration und Integration zu einem zentralen Bezugspunkt ihrer biographischen Selbstdarstellungen.⁵⁵⁴ Dass letzteres nicht nur bei jenen Interviewten der Fall war, die von sich selbst wie dargestellt als „Flüchtlingskind“, „Ausländer“ oder „Migrant/in“ sprachen, sondern auch bei solchen, die sich explizit von einer solchen Lesart ihrer Erfahrungen distanzieren, weist darauf hin, dass die Bezugnahmen auf Migrations- und Integrationsdebatten in den argumentativen Textpassagen Reaktionen auf den Zeitzeugenaufruf sind, auf den sich die Interviewten eingangs gemeldet hatten. Dieser trug den Titel „Die ersten Migranten der Zweiten Republik“ und hatte zum Ziel, Kontinuitäten zwischen Evakuierung, Flucht und Vertreibung und gegenwärtigen Migrationsphänomenen hervorzuheben. So sollte der Rahmen des Sagbaren erweitert und Adressat/innen des Aufrufs „Migration“ als alternative historische Rahmenerzählung (Migration) zur Einordnung ihrer Erfahrungen angeboten werden.⁵⁵⁵

Wie ich im Folgenden zeigen werde, reagierten die Interviewten auf diese Fremdkategorisierung als „Migranten“ durchaus unterschiedlich: Manche hatten ihre Lebensgeschichte oder bestimmte Teile daraus bereits seit mehreren Jahren im Kontext von Migrations- und Integrationsdebatten erzählt, identifizierten sich selbst als „Migranten“ oder „Ausländer“ und stellten sich dem Interviewprojekt zur Verfügung (Beispiele Zdenka I. und Katharina H.). Für andere war die im Aufruf erfolgte Integration der eigenen Erfahrungen in das Migrationsthema keine solche Selbstverständlichkeit und schuf vielmehr das Bedürfnis, sich von dieser Gruppe der „Anderen“ zu distanzieren. Es ist anzunehmen, dass sie sich durch den Titel des Aufrufs dazu aufgefordert sahen, zu dieser Kategorisierung als „Migrantin oder Migrant“ explizit Stellung zu beziehen und sich von jeglicher Assoziation mit dem gegenwärtigen Migrationsdebatten abzugrenzen (Beispiel Irene W.). Im Folgenden gehe ich auf diese unterschiedlichen Selbst-Verortungen in gegenwärtigen Migrations- und

⁵⁵⁴ Zu ähnlichen Ergebnissen kam Susanne Greiter, die die Tradierung von „Flucht und Vertreibung“ im Familiengedächtnis im Raum Ingolstadt untersucht hat, siehe Greiter, *Flucht und Vertreibung*, 310 ff.

⁵⁵⁵ Siehe dazu auch in der Einleitung.

Integrationsdebatten ein. Ein besonderer Fokus liegt dabei auf der Bildung von „Wir“- und „Sie“-Gruppen in den Interviews, die zur Herstellung von Differenz dienen.⁵⁵⁶

Irene W. (*1931 in Südmähren) distanzierte sich von einer Bezeichnung der deutschen Evakuierten, Flüchtlinge und Vertriebenen als „Flüchtlinge“ und wollte „ihre“ Gruppe als „Heimatvertriebene“ benannt wissen und damit auch – bewusst oder unbewusst – einen bestimmten politischen Kontext adressieren.⁵⁵⁷ Dieser Begriff hatte während des Kalten Krieges Hochkonjunktur und diente vor allem in der Bundesrepublik als politisches Schlagwort, war aber auch in österreichischen innenpolitischen Diskussionen in Verwendung.⁵⁵⁸ Mit seiner Etablierung ging die Kategorisierung von Evakuierung, Flucht und Vertreibung der deutschen Minderheiten als einseitiger Gewaltakt einher, aus dem in der Konsequenz ein fortwährender rechtmäßiger Territorialanspruch abzuleiten sei (vor allem auf die ehemaligen Ostgebiete des Deutschen Reiches).⁵⁵⁹ Da Irene W. aber weder im Umfeld der landsmannschaftlichen Organisationen aktiv war oder Vertriebenenpublizistik rezipierte, noch an anderer Stelle im Interview von ihrer Herkunftsregion als ihrer „Heimat“ sprach, überrascht der ausdrückliche Verweis der Interviewten darauf, dass der Begriff der „Heimatvertriebenen“ unbedingt jenem des „Flüchtlings“ vorzuziehen sei. Der wohl eklatanteste Unterschied zwischen den beiden Begriffen ist die auch zum Zeitpunkt des Interviews 2012 vorwiegend negativ konnotierte mediale Präsenz des Begriffs „Flüchtling“, der in der medialen Darstellung eng mit dem Begriff „Migrant/in“ verschmolzen ist und gemeinhin ein „huge, threatening ‚other‘“⁵⁶⁰ repräsentiert. Die Bezeichnung „Heimatvertriebene“ wurde in der öffentlichen Debatte bis dato ausschließlich für die deutschsprachigen Evakuierten, Geflüchteten und Vertriebenen verwendet (auch wenn im Grunde natürlich alle Flüchtlinge aus ihrer „Heimat vertrieben“ sind). Wie ich im Folgenden zeigen werde, wollte Irene W. nicht nur an dieser Stelle ihre Geschichte der Vertreibung aus Südmähren und die Integration in Österreich keinesfalls mit jener von Migrant/innen in der

⁵⁵⁶ Siehe Bernd Matouschek/Ruth Wodak/Franz Januschek, *Notwendige Massnahmen gegen Fremde? Genese und Formen von rassistischen Diskursen der Differenz*, Wien 1995.

⁵⁵⁷ „Die Deutschen mussten sich vielmehr um diese Flüchtlinge, also, Flüchtlinge waren es nicht, Heimatvertriebene, Flüchtlinge ist falsch, ha, ah, kümmern“ (Interview Irene W.).

⁵⁵⁸ Siehe etwa Machunze, *Vom Rechtlosen zum Gleichberechtigten*, Band 1.

⁵⁵⁹ Hierzu Beer, *Flüchtlinge – Ausgewiesene – Neubürger – Heimatvertriebene*, 166. Inwiefern die Semantik in österreichischen Debatten übernommen wurde, ist unklar und ein durchaus interessantes Forschungsdesiderat. Zu Territorialansprüchen, die mit dem Heimatbegriff in Verbindung stehen, siehe Andrew Demshuk, *What was the Right to „Heimat“? West German Expellees and the many Meanings of "Heimkehr"*, in: *Central European History* (2012) 45, 523–556.

⁵⁶⁰ Pohl, *The Discursive Construction of "Migrants and Migration"*, 209.

Gegenwart in Verbindung gebracht wissen. Vielmehr zog sich dieses Abgrenzungsnarrativ wie ein roter Faden durch ihre gesamte lebensgeschichtliche Selbstdarstellung. Obwohl Irene W. immer wieder von diesen „Anderen“ sprach, benannte meine Interviewpartnerin diese nie ausdrücklich, etwa anhand einer Gruppenbezeichnung wie „Migranten“, „Ausländer“, „Asylanten/Asylwerber“ oder „Zugewanderte“. Im Vergleich zu Erzählungen anderer Interviewter fanden diese Begriffe in ihrer lebensgeschichtlichen Selbstdarstellung keine Verwendung. Dennoch waren sie im Subtext der Erzählung in einem weit größeren Ausmaß präsent als bei anderen Interviewten.

Erstens verglich sie die beiden Gruppen – sie selbst und ihre Mutter auf der einen, und „die heute“ auf der anderen Seite – hinsichtlich ihrer Handlungsstrategien im Umgang mit Bürokratie und österreichischen Behörden. Während sie und ihre Mutter diesbezüglich stets vorausschauend gehandelt hätten, sei dies bei „denen heute“ gänzlich anders. Ihre Mutter habe damals strategisch klug gehandelt, indem sie alle für die Einschulung notwendigen Dokumente mit nach Österreich gebracht habe. Migrant/innen heute würden hingegen trotz ihrer „freiwilligen“ [sic] Migration oft gar keine Papiere bei sich haben.

IW: Ich, wir waren ja vorher [bevor sie wegen Typhus ins Krankenhaus kam, MD] anmelden in der Schule. Im Gymnasium /ja, ja/. Zeugnisse mitgehabt /ja/. Das war das. Wissen Sie, diese Menschen [„Heimatvertriebene“ allgemein oder andere „Deutsche“ aus ihrem Herkunftsort, MD] waren, waren/ wir wurden gezwungen, zu gehen. Die meisten gehen freiwillig und dann haben sie - keinen Ausweis, haben nicht, was sie gelernt haben [betont] ja. Und dann sind sie alle entsetzt. Da bin ich ein Niemand [betont], wenn ich nichts mithabe, wenn ich nicht sage, wie ich heiße, wo ich geboren bin und was ich vielleicht gelernt habe und was ich/. - Ich habe noch das, das letzte Zeugnis gehabt. Das war vom dritten Gymna/, dritte Klasse Gymnasium, Halbjahr. [...] Ich habe kein Jahr versäumt. Trotzdem [sic] ich so spät in die Schule gekommen bin.“⁵⁶¹

Wie in der gesamten autobiographischen Darstellung, ist „Erfolg“ auch in dieser Sequenz das zentrale Thema. Irene W. musste als Heldin der Erzählung mehrere Hindernisse überwinden, um zum Ziel (der erfolgreichen Integration) zu gelangen: Trotz Zwangsmigration und schwerer Erkrankung wurde ihre schulische Laufbahn nicht unterbrochen. Dies sei, so die

⁵⁶¹ Interview Irene W.

Interviewte, der Tatsache geschuldet gewesen, dass sie bei der Einschreibung ihre letzten Schulzeugnisse vorweisen konnte und diese zudem gute Noten auswies. Die Erzählerin motivierte dieses Geschehen mit dem „richtigen“ Handeln ihrer Mutter. Kausale Motivierungen wie diese würden vor allem dann explizit in Erzählungen angeführt, so die Literaturwissenschaftler Matias Martínez und Michael Scheffel, wenn sie eine aus der Erzählperspektive besonders überraschende oder erklärungsbedürftige Wendung anzeigten.⁵⁶² In Irene W.s Darstellung wird die kausale Motivierung des Erfolgs resp. die ununterbrochene Schullaufbahn expliziert, um ihre Mutter und sie von einer unbestimmten Gruppe, nämlich jener heutiger Migrant/innen abzugrenzen.⁵⁶³

Ebenso wie dieser inhaltliche Vergleich verdeutlicht auch der wiederholt abrupte Wechsel von Protagonistinnen und Erzählzeit, dass diese Abgrenzung ein zentrales Motiv in dieser Erzählsequenz ist: Waren zunächst Irene W. und ihre Mutter die handlungstragenden Figuren, wurden sie im Folgesatz sogleich zum Bestandteil einer Wir-Gruppe, welche die erzwungene Migration zum gemeinsamen Merkmal hat. Nachdem sie dieses in der Vergangenheitsform anführte, setzte sie schließlich im Präsens fort. Anhand dieses Wechsels der Erzählzeit wird deutlich, dass eine zeitliche Trennlinie zwischen den Gruppen verläuft, nämlich den „Heimatvertriebenen“ (bzw. Irene W. und ihre Mutter) auf der einen Seite und Personen, die während der letzten Jahrzehnte („heute“) nach Österreich zugewandert sind, auf der anderen. Dass Irene W. aber durchaus auch Ähnlichkeiten hinsichtlich der Situation und Erfahrungen der beiden Gruppen sah, kommt in der daran anschließenden Sequenz zum Ausdruck. In dieser nahm das „Ich“ der Erzählerin eine verallgemeinernde Funktion ein („Dann bin ich ein Niemand, wenn ich nichts mithabe“). Den Ausgangspunkt dafür bildete die (zumindest partielle) Identifikation der Erzählerin mit „denen heute“. Im Unterschied zu diesem habe sie damals aber gewusst, was zu tun sei und ihr „letztes Zeugnis gehabt“ und somit den Schulbesuch fortsetzen können.

⁵⁶² Martínez, Erzähltheorie, 115.

⁵⁶³ Nach Bernd Matouschek, Ruth Wodak und Franz Januschek ist eine solche Konstituierung des Selbst als „In-Group“ und von anderen als „Out-Group“ ein zentrales Merkmal von Diskursen der Differenz. Die Kategorisierung und Typisierung erfolge dabei auf sprachlicher Ebene über „Benennung und Etikettierung“ sowie die Wiedergabe von „Vorurteilsinhalten“ über explizite und implizite Zuschreibungen. Siehe Matouschek, Notwendige Maßnahmen gegen Fremde?, 49 ff.

Der zweite Aspekt, über den Irene W. Differenz herstellte, war das nationale Loyalitätsempfinden:⁵⁶⁴ Ihre „Heimat“ sei ausschließlich Österreich, ganz im Gegensatz zu Migrant/innen in Österreich heute. Dass diese ein anderes Land als ihre „Heimat“ betrachteten und dort auch Feiertage oder gar seinen Lebensabend verbringen würden, sei für sie unverständlich und ein Zeichen für die mangelnde Loyalität der Zugewanderten gegenüber ihrem neuen Aufenthaltsland. In Abgrenzung zu dieser von ihr diagnostizierten Illoyalität, zeigte meine Interviewpartnerin anhand mehrerer Geschichten, dass sie allein Österreich als ihre „Heimat“ betrachten würde. Dies falle ihr allerdings auch leichter als Zugewanderten heute, da die Vertriebenen nach dem Krieg von der österreichischen Bevölkerung mit offenen Armen empfangen worden seien. Diese von ihr diagnostizierte Veränderung des Verhaltens der österreichischen Bevölkerung gegenüber Migrant/innen stünde dabei in kausalem Zusammenhang mit der „Massenhaftigkeit“ der heutigen Einwanderung sowie der (in Irene W.s Darstellung vermeintlichen) Mittellosigkeit heutiger Migrant/innen.

IW: Also ich kann überhaupt nicht sagen/. Die Wiener haben das goldene Herz damals hundertprozentig gehabt /mhm/. Ja /mhm, mhm/. Ja /mhm/. Was aber heute nicht mehr ist. Aber warum? – Weil, ah, äh, diese Massen, die da herkommen, mit nichts, ja? Oft barfuß. ‚Ja, die haben mir alles genommen und alles gestohlen und ich weiß nicht.‘ Ja, ah [atmet aus]. - Und nur warten, dass sie sie, dass sie sie, w/, wo was abholen /mhm/. Ja. - - Das ist alles ein bisschen/. Ja. - Nicht?⁵⁶⁵

Die Attribute, mit denen Irene W. in ihrer Erzählung gegenwärtige Migrant/innen beschrieb („Massen“, „barfuß“), sind typische Bestandteile des medialen Migrationsdiskurses in Österreich, anhand derer bestimmte abwertende Zuschreibungen transportiert werden. An keiner Stelle unterschied meine Interviewpartnerin zwischen Gastarbeiter/innen, Flüchtlingen und anderen Migrant/innen sowie auch unterschiedliche Beweggründe und Migrationsbedingungen in ihren Darstellungen von Migrant/innen nicht vorkamen. Gerade dieses Verschwimmen unterschiedlicher Migrationsformen und Bedingungen der Migration ist, wie Walter Pohl und Ruth Wodak gezeigt haben, ein zentrales Charakteristikum jener

⁵⁶⁴ Für eine Diskussion des Loyalitätsbegriffs siehe Martin Schulze Wessel, "Loyalität" als geschichtlicher Grundbegriff und Forschungskonzept: Zur Einleitung, in: Martin Schulze Wessel (Hrsg.), *Loyalitäten in der Tschechoslowakischen Republik, 1918-1938. Politische, nationale und kulturelle Zugehörigkeiten*, München 2004, 1–22.

⁵⁶⁵ Interview Irene W.

Bilder, die von Politik und Medien vermittelt werden.⁵⁶⁶ Von diesem verschwommenen, negativ konnotierten Bild versuchte sich meine Interviewpartnerin anhand von Argumenten abzugrenzen, die auf die Andersartigkeit der „Heimatvertriebenen“ gegenüber „denen heute“ verweisen sollten. Da „Erfolg“ das sinnstiftende und Kontinuität erzeugende Leitmotiv ihrer lebensgeschichtlichen Selbstdarstellung war, war für Irene W. eine Abgrenzung von der defizitären Darstellung von „Migranten“ in gegenwärtigen Migrations- und Integrationsdebatten umso wichtiger. Eine Assoziation mit den (defizitären) Merkmalen, die Migrant/innen in öffentlichen Debatten zugeschrieben werden, sollte so auf alle Fälle vermieden werden. Dazu war in den argumentierenden Textpassagen die latente Erzeugung von Differenz eine zentrale Strategie.

Im Unterschied zu Irene W. distanzierte sich Katharina H. (*1919 in Slawonien) keineswegs von einer möglichen Fremd-Identifikation als „Flüchtling“ oder „Migrantin“. Vielmehr nutzte sie diese als Ventil, um eigene Exklusionserfahrungen zu schildern und xenophobe Zuschreibungen und Vorurteile als solche zu identifizieren. In ihrer Erzählung führte sie Argumente gegen xenophobe Stereotypen in der öffentlichen Debatte an. So auch, als sie erklärte, warum sie, genauso wenig wie andere „Ausländer“, keinen Einheimischen „die Arbeit wegnehmen“ würde.⁵⁶⁷ Damit distanzierte sie sich von massenmedialen und rechtspopulistischen Zuschreibungen, denen sie gemäß ihrer Identifikation als „Ausländerin“ in Massenmedien und rechtspopulistischer Politik ausgesetzt ist. Diese Abgrenzung zog sich in der Darstellung Katharina H.s durch ihre gesamte Lebensgeschichte. Die Exklusionserfahrung habe aber nicht erst in Österreich begonnen, sondern bereits in Jugoslawien seien „die Deutschen“⁵⁶⁸ Ausländer gewesen und als solche (und weil „das mit dem Hitler zu viel geworden ist“) nicht gewollt worden.⁵⁶⁹ Aber auch gegenwärtig sei die Ausländerfeindlichkeit für sie spürbar, vor allem wenn sie gemeinsam mit ausländischen Pflegekräften spazieren gehe.

KH: Mögen sie net. Mögen sie net. Ich weiß net warum net mögen. Die sagen, „Ja, die kommen und nehmen uns die Arbeit weg.“ Ja, die nehmen schon die Arbeit weg, aber

⁵⁶⁶ Siehe Pohl, *The Discursive Construction of “Migrants and Migration”*, 209.

⁵⁶⁷ Johannes Gold bezeichnete diesen Erzählstrang als „Verlusttopos“. Dieser charakterisiere gemeinsam mit dem „Sicherheitstopos“ und dem „Missbrauchtopos“ seit den 1960er Jahren den österreichischen Migrationsdiskurs. Siehe Gold, *Migration*, 261.

⁵⁶⁸ So der von ihr durchgängig verwendete Begriff zur Bezeichnung der deutschsprachigen Minderheiten in ihrer Herkunftsregion.

⁵⁶⁹ Interview Katharina H.

die Arbeit die wollen eh net die Arbeit machen, net? Äh, w/ was sind sie denn? Putzfrau oder im Feld wie ich, net, 25 Jahre hab ich im Stift [gearbeitet, MD]. Hab ich Ihnen eh gezeigt, net, die Dokumente? [...] Wenn S' das sehen was ich gearbeitet hab. Schwer, schwer.⁵⁷⁰

Meine Interviewpartnerin bezog in dieser Sequenz Stellung gegenüber zwei latenten xenophoben Vorstellungen: erstens die Ansicht, dass Zuwanderer den Einheimischen die Arbeit „wegnehmen“ würden und zweitens dem (dem entgegen gesetzten) Stereotyp vom „nicht arbeitenden, schmarotzenden Ausländer.“⁵⁷¹ Diesen zwei Vorstellungen trat sie mittels ihrer eigenen Lebensgeschichte entgegen: Zum einen habe sie selbst, wie auch viele andere „Ausländer“, eine schwere Arbeit gehabt, die Einheimische nicht machen würden. Darüber hinaus habe sie diese Arbeit 25 Jahre lang behalten, wofür sie am Ende der Sequenz einen schriftlichen „Beweis“ erbrachte, indem sie mir eine Urkunde zeigte, die sie für ihre langjährige Tätigkeit als Arbeitskraft in der Landwirtschaft erhalten hatte. Katharina H. trat in eine direkte Auseinandersetzung mit imaginierten Vertretern dieser xenophoben Haltungen, indem sie einen Dialog im dramatischen Modus wiedergab, das Argument des Gegenübers zitierte und diesem entgegnete. Das Zitieren der direkten Rede des weitverbreiteten Arguments („Die sagen, ‚Ja, die nehmen uns die Arbeit weg.‘“) verdeutlichte dabei die Unmittelbarkeit und fortwährende Präsenz des Erzählten für die Interviewte.⁵⁷² Sie grenzte sich in ihrer lebensgeschichtlichen Selbstdarstellung von jenem Bild ab, das österreichische Medien, aber auch politische Parteien von Migrant/innen zeichnen. Anders als Irene W. identifizierte sie sich als „Ausländerin“ (und nicht als „Heimatvertriebene“), wies aber die damit verbundenen Zuschreibungen zurück.

Auch in Zdenka I.s (*1939 in Slawonien) lebensgeschichtlicher Selbstdarstellung kam der Topos der „Vertreibung“ oder eine Identifikation als „Heimatvertriebene“ nicht vor. Sie stellte ihre Erzählung vielmehr unter das Banner einer Migrationserzählung, ohne sich explizit gegenüber im öffentlichen Diskurs virulenten Darstellungen und Stereotypen zu positionieren oder sich von diesen zu distanzieren. Als ich sie zum Interview traf, hatte sie bereits eine mehrseitige Autobiographie unter dem Titel „Ich war ein Flüchtlingskind“ in Form eines Heftchens publiziert, das sie im Eigenverlag vertrieb. Auch ihre autobiographische

⁵⁷⁰ Interview Katharina H..

⁵⁷¹ Zum „Missbrauchtupos“ in Migrationsdiskursen siehe Gold, Migration, 261.

⁵⁷² Zur „direkten Figurenrede“ siehe Martínez, Erzähltheorie, 53 f.

Selbstdarstellung im Interview führte diese Anlehnung an gegenwärtige, nicht defizitär orientierte Diskurselemente zum Themenfeld Migration und Integration fort. Bereits zu Beginn unseres Treffens kommentierte meine Interviewpartnerin, noch bevor ich das Aufnahmegerät eingeschaltet hatte, die österreichische Migrations- und Integrationspolitik, eigene Erfahrungen mit xenophobem Verhalten in der Nachbarschaft sowie die Notwendigkeit proaktiver integrationspolitischer Maßnahmen. Ganz im sprachlichen Duktus der Debatte schilderte Zdenka I. ihre Lebensgeschichte als Integrationsgeschichte, was heißt, dass sie den Prozess einer zweiten Sozialisierung in einer für sie fremden Gesellschaft in den Mittelpunkt ihrer lebensgeschichtlichen Selbstdarstellung stellte. Sie erzählte von der Ankunft und ersten Zeit im Flüchtlingslager, der dortigen sozialen Isolation, dem Gefühl von Fremdheit und der Scham für den starken Dialekt ihrer Großmutter sowie dem Kontakt mit Einheimischen. Nachdem sie gemeinsam mit ihrer Mutter, ihrem kleinen Bruder und den Großeltern mehrere Jahre in einem Flüchtlingslager in der britischen Besatzungszone untergebracht gewesen war, fand die Familie Unterkunft in leer stehenden, baufälligen Gebäuden auf einem ehemaligen Werksgelände. Dort kam Zdenka I., damals im Grundschulalter, mit anderen einheimischen Kindern in Kontakt.

ZI: Und da, da war/ da haben wir mit den Kindern [leicht betont] und das, das war wirklich für mich Integration [leicht betont]! Wir Kinder haben uns alle so gut g/ verstanden! /mhm/ Wir waren Spielgefährten, wir haben im/. Wir haben ja nichts gehabt, aber die Wiese, der Wald und die Felder, das waren unsere Spielgelände und, und /mhm/ es war wirklich schön [betont]. Und dann lange Jahre danach ist einer von dort, den/ mit dem/. Der war der Kleinste von uns allen [betont], den immer ich [betont] an der Hand führen musste, dass er auch mittun konnte, das war dann unser Bürgermeister [schmunzelt]. Und der hat jetzt noch immer wenn er mich sieht, freut er sich und wir haben wirklich/. /mhm/ Und er hat sich dann damals, das muss ich auch sagen, wie dann wieder der/ äh, die Flüchtlingsnot, da vom ehemaligen Jugoslawien /mhm/ war/. Dann bin ich, wenn wir Leute gehabt haben aus Bosnien und so, ich brau/ ich bin nur zu ihm gegangen und der hat mir immer irgendwie ausgeholfen [leicht betont], wenn ich da/. Da hab ich mich engagiert, eben da für die Leute, die /ja/ damals von Un/. Und der hat uns immer ausgeholfen und hat halt/. Was er geben konnte hat er

uns gegeben, nicht? /mhm/ Aber das war wirklich /mhm/ gelebte Integration [betont, langsam], /mhm/ was wir da draußen als Kinder gemacht haben.

Auffallend an dieser Geschichte ist zunächst die zahlreiche Verwendung von Pronomina und im Besonderen der Subjekte „ich“, „er“ und „wir“. Diese werden innerhalb eines Satzes wiederholt und so in ihrer Bedeutung verstärkt. Bereits zu Beginn der Geschichte wechselte die Erzählerin vom im autobiographischen Erzählen üblichen „Ich“-Subjekt ins „Wir“. Während damit zunächst noch meine Interviewpartnerin und ihr Bruder gemeint waren, dehnte sich diese Wir-Gruppe bereits im nächsten Satz auf „alle Kinder“ in der Nachbarschaft aus, die durch die Inszenierung von Gemeinsamkeiten („wir haben nichts gehabt“) und eines gemeinsamen Raums (Wald, Wiese etc.) zu einem Subjekt („wir“) verschmelzen. Aus dieser Gemeinschaft löste die Erzählerin schließlich wieder zwei Hauptfiguren heraus, die in der Folge zu Trägern des von ihr gezeichneten Bildes von „gelebter Integration“ wurden: Die Interviewte veranschaulichte ihren während der Kindheit engen Kontakt zum späteren Bürgermeister anhand des Bildes, dass er als „Kleinster“ von ihr an der Hand genommen wurde und sich damit in ihrer Obhut befand. Neben dem von der Interviewten bereitgestellten Deutungsangebot als „gelebte Integration“, zielte ihre Darstellung auch auf ein komisches Moment in der Geschichte ab, das sie durch ihr Schmunzeln andeutete. Der komische Höhepunkt der Anekdote bestand in der Vorstellung, dass der spätere „Bürgermeister“ – also ein Mann, der hohes soziales Ansehen genießt und mit politischer Macht ausgestattet ist – als „kleinster“ Junge (von einem Mädchen resp. einem „Flüchtlingskind“) an der Hand geführt werden muss. Die Pointe basiert im Wesentlichen darauf, dass in der Darstellung soziale Schranken vermeintlich überwunden werden. Die Figur des Bürgermeisters erhielt in der Geschichte an keiner Stelle einen Eigennamen, sondern wurde lediglich anhand ihres öffentlichen Amtes identifiziert, was die Reduktion der Figur des Bürgermeisters auf diese Funktion, die in Gegensatz zu ihm als „Kleinster von allen“ steht, zusätzlich stärkt. Der zweite Teil der Episode war auf die beiden mittlerweile erwachsenen Protagonist/innen und ihre Beziehung zueinander zugeschnitten, welche vor allem durch die Hilfsbereitschaft des „Bürgermeisters“ gegenüber meiner Interviewpartnerin und von ihr initiierten karitativen Projekten dargestellt wurde. Dass dieser immer ein offenes Ohr für diese Anliegen gehabt habe, führte meine Interviewpartnerin auf das gemeinsame Aufwachsen während der ersten Nachkriegsjahre zurück. Die Nachhaltigkeit ihrer Beziehung galt meiner Interviewpartnerin

schließlich als gelungenes Beispiel für „gelebte Integration“, wie Zdenka I. es nannte. Mit dieser Einschätzung schloss die Interviewpartnerin die Episode.

Defizitäre Charakterisierungen von „Migrant/innen“, wie sie spätestens seit den 1960er Jahren in österreichischen Migrationsdebatten mehrheitlich anzutreffen sind,⁵⁷³ waren in vielen Interviews des Samples auf die eine oder andere Weise präsent. Die drei hier angeführten Beispiele zeichneten sich durch die Vehemenz dieser Präsenz aus, was heißt, dass nicht nur in einzelnen Nebensätzen auf die Debatte Bezug genommen wurde, sondern dass Identifikation mit und/oder Distanzierung von in diesen Debatten vermittelten Inhalten eine zentrale Komponente in der biographischen Selbstdarstellung der Interviewten waren. Meine Interviewpartnerinnen positionierten sich diesen gegenüber, indem sie sich entweder von den in den Debatten imaginierten Sie-Gruppen abgrenzten (Irene W.), zeigten, dass die gegenüber der Gruppe vorgenommenen Zuschreibungen nicht stimmten (Katharina H.), oder aber die in der Debatte konstruierte Differenz aufzulösen versuchten (Zdenka I.).

Welche Gemeinsamkeiten teilten diese drei Interviewpartnerinnen aber, die Hinweise auf mögliche Gründe für diese Präsenz der Migrationsdebatten in genau diesen drei biographischen Selbstdarstellungen liefern könnten? Zunächst waren alle Interviewten, die ihre Lebensgeschichte unter anderem mittels Bezugnahme auf gegenwärtige Migration- und Integrationsdebatten verhandelten, Frauen. Ob dieses Argumentationsmuster genderspezifisch ist, muss jedoch Gegenstand weiterführender Forschungen sein. Auch andere Faktoren können für die Persistenz des Argumentationsmusters verantwortlich zeichnen: Zum Beispiel war keine der Interviewten in landsmannschaftlichen Vereinigungen oder anderen Organisationen mit ähnlichem Fokus auf die Herkunftsregionen aktiv, alle drei lehnten solche Aktivitäten sogar ab, wenn auch aus sehr unterschiedlichen Gründen. Als Alternative zur Integration der eigenen Erinnerungen in Gruppengedächtnisse von Vertriebenen- oder ähnlichen Organisationen, stellten Migrationsdebatten für sie einen möglichen Rahmen dar, innerhalb dessen sie ihre Erfahrungen erzählen konnten. Denn auch sie hatten ihren Wohnort verlassen und waren vor beinahe 70 Jahren als „Fremde“ nach Österreich gekommen. Wenige Wochen bzw. Monate vor dem ersten Interviewtermin hatte ihnen allein schon der Titel des Zeitzeugenaufrufs, „Die ersten Migranten der Zweiten Republik“, die Verbindung zwischen der unmittelbaren Nachkriegsmigration und Migrationsphänomenen heute nahe gelegt. Die

⁵⁷³ Gold, Migration, 260 f.

drei Interviewpartnerinnen haben diese Option, die eigene Geschichte als Migrationsgeschichte zu erzählen, bewusst oder unbewusst reflektiert und sind dabei zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen gekommen: Irene W. grenzte sich von „denen“ ab, konnte aber dadurch nochmals auf ihren Erfolg, die Integration und Verhinderung des sozialen Abstiegs verweisen. Katharina H. konnte ihre Identifikation als „Ausländerin“ dazu nutzen, eigene Exklusionserfahrungen aus der Gesellschaft zu kommunizieren. Zdenka I. konnte anhand ihrer Identifikation als „Flüchtling“ Kontinuitäten zwischen ihren damaligen Erfahrungen in der unmittelbaren Nachkriegszeit und jenen von „Flüchtlingen“ heute aufzeigen.

Erwerbstätigkeit von Frauen und Geschlechterrollen

Das dritte Thema, das argumentative Textpassagen (insbesondere in Interviews mit weiblichen Interviewten) prägte, war die (Nicht-)Erwerbstätigkeit von Frauen – vor allem, sobald diese geheiratet und/oder Kinder bekommen hatten. Öffentliche Debatten und darin dominierende Geschlechterrollenkonzeptionen gestalteten wesentlich den Deutungsrahmen, innerhalb dessen die Interviewten die Arbeitsteilung in ihren Familien im Zuge ihrer biographischen Selbstdarstellung schilderten. Politische Reformen und Maßnahmen, die sich ein Aufweichen traditioneller Geschlechterrollenbilder und die darauf fußende Arbeitsteilung in Familien zum Ziel setzten, sorgten ab den 1980er Jahren für eine zunehmende Sensibilisierung der Öffentlichkeit und kritische Auseinandersetzung mit geschlechterspezifischer Arbeitsteilung in Familien. Damals sowie in den 1990er Jahren wurden von der österreichischen Regierung groß angelegte Kampagnen zur geschlechtergerechten Arbeitsteilung in Familien durchgeführt, die größte unter ihnen die vom Bundesministerium für Frauenangelegenheiten initiierte „Halbe/Halbe-Kampagne“ 1996 (der Werbeslogan dazu lautete „Ganze Männer machen halbe/halbe“).⁵⁷⁴ In den darauf folgenden Jahrzehnten wurden bereits damals in Gang gesetzte Debatten unter den Schlagworten „Chancengleichheit“ und „Geschlechtergerechtigkeit“ zum Gegenstand

⁵⁷⁴ Zu familienpolitischen Kampagnen und Debatten siehe Maria Mesner, Mütter-Familien, Familienmütter. Politiken ums Kinderhaben in Österreich, in: Gudrun Wolfgruber/Heidi Niederkofler/Margit Niederhiber/Maria Mesner (Hrsg.), Kinder kriegen - Kinder haben. Analysen im Spannungsfeld zwischen staatlichen Politiken und privaten Lebensentwürfen, Innsbruck 2006, 215–234, 225 ff.

medialer Debatten.⁵⁷⁵ Zudem war es seit den 2000er Jahren zu einer medial stark diskutierten, stetigen Zunahme geschlechtersensibler Sprache in der öffentlichen Verwaltung, Politik und Medien gekommen. Hohe mediale Aufmerksamkeit erregte etwa die Einführung geschlechtergerechter Formulierungen in der österreichischen Bundeshymne 2011 („Heimat großer Töchter und Söhne“ statt „Heimat bist du großer Söhne“ in der ersten Strophe).⁵⁷⁶ Begleitet wurden diese auf eine symbolische Ebene zielenden Maßnahmen von vor allem in den letzten Jahren sich verändernden Vaterschaftsidealen.⁵⁷⁷

Die Auswertung der Interviews hat gezeigt, dass vor allem weibliche Interviewpartnerinnen ihre durch die Geschlechterrollenmodelle der 1950er und 1960er Jahre geprägte Biographie anhand dieser sich verändernden Debatten (bewusst oder unbewusst) in Frage gestellt sahen. Als sie in den 1950er Jahren ihre Familien gründeten, hatte sich nach der Rückkehr der Männer aus Krieg und/oder Gefangenschaft und des dadurch entstehenden Konkurrenzdrucks am Arbeitsmarkt eine die Verantwortungsbereiche klar trennende, „bipolare Geschlechterordnung“⁵⁷⁸ durchgesetzt.⁵⁷⁹ Die „Problematisierung der Erwerbstätigkeit von Frauen“, so die Historikerinnen Johanna Gehmacher und Maria Mesner, war damals „nahezu

⁵⁷⁵ So etwa das im April 1997 durchgeführte „FrauenVolksBegehren“ für die Verankerung der Gleichstellung von Frauen im Bundesverfassungsgesetz. Siehe dazu Brigitte Geiger, Geschlechterverhältnisse als Medienereignis. Berichterstattung und mediale Diskurse zum österreichischen FrauenVolksBegehren, in: Johanna Dorer/ Brigitte Geiger (Hrsg.), Feministische Kommunikations- und Medienwissenschaft: Ansätze, Befunde und Perspektiven der aktuellen Entwicklung, Wiesbaden 2002, 98–123.

⁵⁷⁶ Eine Textzeile der Bundeshymne wurde per Gesetz von „Heimat bist du großer Söhne“ in „Heimat bist du großer Töchter und Söhne“ umgewandelt, siehe Bundesgesetz vom 27. Dezember 2011 über die Bundeshymne der Republik Österreich, BGBl. I Nr. 127/2011. Bis heute ist diese Änderung immer wieder Gegenstand heftiger Debatten, siehe Sabrina Kurzweil, The ‘daughters’ found their way into the Austrian national anthem. Gap in online media coverage of ‘gender-issues’ using the example of three online newspapers, regarding the amendment in 2011, Magisterarbeit, Universität Wien, Wien 2014.

⁵⁷⁷ So zum Beispiel die Kampagne „Echte Männer gehen in Karenz“ des Frauenministeriums in den Jahren 2010 und 2012.

⁵⁷⁸ Als solches verstehen Johanna Gehmacher und Maria Mesner „eine von Dichotomisierungen geprägte Geschlechterordnung, die durch die Naturalisierung der Geschlechterrollenzuordnung abgesichert ist.“ (Gehmacher, Dis/Kontinuitäten, 94).

⁵⁷⁹ Zur geschlechtsspezifischen Situation von Frauen und Geschlechterpolitik in der Nachkriegszeit in Österreich siehe außerdem Siegfried Mattl, Frauen in Österreich nach 1945, in: Rudolph G. Ardelt (Hrsg.), Unterdrückung und Emanzipation: Festschrift für Erika Weinzierl, Wien/Salzburg 1985, 101–125; Irene Bandhauer-Schöffmann/Ela Hornung, Von Mythen und Trümmern. Oral History-Interviews zum Alltag im Nachkriegs-Wien, in: Irene Bandhauer-Schöffmann/Ela Hornung (Hrsg.), Wiederaufbau Weiblich. Dokumentation der Tagung "Frauen in der österreichischen und deutschen Nachkriegszeit", Wien/Salzburg 1992, 24–54; Karin Schmidlechner, The Emergence of the Modern Teenage Girl in Postwar Austria, in: Mary Joe Maynes (Hrsg.), Secret gardens, satanic mills. Placing girls in European history 1750 – 1960, Bloomington 2005, 284–298; Johanna Gehmacher/Maria Mesner, Land der Söhne. Geschlechterverhältnisse in der Zweiten Republik, Innsbruck 2007.

ubiquitär“.⁵⁸⁰ Viele der Interviewten brachen ihre Ausbildung oder Erwerbstätigkeit nach der Eheschließung oder der Geburt ihrer Kinder ab und widmeten sich fortan der Kindererziehung, Hausarbeit und Unterstützung ihrer Ehemänner. Erfuhren sie in den 1960er Jahren dafür gemeinhin Anerkennung in ihrem Bestreben, sich ausschließlich der Familie zu widmen, so drehte sich diese Anerkennung ab den 1990er Jahren zwar bei weitem nicht ins Gegenteil. Dennoch aber waren sie in der öffentlichen Debatten und vielleicht auch in ihren Familien mit alternativen Geschlechterrollen konfrontiert. Wie die biographischen Selbstdarstellungen zeigen, sahen viele der weiblichen Interviewten anhand dieses Wandels in der öffentlichen Bewertung von Geschlechterrollen aus den 1950er Jahren ihre eigene Erwerbs- und Familienbiographie in Frage gestellt.

Wie die Geschlechterforschung gezeigt hat, dehnten sich Geschlechterrollenmodelle des Bürgertums im 19. Jahrhunderts in den 1950er und 1960er Jahren als Idealvorstellungen geschlechtlichen Verhaltens zwar auf alle sozialen Schichten aus, stießen in ihrer Umsetzung aber durchwegs auf Grenzen.⁵⁸¹ Ein zentrales Charakteristikum dieser bürgerlichen Geschlechterrollenkonzeption stellte die Trennung weiblicher und männlicher Handlungssphären dar.⁵⁸² Begründet wurde diese Separation und die auf ihr fußende hierarchische Ordnung anhand pauschaler Zuschreibungen bestimmter Eigenschaften an eines der beiden Geschlechter anhand von Naturalisierungen. Der Mann sei als „Familienerhalter“ für die ökonomische Existenzsicherung der Familie zuständig, während der Frau erzieherische und gesellschaftliche Funktionen sowie die Haushaltsführung als prinzipielle Verantwortungsbereiche zugeschrieben wurden.⁵⁸³ Im bürgerlichen Idealfall übte sie diese Funktionen zu Hause aus. Wenn finanziell notwendig, konnte sie zum Einkommen der Familie als „Zuverdienerin“ beitragen. Zudem war der Ehemann gegenüber der Ehefrau mit einem „Autoritätsanspruch“ ausgestattet.⁵⁸⁴

⁵⁸⁰ Gehmacher/Mesner, *Dis/Kontinuitäten*, 42.

⁵⁸¹ Siehe Martina Kessel, *Heterogene Männlichkeit. Skizzen zur gegenwärtigen Geschlechterforschung*, in: Friedrich Jaeger/Jörn Rüsen (Hrsg.), *Handbuch der Kulturwissenschaften. Themen und Tendenzen*, Stuttgart 2004, 372–384, 374.

⁵⁸² Gehmacher, *Dis/Kontinuitäten*, 94.

⁵⁸³ Gehmacher, *Land der Söhne*, 37 ff.

⁵⁸⁴ Reinhard Sieder, *Sozialgeschichte der Familie*, Frankfurt am Main 1987, 134 f.

Ein solches idealtypisches Rollenverständnis fand in der Umsetzung jedoch durchwegs seine sozialen, klassenspezifischen Grenzen.⁵⁸⁵ Vor allem in nichtbürgerlichen sozialen Milieus, wie etwa in der Arbeiterschaft oder bei Bauern, konnte die Erfüllung dieser geschlechterspezifischen Normen als Idee zwar durchaus existieren, in der Praxis aber „stimmte die Gleichsetzung von Mann/Erwerber und Frau/Erhalterin mit der ökonomischen Wirklichkeit“⁵⁸⁶ nicht überein. Wie ich im Folgenden zeigen werde, wirkten diese bürgerlichen Geschlechterrollenmodelle bis in die biographischen Selbstdarstellungen in den Interviews zu Beginn des 21. Jahrhunderts fort. Sie wurden in den lebensgeschichtlichen Selbstdarstellungen zu wesentlichen Parametern von Erfolg in den biographischen Erzählungen von Interviewten, die sich, bürgerlichen Geschlechteridealen des 19. Jahrhunderts folgend, der Reproduktionsarbeit widmeten.⁵⁸⁷ So etwa auch im Fall von Irene W. (*1931 in Südmähren), die in einer bildungsbürgerlichen Familie zur Welt kam. Ihr Vater war pensionierter leitender Beamter, ihre Mutter kümmerte sich um die Organisation des Haushalts und der Kinderbetreuung sowie der zahlreichen Hausangestellten. Waren bis zum krankheitsbedingten Tod ihres Vaters 1944 diesem als universalgelehrten, kinderliebenden und zudem judenfreundlichen Helden große Strecken ihrer biographischen Selbstdarstellung gewidmet, so übernahm ihre Mutter nach dem Tod des Vaters in der Erzählung diese Rolle der zentralen Heldenfigur. Die Darstellung ihrer Mutter als Heldin des Migrations- und Integrationsprozesses kam in den zahlreichen Sequenzen des Interviews zum Ausdruck, in denen Irene W. vom stets (ihrer Wertung nach) adäquaten und vorausschauenden Handeln ihrer Mutter während des gesamten Migrationsprozesses berichtete. Sie habe nicht nur alle notwendigen Dokumente und eine Möglichkeit organisiert, mit einem Lkw das Dorf zu verlassen, anstatt zu Fuß über die Grenze getrieben zu werden. Auch in Österreich habe ihre Mutter alles „richtig“ gemacht, ihre Kinder sofort in der Schule angemeldet und, um sie bestmöglich in die österreichische Gesellschaft zu integrieren, sogar vom Protestantismus zum Katholizismus konvertieren lassen („Und das war richtig so!“). Aber auch die Interviewte selbst stellte sich als durch und durch erfolgreiche Protagonistin ihrer Erzählung dar, von der Kindheit an bis hin zu ihren Tätigkeiten als Hausfrau und Mutter im

⁵⁸⁵ Zu Verschränkungen von „Klassenzugehörigkeit und Geschlechteridentität“ siehe Ute Frevert, „Mann und Weib, und Weib und Mann“. Geschlechterdifferenzen in der Moderne, München 1995, 139.

⁵⁸⁶ Ute Frevert, Einleitung, in: Ute Frevert (Hrsg.), Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert: zwölf Beiträge, Göttingen 1988, 11–16, 12.

⁵⁸⁷ Zum „Lebensberuf“ der Frau „in der Familie“ und damit verbundene vergeschlechtlichte Konzepte von Ehre siehe Frevert, „Mann und Weib“, 181–212.

Erwachsenenalter. Sie sei nicht nur eine außerordentlich gute Schülerin und zudem äußerst musikalisch begabt gewesen, sondern auch eine attraktive, von Männern begehrte Frau, die sich fürsorglich um ihre Kinder gekümmert habe und zudem eine erfolgreiche Verwalterin des Familienbudgets gewesen sei. Diese Erfüllung sozialer (bürgerlicher) Normen hinsichtlich geschlechtsspezifischen Verhaltens ermöglichte es Irene W., trotz des Verlusts des gesamten Vermögens und des hohen sozialen Status ihrer Familie nach der Zwangsmigration eine erfolgreiche Geschichte zu erzählen. Eine zentrale Erfolgsgeschichte bei der Darstellung ihres Lebens in Österreich war etwa die von ihr initiierte und abgewickelte Vergrößerung des Wohnraums der Familie durch den gewinnbringenden Verkauf der städtischen Eigentumswohnung und den Erwerb eines Einfamilienhauses am Stadtrand.⁵⁸⁸

Ganz gemäß bürgerlicher Wertvorstellungen hinsichtlich der Geschlechterverhältnisse in Familien, beschrieb Irene W. auch die Arbeitsteilung in ihrer Familie: Während sich ihr Mann der Erwirtschaftung von Einkommen widmete, konzentrierte sie sich auf die Schaffung bestmöglicher Umstände für die Reproduktionsarbeit (Vergrößerung des Wohnraums etc.). Bereits lange vor der Hochzeit hatte sie von ihrem Wunsch abgelassen Ärztin zu werden. Ihr habe der notwendige soziale Hintergrund (in ihrer Familie habe niemand eine dafür notwendige Ordination gehabt) dazu gefehlt, so ihre Begründung. Irene W. machte stattdessen eine Ausbildung als Bürokauffrau. Dennoch konnte sie diesen nichtgelebten Berufswunsch erfolgreich in ihre an bürgerlichen Geschlechteridealen orientierte biographische Selbstdarstellung integrieren: Zwar habe man ihr damals auf Grund des fehlenden beruflichen und finanziellen Hintergrunds in der Familie vom Medizinstudium abgeraten, jedoch habe sie ihr diagnostisches Geschick immer wieder innerhalb ihrer Familie und bei eigenen Krankenhausaufenthalten unter Beweis stellen können. Sie habe nicht nur als Kind während eines Krankenhausaufenthalts die Pflege eines jüngeren Jungen im Zimmer übernommen, sondern habe auch als Mutter immer die richtige Diagnose zur Hand gehabt, sobald ihre Kinder Anzeichen von Krankheit gezeigt hätten. Ihre Hausärztin habe sie deswegen bereits „Frau Oberarzt W.“ genannt.⁵⁸⁹ Als sie in ihrer Erzählung auf ihre erste Zeit in Österreich und die damalige Erwerbstätigkeit ihrer Mutter zu sprechen kam, fragte ich sie nach deren Ausbildung.

⁵⁸⁸ Interview Irene W.

⁵⁸⁹ Interview Irene W.

IW: Meine Mutter – war gelernte Lehrerin, durfte aber nicht, weil mein Vater in so einer Position war, nicht, das war verboten, dass die Ehefrau arbeitet /ja/. In meinem Augen war das richtig [laut gesprochen], weil der hat so viel verdient, was soll die Frau auch noch/. /Mhm/. Hier? Na fragen Sie nicht. Hier sind die Frauen von den Politikern, von denen wir eh nichts haben, alle in Position, damit die auch noch viel verdienen. Das ist alles falsch bitte /mhm/. Denen geht es ja dadurch zu gut. Deswegen ist ja das Ganze. Das gehört auch verboten /mhm/. - Da war es so, ab /mhm/ einer ge/, aber, auf, ab einem gewissen Level, den [sic] der Mann verdient hat, durfte die Frau nicht [betont] berufstätig sein /mhm, mhm/, ja /mhm, mhm/. Das war verboten bitte /mhm/.

Im unmittelbaren Anschluss an die Antwort auf meine Frage nach der Ausbildung ihrer Mutter kam Irene W. auf die berufliche (und soziale) Position ihres Vaters zu sprechen. Da dieser gut verdient habe, sei es ihrer Mutter (gesetzlich) verboten gewesen, arbeiten zu gehen.⁵⁹⁰ Sofort ging meine Interviewpartnerin von dieser Feststellung zu einer Argumentation, ja Rechtfertigung dieser Situation über. Diese Ordnung würde sie als durchaus positiv empfinden, da sie dazu beitrüge, soziale Ungleichheiten zu verringern. Ein ähnliches Argument wurde auch in der Debatte um Maßnahmen zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit in der Zwischenkriegszeit verwendet, als man versuchte, die Konkurrenz der Geschlechter am Arbeitsmarkt über das politische Schlagwort des „Kampfes gegen Doppelversorgung“⁵⁹¹ zu einer Diskussion über Verteilung und soziale Gerechtigkeit zu transformieren.

Die Begründung, dass ihrer Mutter die Erwerbstätigkeit „verboten“ gewesen sei, hatte für ihre Selbstdarstellung eine doppelte Funktion: Erstens diente sie dazu, die soziale Position der Familie anzuzeigen: Denn nur Ehefrauen, deren Männer „in so einer Position“ waren, sei es verboten gewesen zu arbeiten. Diese Lesart der Passage liegt nahe, da sie auch mit dem biographischen Leitmotiv der Gesamterzählung (Zugehörigkeit zum bürgerlichen Milieu vs. sozialer Abstieg) übereinstimmt. Damit half ihr die Referenz auf den sozialen Status ihrer Familie, in ihrer Selbstdarstellung ein kohärentes Bild von ihrer sozialen Herkunft zu vermitteln. Zweitens war die Verteidigung der Umsetzung bürgerlicher

⁵⁹⁰ In Österreich wurde ein solches Gesetz, das Ehefrauen von Beamten ab einem gewissen Einkommen die Erwerbsarbeit verbot, 1933 verabschiedet, siehe Appelt, Von Ladenmädchen, Schreibfräulein und Gouvernanten, 119.

⁵⁹¹ Siehe Fußnote 358.

Geschlechterrollenmodelle eine Reaktion auf eine (von ihr imaginierte) Konfrontation sowohl mit gegenwärtig in der Öffentlichkeit präsenten Geschlechterrollen als auch mit mir als weibliche Interviewerin, die erwerbstätig ist und unter Umständen für sie eine Generation repräsentiert, die bürgerliche Geschlechterrollen in Frage stellt.

Anders als Irene W. stellte schilderte Catherine P. (*1932 in der Bukowina) das Zusammenleben ihrer Eltern nicht entlang binärer Geschlechterrollenkonzptionen dar, die im Wesentlichen auf eine Trennung von „Privatem“ und „Öffentlichem“ abzielen.⁵⁹² Ihre Mutter sei unter sozial sehr schwierigen Umständen, nämlich als Kind einer mittellosen ledigen Mutter aufgewachsen, was sie zu dem Schluss führte, dass diese aus diesem Grund „sehr selbstständig war.“⁵⁹³ Wenn sie von dieser „Selbstständigkeit“ erzählte, meinte sie vor allem die Erwerbstätigkeit ihrer Mutter, sowohl als Greißlerin⁵⁹⁴ in Rumänien als auch als Stubenmädchen in Österreich. In Wien, wo sich die Familie niederließ, verdiente ihre Mutter über Jahre hinweg den Großteil des Familienunterhalts.⁵⁹⁵ Catherine P. stellte ihre Eltern an keiner Stelle in getrennten Handlungssphären dar, die diskursive binäre Konzeption einer (vermeintlich) ausschließlich weiblichen privaten und (vermeintlich) ausschließlich männlichen öffentlichen Handlungssphäre existiert in der Erzählung über ihre Eltern nicht. Vielmehr sprach sie von gemeinsamen Erwerbstätigkeit der Eltern, sowohl in der Zeit als Greißler in Österreich seien sie immer wieder gemeinsam von Wien aufs Land zum „hamstern“ gefahren um von dort Lebensmittel zu holen. Während ihre Mutter in Österreich später in einer Küche in einem Priesterseminar Arbeit gefunden und dann als Stubenmädchen gearbeitet habe, sei ihr Vater in Österreich oft arbeitslos gewesen und habe eben „Pech gehabt“.⁵⁹⁶

⁵⁹² An dieser Stelle gilt es zu beachten, dass die Dichotomie zwischen Privatheit (weiblich) und Öffentlichkeit (männlich) vor allem auf diskursiver Ebene existierte und sich vor allem mittels dieser und nicht allumfassend in den tatsächlichen Handlungsräumen und dem Verhalten der Geschlechter niederschlug. Siehe Kessel, *Heterogene Männlichkeit*, 374.

⁵⁹³ Interview Catherine P.

⁵⁹⁴ „Gleißler“ ist die österreichische Bezeichnung für einen „Tante Emma Laden“, eine „Gleißlerin“ folgerichtig die Inhaberin eines solchen.

⁵⁹⁵ Interview Catherine P.

⁵⁹⁶ Dabei sind natürlich auch Konzeptionen von „Glück“ und „Pech“ in hohem Maße geschlechterspezifisch konstruiert. Während etwa Männern im späten 18./beginnenden 19. Jahrhundert zugeschrieben wurde, auf Basis ihres eigenen Handelns Glück zu finden, würden Frauen vor allem andere Familienmitglieder glücklich machen. Siehe Martina Kessel, *Unter Utopieverdacht? Zum Nachdenken über Glück im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert*, in: *L'Homme* 10 (1999) 2, 257–276.

Die Rolle ihrer Mutter als Familienerhalterin kommentierte die Interviewte nicht weiter und auch dass die Situation ihres Vater damals nicht den sozialen Normen entsprach, wurde lediglich durch ihre Formulierung angedeutet, dass dieser „Pech gehabt“ habe. Während Catherine P.s Bruder „obwohl er lauter Einser in seinem Zeugnis“⁵⁹⁷ hatte, kein Stipendium bekam und nur die Hauptschule besuchen konnte, schloss Catherine P. mit Hilfe einer Begabtenförderung das Gymnasium ab. Sie begann ein Dolmetsch-Studium, im Zuge dessen sie ein Studienjahr in den USA verbrachte. Zu dieser Zeit kannte sie ihren späteren Mann bereits.

CP: Weil ich war damals also schon mit meinem Mann befreundet und – ich habe ihm gar nichts davon gesagt, weil ich mir gedacht habe: „Wird eh nichts, ne.“ Dann bekam ich also dieses Stipendium. [Pause 4,5 Sek.] /mhm/ Ja. Und mein Freund/.

MD: Jetzt schauen Sie so unglücklich dabei.

CP: Naja, es war ein schwieriges Jahr, denn de/, mein Freund wollte natürlich nicht, dass ich das Stipendium annehme, ist ja klar. /ja/ Er wollte nicht. „Du gehst jetzt fast ein Jahr weg, nach Amerika.“ Das wollte er nicht. Und das hätte ich fast abgelehnt, aber mein Professor hat gesagt: „Schauen Sie, Fräulein, wenn Sie das ablehnen, kriegt es kein anderer, ist das Stipendium verloren und so eine Möglichkeit kriegen Sie nicht so bald wieder – nach Amerika zu gehen.“ /mhm/ Und meine Eltern haben mir natürlich auch zugeredet, weil sie auch gefunden haben: „Pass mal auf, Kind, das ist eine einmalige Chance!“ Und dann habe ich es halt angenommen. Ja, und dann kam halt eine schwierige Zeit. [lacht] /ja/ Mit vielen Briefen. [lacht] /ja/ Und jeder hat halt dann/. Und, und, und i/, und ich meine, Tatsache war dann echt so, dass ähm/. Die Leute, die, die, äh, in Amerika waren und eine Beziehung zu Hause hatten, diese Beziehungen sind eigentlich alle auseinander gegangen. /aha/ Warum, weiß ich nicht genau, aber es war so. Also, unsere Beziehung ist nicht auseinander [lacht leicht] gegangen. /ja/ Gut, also, dann kam ich zurück und dann habe ich aber beschlossen/. Also, mein Mann hat ja sehr fleißig studiert, also er war sehr, sehr, wirklich sehr schnell fertig mit seinem Studium, und der hat mir dann schon von vornherein gesagt: „Pass mal auf, ich möchte nicht, wenn wir verheiratet sind, dass du arbeiten gehst.“ [Pause 3 Sek.] Na, das hat mir eigentlich nicht behagt, weil ich war ein sehr [lacht kurz] selbstständiger Mensch und

⁵⁹⁷ Interview Catherine P.

ich hab mir das nicht [lacht kurz] vorstellen können von einem Mann abhängig zu sein.⁵⁹⁸

In der zitierten Sequenz schilderte Catherine P. ihre Entscheidung, Ausbildung und berufliche Entwicklung zugunsten der Familiengründung aufzugeben. Den Prozess der Entscheidungsfindung stellte sie dabei anhand der auch in gegenwärtigen Debatten betonten geschlechterrollenspezifischen Dichotomie zwischen Erwerbs- und Reproduktionsarbeit dar: Während sie ihre Eltern und „ihr“ Professor dazu ermuntert hätten, das Stipendium anzutreten, habe ihr zukünftiger Mann dies von Anfang an nicht unterstützt. Ihre eigene damalige Meinung dazu war in ihrer Darstellung hingegen nicht relevant. Lediglich als ihr damaliger Verlobter ankündigte, dass sie nach der Hochzeit keiner Erwerbsarbeit mehr nachgehen solle, habe dies negative Gefühle und Befürchtungen bei ihr ausgelöst („behagte mir nicht“, „habe mir nicht vorstellen können“). Die Entscheidung, nicht „arbeiten zu gehen“, stellte Catherine P. als ihre Reaktion auf einen von ihrem Mann geäußerten (ihren Bedürfnissen übergeordneten) Wunsch dar, dem sie nachgekommen sei. Diese sei mit Blick darauf, dass ihre Beziehung (im Gegensatz zu anderen) nicht auseinandergegangen sei, richtig gewesen. Das in diesem Zusammenhang wiedergegebene direkte Zitat ihres Mannes („Pass mal auf, ich möchte nicht, wenn wir verheiratet sind, dass du arbeiten gehst.“) stellte angesichts seiner „Unmittelbarkeit“ einen Höhepunkt in der Erzählung dar und war zugleich Wendepunkt ihrer biographischen Selbstdarstellung.⁵⁹⁹ War Catherine P. mit Geschlechterrollen aufgewachsen, die sich von bürgerlichen Idealen unterschieden hatten, so wurde von ihr gefordert, diesen in ihrer Ehe zu entsprechen. Sie selbst betonte in ihrer Erzählung aber vor allem den inneren Konflikt, den diese Entscheidung bei ihr ausgelöst habe („hat mir eigentlich nicht behagt“; „hab mir nicht vorstellen können, von einem Mann abhängig zu sein“). Einer abschließenden Bewertung ihrer damaligen Entscheidung entzog sich die Interviewte; vielmehr verharrte die Erzählung in den beschriebenen Befürchtungen, die mit der Entscheidung für die Reproduktionsarbeit einhergegangen seien. Das Lachen meiner Interviewpartnerin kann dabei entweder als Abwehrlachen im Sinne einer Ermächtigung einer für sie von Ohnmacht gekennzeichneten Situation gedeutet werden oder auch als Reaktion auf die nachträglich empfundene Absurdität ihrer damaligen Bedenken.

⁵⁹⁸ Interview Catherine P.

⁵⁹⁹ Martínez, Erzähltheorie, 53 f.

An späterer Stelle im Interview erzählte Catherine P. von ihrem größten Erfolg, der darin bestanden habe, die Familie trotz der häufigen Wohnortswechsel und den damit verbundenen Herausforderungen zusammenzuhalten. Ihr Mann habe im Beruf „gekämpft“ und ihre Kinder hätten ebenso „gekämpft“, während sie „immer zwischendrinnen“ gewesen sei und „immer vermitteln und aushelfen [habe] müssen.“⁶⁰⁰ Catherine P. schilderte in der oben zitierten Episode den Übergang von einem Lebensentwurf (als Studierende und selbstständige Berufstätige) zu einem anderen (als vom Ehemann abhängiger Hausfrau und Mutter). Mit dem Verweis auf die Existenz dieser beiden Konzepte erzählte sie von einem Konflikt im Selbstverständnis, dem sie sich damals ausgesetzt sah. Die Perspektive eine beruflichen Entwicklung aufzugeben hätte ihr zwar nicht „behagt“, letztendlich schloss sie die Sequenz aber als Erfolgsgeschichte ab: Es sei ihr gelungen, ihre bis dahin erworbenen umfangreichen Sprachkenntnisse „dann doch“ gewinnbringend für den beruflichen Erfolg ihres Mannes einzusetzen, indem sie mit ihm „zusammen arbeitete“.⁶⁰¹ Man gewann an keiner Stelle des Interviews den Eindruck, dass sie diese Entscheidung im Nachhinein bereut hätte, vielmehr fanden die zentralen Erfolgsgeschichten ihrer lebensgeschichtlichen Selbstdarstellung bei der Unterstützung der beruflichen Tätigkeiten ihres Mannes und in der Erziehung ihrer Kinder statt. Dies deckte sich im Wesentlichen mit Darstellungen und rückblickenden Bewertungen von anderen Interviewpartnerinnen, die eine von ihren Ehemännern unabhängige berufliche Entwicklung in ihrer Nachkriegsbiographie aufgegeben und sich der „Unterstützung“ ihrer Ehepartner sowie der Erziehung der gemeinsamen Kinder gewidmet hatten.⁶⁰² Der von ihnen in ihrer biographischen Selbstdarstellung beschriebene Erfolg fand – als Pendant zur (nach bürgerlichen Geschlechterkonzeptionen) männlichen Handlungssphäre im Erwerbsberuf – innerhalb der weiblichen Handlungssphäre, nämlich in der Unterstützung des beruflichen Erfolgs des Mannes und der Betreuung und Kindererziehung statt. Der thematische Fokus ihrer Erzählung verschob sich daraufhin auf die Selbstdarstellung als Unterstützerin ihres Mannes und Trägerin zu seinem beruflichen Erfolg, auf ihre Rolle als Mutter und Organisatorin des familiären Alltags. Die Wohnorte der Familie wechselten in den folgenden Jahren häufig: Während sowohl ihr Mann als auch ihre Kinder hätten „kämpfen“ müssen, sei

⁶⁰⁰ Interview Catherine P.

⁶⁰¹ Interview Catherine P.

⁶⁰² Siehe hierzu auch ein Interview der Autorin mit Ingeborg F., durchgeführt von der Verfasserin am 17. und 18.3.2015, OeM e12-00981 bis e12-00983.

das bei ihr „eigentlich nie“ der Fall gewesen. Ihre Aufgabe habe immer vor allem darin bestanden, zwischen ihrem Mann und den Kindern zu „vermitteln“ und „aus[zuhelfen“.⁶⁰³

Sowohl Catherine P. als auch Irene W. konnten ihre Lebensgeschichte innerhalb der ihnen im Rahmen bürgerlicher Geschlechterrollenkonzeptionen zugewiesenen Handlungssphären als Erfolgsgeschichte erzählen: Catherine P. konnte den Schritt von der „Selbstständigkeit“ in die „Abhängigkeit“ im Interview als Erfolg darstellen, indem sie von jenen Herausforderungen erzählte, die sie innerhalb der ihr zugewiesenen Rolle antraf. Anhand der Konstruktion dieser Erfolgsgeschichte gelang es ihr, die damalige Veränderung ihrer Lebensperspektive in ihre autobiographische Gesamtdarstellung zu integrieren. Irene W. musste in ihre lebensgeschichtliche Selbstdarstellung keinen solchen Bruch hinsichtlich des Frauenbildes, das sie in ihrem Leben erfüllen wollte, kitten. Sie erzählte, dass sie bereits mit bürgerlichen Geschlechterrollenidealen aufgewachsen sei und kontrastierte diese im Interview mit ab den 1970er Jahren einsetzenden Debatten über geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in der Familie.⁶⁰⁴ Sie verfolgte in ihrer Selbstdarstellung eine Strategie offensiver Abgrenzung gegenüber Geschlechterrollenmodellen von arbeitenden Müttern und Vätern in Karenz, wie sie vermehrt seit den 1990ern existierten. Durch das Beibehalten bürgerlicher geschlechterspezifischer Idealvorstellungen gelang es ihr, einen zentralen Aspekt eines milieuspezifischen Selbstverständnisses zu bewahren. Diese Konstruktion von „Weiblichkeit“ im Interview leistete so einen wichtigen Beitrag zum zentralen Leitmotiv ihrer Selbstdarstellung, der Beibehaltung des sozialen Status nach der Zwangsmigration. Ihre lebensgeschichtliche Selbstdarstellung verlagerte sich auf Haus und Familie und triumphierte in der Schaffung und Gestaltung familialen Wohnraums – sowohl bei Catherine P. als auch bei Irene W. Inhalt zentraler Erfolgsgeschichten.

Zwei der insgesamt acht interviewten Frauen rückten ihre eigene berufliche Entwicklung und Unabhängigkeit (von ihren Ehemännern) in den Mittelpunkt der Darstellung. Wie ich im Folgenden zeigen werde, widmeten diese zwar weite Teile ihrer biographischen Selbstdarstellung ihren beruflichen Erfahrungen und Erfolgen, also jenseits der ihnen im bürgerlichen Geschlechterrollenmodell zugewiesenen Handlungssphäre. Dennoch aber rechtfertigten beide ihre Erwerbstätigkeit und nannten dafür die nach bürgerlichen

⁶⁰³ Interview Catherine P.

⁶⁰⁴ Zu den Debatten siehe Gehmacher, Land der Söhne; Mesner, Mütter-Familien.

Konzeptionen sehr wohl in den weiblichen Zuständigkeitsbereich fallende Verantwortung für die Versorgung der Kinder. Dieses Ergebnis stimmt mit Forschungen von Daniela Koleva überein, die anhand der Auswertung nachträglich in Interviewtranskripten angebrachter Korrekturen gezeigt hat, dass Plausibilisierungen und Argumentationsmuster, die sich an Geschlechteridealen aus den 1950er Jahren orientieren, als „permanente Dispositionen“⁶⁰⁵ in lebensgeschichtlichen Selbstdarstellungen nachwirken. Nach Koleva gilt das vor allem für Frauen, die ihrer Berufstätigkeit einen zentralen Platz in ihrer Lebensgeschichte einräumen.⁶⁰⁶

So etwa auch im Fall von Erna B. (*1930 in Südmähren), die als Tochter einer Handwerker- und Kleinbauernfamilie aufwuchs. Von Beginn ihrer Erzählung an betonte meine Interviewpartnerin, wie sehr ihre Kindheit von Pflicht und Arbeit geprägt gewesen sei. Bereits im Grundschulalter habe sie in der Landwirtschaft gearbeitet und sich um den zwölf Jahre jüngeren Bruder gekümmert. Nachdem sie in der Tschechoslowakei nach Kriegsende über ein Jahr lang in einem Lager Zwangsarbeit leisten musste, arbeitete die Sechzehnjährige nach Auflösung des Lagers im Haushalt der Familie des ehemaligen Lagerverwalters. In dieser Zeit siedelte sie in ihrer Erzählung eine Geschichte an, die einen Wendepunkt darstellte: Nachdem sie bemerkt habe, dass ihr sogar die gleichaltrige Tochter des Lagerverwalters im Haus Befehle erteilte, habe sie sich entschlossen, einen Beruf zu erlernen und so für immer Situationen der „Abhängigkeit“ zu entfliehen.⁶⁰⁷ In der Zwischenzeit waren ihre Eltern und ihr Bruder in Österreich angekommen und hatten dort auch Arbeit gefunden. Erna B. setzte bald alles daran, nachkommen zu können und überzeugte den ehemaligen Lagerverwalter, sie zu ihren Eltern nach Österreich gehen zu lassen – auch wenn sie schon damals nicht gewollt habe, dass ihre Eltern für sie „sorgen“.⁶⁰⁸ Auf meine Frage hin, was sie sich damals von Österreich und ihrem Leben dort erwartet habe, kam sie wiederum auf den Topos der „Unabhängigkeit“ zu sprechen, den sie in einen kausalen Zusammenhang mit Ausbildung und Erwerbstätigkeit setzte. „Arbeit“, „Familie“ und „Unabhängigkeit“ waren die zentralen, kausal miteinander verknüpften Topoi in ihrer Antwort auf meine Frage hin.

EB: Ich hab mir erwartet, dass ich eine Arbeit finde. Und dass ich von niemanden/. Von niemandem abhängig bin. Also das war für mich immer ein großes Ding. Ich wollte von

⁶⁰⁵ Pierre Bourdieu, Die männliche Herrschaft, Frankfurt am Main 2013, 109.

⁶⁰⁶ Koleva, Telling Women's Lives.

⁶⁰⁷ Interview Erna B.

⁶⁰⁸ Interview Erna B.

niemandem abhängig sein, ich wollte immer meines verdienen, dass ich davon leben kann. /mhm/ Und was weiß ich, wenn ich einmal ein Kind hab und die, die Ehe geht schief oder was, dass ich das erziehen kann und dass ich der eine angemessene Erziehung halt bieten [leicht betont] kann oder eine Schule oder so. /mhm/ Das war eigentlich das Wichtigste für mich. Und ei/. Und dann war /mhm/ eigentlich die Familie. Alles andere war mir wurscht. Also - die Familie war mir eigentlich immer das Wichtigste.⁶⁰⁹

In ihrer Antwort führte meine Interviewpartnerin die handlungsleitenden Prämissen an, die sie schließlich dazu bewogen hätten, immer erwerbstätig zu sein. Zum einen habe der Drang nach „Unabhängigkeit „immer“ bestanden. Dies betonte sie anhand gleich mehrerer Sätze, die alle die gleiche Aussage hatten („ich wollte unabhängig sein“). Im daran anschließenden Satz verknüpfte sie den Topos der „Unabhängigkeit“ sogleich mit „Kindern“ und „Familie“.

Der Fokus verschob sich von ihrer persönlichen Unabhängigkeit hin zu der Betonung der damit einhergehenden Möglichkeit, als „unabhängige“ (was in diesem Fall dann erwerbstätig bedeutete) Frau auch im Falle eines Auseinanderbrechens der Ehe, „angemessen“ für ein Kind sorgen zu können. Das Ziel sei gewesen, dass sie, falls „die Ehe schief [geht]“, als „Familienerhalterin“ fungieren und damit – freilich nur im Fall der Absenz des Mannes – die Familie erhalten zu können. Nahezu drastisch schilderte sie daraufhin die Bedeutung, die ihre Familie damals für sie gehabt habe, „alles andere“ sei ihr „wurscht“ gewesen. So identifizierte sie ihr Verantwortungsgefühl gegenüber ihrem Kind als eigentliche Triebkraft für ihre Erwerbstätigkeit als medizinische Angestellte, die während der gesamten Ehe andauerte. Sehr wohl wurden auf diese Art in der Erzählung von Erna B. Geschlechterrollenmodelle aus den 1950er Jahren tradiert. Zwar nicht, indem sie diese zum Maßstab für ihr Handeln machte, aber indem sie ihr Handeln über diese legitimierte. Beruflicher Erfolg und die damit verbundene Anerkennung war zwar ein zentrales Thema ihrer lebensgeschichtlichen Selbstdarstellung. Ähnlich wie in der Untersuchung Kolevas, in der Interviewpartnerinnen ihnen zur Durchsicht zugesandte Transkripte korrigierten, in dem sie nachträglich die Wichtigkeit ihrer Kinder und Familie einfügten, machte auch die Erzählung Erna B.s eine Wendung, in dem sie vom Topos der „Unabhängigkeit“ durch den der „Familie als das Wichtigste“ ersetzte.

⁶⁰⁹ Interview Erna B.

In Interviews mit männlichen Gesprächspartnern, die im Rahmen dieser Studie geführt wurden, wurde die eigene Erwerbstätigkeit nicht begründet, sondern die berufliche Entwicklung war in einen vermeintlich logisch erscheinenden Aufbau der Erzählung eingeflochten. Erzählungen über das Leben nach der Familiengründung beinhalteten vielmehr die Darstellung beruflicher Entwicklungen vielmehr als dass über die Familie, das „private“ berichtet wurde. Diese Fokussierung auf das Berufsleben entspricht erstens den Vorstellungen über „männliche Identität“ im Bürgertum des 19. Jahrhunderts.⁶¹⁰ Zweitens folgen solche Darstellungen wie Etzemüller betont auch dem Vorbild von gesellschaftlichen Institutionen vorgegebener „normativer Lebenspläne“, die „Individuen vermitteln, was in welcher Altersstufe von ihnen erwartet wird.“⁶¹¹

Während weibliche Interviewte Beruf und Erwerbsbiographie ihrer Partner oft in ihre lebensgeschichtliche Erzählung mit einfließen ließen, kamen die meisten männlichen Interviewpartner nicht auf Beruf und/oder Ausbildung ihrer Partnerinnen zu sprechen.⁶¹² Eine Ausnahme stellte das Interview mit dem aus einer Großbauernfamilie stammenden Josef W. (*1935 in Syrmien) dar, der von sich aus die Erwerbsbiographie seiner Frau schilderte. Im Vordergrund dieser Erzählung stand die mit der gemeinsamen Familiengründung verbundene Entscheidung, dass seine Frau nicht mehr arbeiten gehen und sich um Haushalt und die Betreuung der gemeinsamen Kinder kümmern würde.

JW: Haben wir dann geheiratet. /ja/ Und äh, sie ist dann nach Wien, sie hat dann bei der Firma F. gearbeitet, S. & F. /S. & F., ja/ Gleich nach der, und ist dann nach Wien, hat bei [...?] das war ein großes Kabelwerk, hat sie dort gearbeitet. Und dann haben wir ein Kind, zwei, drei, vier Kinder bekommen. Wir haben in Wien eine Eigentumswohnung gehabt, net, da eine kleine und die war dann zu klein. Dann haben wir in M. einen Grund gekauft und haben da ein Haus gebaut /mhm/ und das hat sich über die Jahre hingezogen. Und, äh, wie gesagt, äh, die Kinder, äh, bei mehreren Kindern ist es nicht möglich gewesen, dass die Frau arbeiten geht und – damals war man überhaupt der

⁶¹⁰ Zu Konstruktionen von Männlichkeit im deutschen Bürgertum des 19. Jahrhunderts siehe Frevert, „Mann und Weib“, 144–155.

⁶¹¹ Etzemüller, Biographien, 58.

⁶¹² Dies ist vor dem Hintergrund der prinzipiellen Relationalität weiblicher Autobiographik zu sehen, die im Gegensatz zu männlichen Selbstdarstellungen universal (d. h. in Unabhängigkeit von anderen Personen) angelegt sind. Zur Bedeutung von Relationalität und Universalität bei der Konstruktion von Weiblichkeit und Männlichkeit siehe Kessel, Heterogene Männlichkeit, 378.

Meinung/ vor fünfzig Jahren, sechzig Jahren, fünfzig Jahren, dass ich korrekt bin. Der Schwiegervater war im Arbeitsamt und hat gesagt, wenn er verheiratet ist, dann ist die Frau versorgt. – Da ist die Sozialversicherung ausbezahlt worden, die haben wir für die Wohnung investiert /ja/ und ah, sind wir jetzt leider in so einer Situation, dass sie keine Rente bekommt, ja. /oje, ja/ [4 Sekunden Pause] Wie gesagt, wir haben vier Kinder. /ja/ Ich hab bei Wertheim gearbeitet und nebenbei noch als Konsulent Samstag, Freitag Nachm/ Samstag und Sonntagnachmittag auch als Konsulent bei einer Firma um eben ah, das nötige Geld zu verdienen, damit die Kinder studieren können. – Und ah, warum studieren? Aus der Erfahrung, ah, dass uns das Vermögen weggenommen wurde, /mhm/ hab ich gesagt – hab ich mir gesagt, und die Kinder haben das akzeptiert, was sie gelernt haben, das bleibt ihnen, na?⁶¹³

Josef W. schilderte in dieser Sequenz zunächst Ablauf und Organisation seiner Familiengründung und die Entscheidung, dass seine Frau keiner Erwerbsarbeit mehr nachgehen und stattdessen Haushalt und Kinderbetreuung übernehmen würde. Den Entschluss begründete er zunächst mit der Notwendigkeit der Kinderversorgung. Zwar sprach Josef W. an keiner Stelle explizit aus, dass seine Frau von der Erwerbsarbeit abließ, sondern formulierte dies lediglich anhand eines Verweises auf die „Unmöglichkeit“, dieser angesichts der großen Kinderzahl weiter nachzugehen. Die Pflicht, der Notwendigkeit der Kinderbetreuung und Haushaltsführung nachzukommen, habe damals ausschließlich die Frau betroffen, was Josef W. im nächsten Satz als zweites Argument anführte: Damals sei „man“ (im Unterschied zu heute) „überhaupt“ dieser Meinung gewesen. Rückblickend – das suggeriert die Kontrastierung von Gegenwart und Vergangenheit – würde er sich anders verhalten. Als drittes Argument führte er schließlich eine Auskunft an, die er von ihrem Vater bekommen und die sich schließlich als falsch erwiesen habe.

Die Frage nach der Erwerbstätigkeit oder Hausarbeit seiner Frau wurde in seiner lebensgeschichtlichen Erzählung im Wesentlichen anhand der Ansichten und Empfehlungen zweier Männer – seiner eigenen und jener des Schwiegervaters – verhandelt. Seine Frau tritt in dieser Darstellung nicht als Akteurin auf, sondern lediglich als Entscheidungsgegenstand.

⁶¹³ Interview Josef W.

Der „Episodenhöhepunkt“⁶¹⁴ in dieser Sequenz war die aus der Erwerbslosigkeit seiner Frau resultierende Konsequenz, dass diese im Alter keine eigene Rente bekomme und letztlich als falsch anzusehen sei. Diese Lesart wird von der darauf folgenden, gegenüber dem sonst flotten Erzähltempo verhältnismäßigen langen Sprechpause suggeriert und der damals an mich als Interviewerin anhand von Mimik oder Gestik vermittelten bedrückten Stimmung, auf die ich mit einem „Oje!“ reagierte. Zusätzlich zu dem erstgenannten Grund („vier Kinder“), hätten sie auf Basis falscher Informationen so entschieden, was sich im Nachhinein in finanzieller Hinsicht als nachteilig herausstellte. Im Folgenden kam der Interviewte aber nochmals auf die Gründe zurück, die ihn und seine Familie damals zu dieser Entscheidung bewogen hätten. Josef W. war einer der wenigen männlichen Interviewten, der die Funktion in der Familie als Familienerhalter explizit thematisierte. So sei es seine Aufgabe gewesen, das „nötige Geld“ zu verdienen, und als quasi-logische Konsequenz die Aufgabe seiner Frau, sich um die Kinderbetreuung zu kümmern und aus dem Erwerbsarbeitsleben auszuscheiden. Als Motor für dieses Konzept der Arbeitsteilung habe das Bedürfnis gedient, seinen Kindern Bildungsabschlüsse zu ermöglichen. Dies sei umso wichtiger gewesen, nachdem die Herkunftsfamilie des Interviewten als Bauern sämtlichen Besitz und damit auch die Existenzgrundlage durch die Zwangsmigration verloren habe. Bildungsabschlüsse in Form von Bildungstiteln könnten seinen Kindern hingegen nicht „weggenommen“ werden und würden ihnen immer „bleiben“. Die geschlechterrollenspezifische Arbeitsteilung zwischen seiner Ehefrau und ihm habe daraus resultiert, dass die Arbeitsorganisation in der Familie dem Primat der Bildungsabschlüsse der gemeinsamen Kinder untergeordnet gewesen sei. Dieses Argumentationsmuster prägte die Darstellung Josef W.s hinsichtlich der Arbeitsaufteilung in seiner Ehepartnerschaft. „Notwendigkeit“ meinte in seiner Erzählung das unbedingte Verhindern der Gefahr eines sozialen Abstiegs in Krisensituationen, so wie es ihm und seiner Familie passiert war. Sie habe als handlungsleitender Maßstab gegolten, anhand dessen die Entscheidung über die Arbeitsteilung in seiner Familie gefällt wurde. Die Organisation der Arbeit entsprach bei Familie W. jener nach dem in den 1950er und 1960er Jahren idealisierten, bürgerlichen Familienmodell. Die Entscheidung zur Einhaltung der damals propagierten Geschlechterrollen wurde von Josef W. (im Gegensatz etwa zu Irene W.)

⁶¹⁴ Fludernik, Erzähltheorie, 60.

allerdings nicht mit der Einhaltung sozialer Normen, sondern vielmehr mit einem Argument der Notwendigkeit begründet.⁶¹⁵

Während Josef W. die Wichtigkeit von Bildung betonte, um besser durch Krisensituationen zu kommen, habe in Katharina H.s (*1919 in Slawonien) Erzählung nach der Migration die größte Notwendigkeit darin bestanden, Besitz zu generieren und so eine sichere Existenzgrundlage zu schaffen. Ein entscheidender Schritt in diese Richtung sei ihre Hochzeit gewesen: 1952 heiratete die aus Slawonien stammende 33jährige einen geschiedenen Einheimischen, der mehrere Jahre in sowjetischer Kriegsgefangenschaft zugebracht hatte. Angesichts des Frauenüberschusses in den Nachkriegsjahren habe sie damals „Glück gehabt“, überhaupt einen Mann gefunden zu haben – auch wenn dieser ebenso wie sie „nichts“ besessen habe. Einem romantischen Ideal von „Liebe“ schwor die Interviewte in ihrer Darstellung ab, vielmehr sei in ihrem Fall wie bereits dargestellt Existenzsicherung die entscheidende Triebkraft für die Ehe gewesen. Ihre Erzählung von ihrer Ehe und Familiengründung war dem Motiv materieller Existenzsicherung untergeordnet, etwa indem sie die Qualität der Beziehung mit ihrem Mann anhand von materiellen Gütern darstellte, die sie entweder als Paar erwarben oder die er ihr zum Geschenk machte. Ihre jahrzehntelange Berufstätigkeit war einer materiellen Notwendigkeit geschuldet, zu welcher es ihrer Darstellung nach keine Alternativen gegeben habe. Später habe ihr Mann schließlich Arbeit bei der amerikanischen Besatzung bekommen, wodurch die Familie auch einen guten Zugang zu Lebensmitteln gehabt habe.

KH: Ja. Und dann ist er in Magazin von die Ami gekommen. /ja/ Da hat er auch gut gehabt. Da haben wir net schlecht gehabt, net? /mhm/ Da bei der Ami, Orangen, Bananen /mhm/ und Sachen hat er allerweil nach Hause gebracht.

MD: Mhm. Und Sie sind trotzdem [betont] arbeiten gegangen? –

KH: Ja. Wenn man nichts hat, gar nichts. Nicht ein zweites Kleidl und gar nichts, wissen Sie wie das ist? Die Wohnung, net? Papa zahlt nichts. /ja/ Er hat gesagt, werden wir schon auskommen. Ja, auskommen werden wir, aber wie? Er nichts. Ich nichts.⁶¹⁶

⁶¹⁵ Siehe hierzu auch Wolfgang Kaschuba, *Lebenswelt und Kultur der unterbürgerlichen Schichten im 19. und 20. Jahrhundert*, München 1990, 83 f.

⁶¹⁶ Interview Katharina H.

Das Zitat verdeutlicht, was für ein präsenten Thema Mangel und Verfügbarkeit von Gütern des täglichen Bedarfs in der biographischen Selbstkonstruktion von Katharina H. bildete. Eine Verbesserung der Situation habe sich zwar mit der Beschäftigung ihres Mannes in einem Magazin der Besatzung ergeben, die Zeit des absoluten Mangels („Nicht ein zweites Kleidl und gar nichts, wissen Sie wie das ist?“) war aber das dominante Thema ihres Lebens nach der Migration. So schloss auch diese Sequenz, an deren Anfang eigentlich eine Verbesserung der ökonomischen Situation der Familie geschildert wurde, mit einem erneuten Verweis auf die Mangelerfahrung. Obwohl es Katharina H. und ihre Familie, als ihr Mann „bei den Ami“ arbeitete, „net schlecht“ gehabt haben, arbeitete meine Interviewpartnerin damals weiterhin als Hilfsarbeiterin in der Landwirtschaft. Ausschlaggebend dafür sei die Besitzlosigkeit der Familie gewesen, die auf kein Erbe, Rücklagen oder nur Hausstand zurückgreifen konnte. Anders als die Erzählung von Josef W., war diese Erzählung von der Überwindung ökonomischer Not dennoch keine Erzählung von sozialem Aufstieg. Die Interviewte wurde nicht müde zu betonen, dass sie ihr ganzes Leben lang schwer gearbeitet habe und es letztendlich auch geschafft habe, ihrer Tochter zur Hochzeit eine Eigentumswohnung zu schenken. Als Dank dafür habe sie vor wenigen Jahren von ihrem Schwiegersohn die Wohnung bekommen, in der sie jetzt wohne.

Katharina H.s zentrales Thema in ihrer biographischen Selbstdarstellung war das Wiederlangen eines sozialen Status, der sich durch Existenzsicherung und Eigentum definierte und in ihrer Herkunftsfamilie erst wenige Jahre vor ihrer Enteignung und Zwangsmigration erreicht worden war. Stand bei Josef W. der Erwerb von kulturellem Kapital in Form von Bildungsabschlüssen im Vordergrund, so war es im Fall von Katharina H. Besitz und die damit verbundene materielle Existenzsicherung. Ihre Familie war vor der Zwangsmigration von Besitzlosen am Land zu „Kleinhäuslern“ aufgestiegen.⁶¹⁷ Beiden, sowohl Josef W. als auch Katharina H., war es ein Ziel, den sozialen Status ihrer Herkunftsfamilien in Österreich zumindest für die nächste Generation wieder herzustellen. Darin bestand die (ökonomische) Notwendigkeit, anhand derer die den zeitgemäßen Idealen entsprechende geschlechterspezifische Arbeitsteilung in der Familie gerechtfertigt wurde. Die Erfüllung sozialer Normen, wie im Fall Irene W.s oder Catherine P.s, war in ihrer Darstellung

⁶¹⁷ Zur sozialen Struktur der ländlichen Gesellschaft im 19. und frühen 20. Jahrhundert siehe Sieder, Sozialgeschichte der Familie, 14 ff.

kein oder nur ein nachrangiger Grund. Vielmehr verfolgten sie in ihrer Erzählung eine Rhetorik der Notwendigkeit. In ihrer biographischen Selbstdarstellung war ihr Argument für ihre Erwerbstätigkeit nicht nur die Fürsorgepflicht gegenüber ihrem Kind und damit letztendlich wieder im Rahmen weiblicher Handlungssphären begründet (wie im Fall von Erna B. oder Edith L.). Die nach ihrer Ankunft in Österreich im Arbeitermilieu sozialisierte muttersprachliche Kroatianerin brach als einzige mit auf bürgerlichen Geschlechterrollenmodellen basierenden Argumentationsmustern, indem sie ihre Erwerbstätigkeit mit einer allgemeinen (d.h. nicht vorwiegend über ein Kind legitimierte) ökonomischen Notwendigkeit begründete. Da Katharina H. auch als einzige unter den Interviewten aus einem Landarbeiter/Arbeitermilieu stammte, werden an ihrem Beispiel die „sozialen Grenzen des bürgerlichen, bipolaren Geschlechtermodells“⁶¹⁸ besonders deutlich.

Lebensgeschichtliche Selbstdarstellungen jenseits der Migrationserfahrung

In diesem Kapitel wurde gezeigt, welche Themen jenseits der Migrationserfahrungen die lebensgeschichtlichen Selbstdarstellungen der Interviewten prägten: Erstens wurde in allen Interviews das Verhältnis zum Nationalsozialismus thematisiert. Zum einen als biographisches Leitmotiv, wenn die Interviewten die Rolle ihrer Eltern anhand episodischer Erzählungen darstellten, in denen es um deren Nähe oder Distanz zum Regime und/oder zur NS-Ideologie ging. Zum anderen verhandelten Interviewte auch ihre eigenen Erfahrungen vor dem Hintergrund unterschiedlicher vergangenheitspolitischer Standpunkte, indem sie in argumentativen Textpassagen mit von ihnen imaginierte Positionen in Diskussion traten. Ein zweites Thema, dessen Präsenz durch diesen induktiven Zugang ans Tageslicht kam, waren Geschlechterrollen bzw. geschlechterrollenspezifische Arbeitsteilung nach Familiengründung, vor allem in Interviews mit Frauen. Ob dieser Punkt vor dem Hintergrund der Migrationserfahrung in einem besonderen Ausmaß relevant war oder ob und inwiefern dieser allgemein in lebensgeschichtlichen Selbstdarstellungen von Frauen (und auch Männern) Bedeutung hat, kann jedoch nur Gegenstand zukünftiger Forschungen sein.

⁶¹⁸ Gehmacher/Mesner, Dis/Kontinuitäten, 95.

Darüber hinaus ist ein zentrales Erkenntnis dieses Kapitels, dass die Migrationserfahrung auch dann für die lebensgeschichtliche Sinnkonstruktion wesentlich bleibt, wenn man ihre Relevanz nicht bereits wie in Kapitel drei vorweg nimmt. Gerade die Angst vor sozialem Abstieg und mehr noch die Hoffnung auf sozialen Aufstieg stellte in fast allen Lebensgeschichten ein zentrales, sinnstiftendes und Kohärenz bildendes Motiv dar. Dies deckt sich insofern mit den Ergebnissen aus Kapitel drei, als die Auswertung jener Erzählsequenzen, in denen es um den Wechsel des Wohnortes geht, gezeigt hat, dass die Migrationserfahrung vorrangig als „Verlust“ sozioökonomischer Sicherheit und Perspektiven gedeutet wurde, den es nach der Ankunft bestmöglich zu kompensieren galt. Gleichzeitig wurde anhand einer transparenten biographischen Montage die Dominanz der romantischen, auf Erfolg ausgerichteten narrativen Modellierung der Selbstdarstellung im Zuge der Interviews deutlich. Dies geschah anhand des Topos der „erfolgreichen Integration“, welcher zur Präsentation eines solchen erfolgreichen Lebens dient und damit der gesellschaftlichen Norm biographischer Darstellung entspricht.⁶¹⁹ Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die in dieser Arbeit zur Anwendung gebrachten unterschiedlichen, induktiv und deduktiv inspirierten Auswertungsverfahren übereinstimmend und kohärent zeigen, dass die Interviewten ihre Migration vor allem als Hindernis und Erfahrung von Unsicherheit und Mangel deuteten. Gleichzeitig erfolgte die Erzählung über die Migrationserfahrung in den allermeisten Fällen in Form einer Erfolgsgeschichte, die typisch für das biographische Genre ist.

⁶¹⁹ Sieder, Einleitung, 7.

V. Fazit und Ausblick

Diese Arbeit hat gezeigt, wie Betroffene ihre Erfahrungen von Evakuierung, Flucht und Vertreibung im lebensgeschichtlichen Rückblick deuten. Einen zentralen Bezugspunkt bildeten dabei für viele der Vergleich mit oder die Abgrenzung von gegenwärtigen Migrationsphänomenen bzw. die öffentlichen Debatten dazu. Dieses Ergebnis wurde im Kontext der sogenannten „Flüchtlingskrise“⁶²⁰ im Jahr 2015 noch einmal bestärkt. An ihrem Höhepunkt führte ich im Rahmen eines anderen Projekts erneut Interviews mit „Vertriebenen“ in Österreich. Vor dem Hintergrund der damaligen medialen Berichterstattung wurde bald klar, wie eng die Erfahrungen der zwischen 1944 und 1947 „Vertriebenen“ mit der medialen Darstellung gegenwärtiger Fluchtbewegungen verbunden waren. So etwa im Fall von Anna Niklos-Nyari, die ich 2015 im Rahmen eines Forschungsprojektes über Erinnerung an Krieg und Nationalsozialismus interviewte. Frau Niklos-Nyari wurde 1930 in einem Dorf nahe der jugoslawisch-ungarischen Grenze geboren.⁶²¹ Sie wuchs als jüngste von drei Schwestern auf, ihre Eltern arbeiteten in den das Dorf umgebenden Hanffabriken. Zu Kriegsende wurde der Besitz der Familie enteignet, die damals Fünfzehnjährige in einem Lager für „Volksfeinde“ interniert und dort zur Arbeit gezwungen. Zwei Jahre verbrachte sie in unterschiedlichen Lagern, bevor sie im Frühjahr 1947 gemeinsam mit ihrer Familie nach Österreich floh. Im Herbst 2015, als ich Frau Niklos-Nyari zum Interview traf, war die Berichterstattung über die sogenannte „Flüchtlingskrise“ in Europa gerade auf dem Höhepunkt, und in ihr präsente Bilder wirkten auf Erinnerungen und Erzählungen der Interviewten ein. Meine siebzig Jahre zuvor nach Österreich geflohene Interviewpartnerin erzählte, dass mit der Dauerpräsenz des Themas in den Medien Erinnerungen an ihre eigene Flucht hochkämen.⁶²² Wie in vielen medialen Darstellungen zur Zeit der „Flüchtlingskrise“,

⁶²⁰ Eine alternative Perspektive auf die Ereignisse im Sommer 2015 offeriert die Benennung des in den Massenmedien als „Flüchtlingskrise“ bezeichnete Phänomens als „Krise der Grenzregime“, siehe Sabine Hess (Hrsg.), *Der lange Sommer der Migration*, 2017, 6 ff.

⁶²¹ Auf ihre Geschichte war ich anhand ihrer schriftlichen Lebenserinnerungen aufmerksam geworden, die sie in der Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen an der Universität Wien hinterlegt hatte. Ich bedanke mich bei Günter Müller von der Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen für seine Hilfsbereitschaft bei den Recherchen und dass er den Kontakt zu Frau Niklos-Nyari hergestellt hat. Das Interview ist kein Bestandteil des für diese Arbeit ausgewerteten Quellenkorpus, da ich es im Herbst 2015 im Rahmen eines anderen Forschungsprojekts geführt habe. Zu Ergebnissen aus diesem Projekt siehe Dejnega, *Nationalsozialismus und Zwangsmigration*.

⁶²² Das Interview mit Anna Niklos-Nyari ist im Archiv der Österreichischen Mediathek zugänglich: Interview mit Anna Niklos-Nyari am 16. Oktober 2015: e12-00993_K01.mp3; Interview der Autorin mit Anna Niklos-Nyari am 22. Oktober 2015, e12-00994_K01.mp3; e12-00995_K01.mp3; e12-00996_K01.mp3. Zudem sind ihre

sei auch sie – allerdings 1947 – in einer kleinen Gruppe, mit ihren beiden Schwestern und ihrer Mutter zu Fuß von Serbien nach Österreich unterwegs gewesen, habe die „grüne Grenze“ zwischen Ungarn und Österreich überquert und sei mit nichts weiter als den (zerfetzten) Kleidern am Leib in Österreich angekommen – Erinnerungen, die sie sieben Jahre später aus dem Schlaf hochschrecken und nicht mehr zur Ruhe kommen ließen.

Wie ich in dieser Arbeit zeige, stellten die Interviewten nicht nur punktuell (wie im Fall von Frau Niklos-Nyari) Bezüge zwischen „Flucht und Vertreibung“ und gegenwärtigen Migrationsereignissen her.⁶²³ Vielmehr zog sich diese Assoziation oftmals wie ein roter Faden durch die lebensgeschichtlichen Erzählungen.⁶²⁴ Die meisten autobiographischen Sinnkonstruktionen handelten von einem erfolgreichen Leben, in dessen Verlauf die Erfahrung von migrationsbedingten Verlusten – früher oder später im Leben – überwunden wurde. Die Verluste selbst waren dabei durchaus unterschiedlicher Natur: Vor allem bedeuteten Evakuierung, Flucht und Vertreibung das Zurücklassen eines Großteils von Besitz und Erspartem und damit auch den Verlust ökonomischer Sicherheit. In vielen Fällen bedeutete die Migration auch einen Verlust von Bildungsabschlüssen oder anderen Qualifikationen: Da nach der Ankunft in Österreich oftmals der monetäre Hintergrund fehlte, brachen Jugendliche – auch wenn ihre Eltern vor der Migration für sie eigentlich den Besuch einer höheren Schule oder ein Studium vorgesehen hatten – ihre Schul- oder Ausbildungslaufbahn ab und gingen einer Erwerbsarbeit nach, um das Gesamteinkommen der Familie zu heben. Der Wechsel des Lebensmittelpunktes bedeutete zudem oftmals auch den Zusammenbruch des gewohnten sozialen Netzwerks, vor allem wenn dieses in Form dörflicher Strukturen existiert hatte. Häufig ging durch die Kriegsergebnisse und den Migrationsverlauf überhaupt der Kontakt zu Familienangehörigen verloren – eine Verlusterfahrung, die die Betroffenen psychisch (und oft auch finanziell) starken Belastungen aussetzte. Das Bemerkenswerte an der starken Präsenz des Topos des Verlusts in den

lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen publiziert: Anna Nyari, Nachruf auf verlorene Jahre. Eine Heimatvertriebene erzählt, München 1991.

⁶²³ Eine solche Wiederbelebung alter, vielleicht schon bei Seite gelegter Erinnerungen anhand medial vermittelter Bilder, wie sie Frau Niklos-Nyari beschrieb, ist ein in der Erinnerungsforschung bekanntes Phänomen. Siehe dazu Welzer „Opa war kein Nazi“, 105–133.

⁶²⁴ Was Andrea Althaus für Arbeitsmigrantinnen aus Österreich und Deutschland in der Schweiz festgestellt hat, gilt auch für die deutschen Evakuierten, Geflüchteten und Vertriebenen in Österreich: „Migrationserfahrungen [werden] in biographischen Hintergründen verwurzelt und als bedeutsam und prägend für spätere Lebensphasen eingestuft.“ Althaus, Vom Glück in der Schweiz, 42.

Interviews ist aber nicht, dass dieser dort verhandelt wurde. Schließlich hat ein solcher wie eben dargestellt ja auch faktisch stattgefunden. Wichtig ist vor allem, dass im Zentrum der Erzählung seine Überwindung stand, die rückblickend (bis auf wenige Ausnahmen) als Erfolgsgeschichte dargestellt wurde. Eine solche Ausnahme bildete die Erzählung von Edith L., in deren Zentrum weniger der Verlust des bürgerlichen Lebens und Wohlstands vor der Migration stand, sondern das Auseinanderbrechen ihrer Familie während des Krieges. Die Verhaftung ihres Vaters, der im Widerstand aktiv gewesen war, und die Begeisterung ihrer deutschen Mutter für den Nationalsozialismus resultierten in der Scheidung ihrer Eltern. Diese stellte in ihrer Darstellung eine Art Initialkatastrophe dar, mit der ein sozialer Abstieg einherging und an deren Ende die Erfahrung stand, sich als Vierzehnjährige getrennt von ihrer Familie von der südmährisch-österreichischen Grenze bis nach Wien durchschlagen zu müssen und dort allein ein Auskommen zu finden. In ihrer Erzählung überwand sie den Verlust familiärer Geborgenheit nie, vielmehr seien ihre Handlungen von dem Gefühl getrieben gewesen, dafür sorgen zu müssen, nicht „unterzugehen“. Diesen Bruch, das plötzliche Auseinanderfallen familiärer Strukturen und der damit verbundene totale Verlust von Sicherheit, konnte sie in ihrer Erzählung nicht kitten, was in letzter Konsequenz dazu führte, dass sie ihre Lebensgeschichte als Tragödie zu erzählte, an deren Ende weder Erfolg noch Versöhnung standen.

Neben der eigenen Migrationserfahrung prägten aber auch andere Themen die lebensgeschichtliche Selbstdarstellung. Dominant war darunter etwa die Frage nach dem eigenen Verhalten im Nationalsozialismus und Zweiten Weltkrieg bzw. dem des nächsten sozialen Umfelds. Gerade in den Kindheitserzählungen wurde latent mitverhandelt, „was“ oder „wieviel“ die Interviewten und ihre Angehörigen von nationalsozialistischen Massenverbrechen selbst gewusst oder mitbekommen haben und wieviel Verantwortung etwa ihre Eltern trugen. Dabei war die Frage nach der Involvierung in Krieg und Nationalsozialismus nicht nur in Erzählungen über Erfahrungen präsent, die vor diesem tatsächlichen historischen Hintergrund stattfanden. Sie tauchte auch in Interviewsequenzen auf, die hinsichtlich ihrer argumentativen Form direkt an eine bestimmte imaginierte Öffentlichkeit gerichtet waren. Diese Passagen zielten in vielen Interviews auf Rechtfertigung des eigenen Verhaltens oder Handelns ab (bzw. jenes der Eltern) oder stellten Fragen nach dem eigenen Beitrag zum NS-Regime, Kriegsverbrechen und Holocaust. Dabei mussten

Sequenzen, die der Argumentation dienten, nicht immer die Form eines Arguments (also der expliziten Einnahme und Begründung eines bestimmten Standpunkts) haben. Oft dienten auch einfache narrative Sequenzen als Argumente, etwa dann, wenn Interviewte mittels der Darstellung bestimmter Erfahrungen ihren persönlichen vergangenheitspolitischen Standpunkt begründeten, ohne diesen explizit zu formulieren. Das habe ich anhand des Beispiels der Erzählung von Wolfgang H. gezeigt, dessen erklärtes Ziel es zwar war, eine „neutrale“ Darstellung der vergangenen Ereignisse zu transportieren. Durch die narratologische Auswertung der Interviewsequenzen wurde jedoch deutlich, dass – im Widerspruch zur Ankündigung einer „neutralen“ Darstellung – die Inhalte dieser Erzählsequenzen ausschließlich von Opfer-Erfahrungen der deutschsprachigen Bevölkerung handelten. Somit transportierten seine Erzählungen über die Zeit vor und nach der deutschen Herrschaft implizit die Botschaft, dass die deutschsprachige Bevölkerung mehr als Opfer zu betrachten sei als die tschechische – obwohl das ganz und gar nicht der Auffassung entsprach, die er explizit als seine Meinung zu diesem Thema dargestellt hatte.

Vor allem in Interviews mit Frauen tauchte in argumentativ aufgebauten, nach außen gerichteten Textpassagen neben Nationalsozialismus und Migration noch ein dritter Themenkomplex auf: weibliche Erwerbstätigkeit, vor allem von Müttern. Auf der einen Seite rechtfertigten sich Interviewpartnerinnen, wenn sie nach der Geburt ihrer Kinder von ihrer Erwerbsarbeit abließen und zu Hause blieben. Andererseits verteidigten aber auch Interviewte, die trotz Ehemann und Kindern einer Erwerbsarbeit nachgingen, dieses Handeln. Wie für die Themen „Nationalsozialismus“ und „Migration“ gilt auch hier, dass die starke Präsenz des Themas das Produkt seit Jahrzehnten in der Öffentlichkeit geführter Debatten über Erwerbsarbeit von Müttern und geschlechterrollenspezifische Arbeitsteilung in Familien ist. Gerade für Angehörige der Generation in den 1930er Jahren Geborener, deren Erwerbstätigkeit noch bis in die 1970er Jahre (also großteils weit über den Zeitpunkt der Familiengründung hinaus) vom Einverständnis des Ehemannes abhängig war, zählten politische und gesellschaftliche Veränderungen im Zuge der Frauenrechtsbewegung wohl zu den nachhaltigsten, das Lebensmodell einer jeden von ihnen betreffenden Veränderungen. Ebenso auffallend wie die starke Präsenz des Themas in weiblichen Lebensgeschichten ist, dass die männlichen Interviewten (mit der Ausnahme eines Interviewpartners) in ihren Erzählungen die geschlechterrollenspezifische Arbeitsteilung in der Ehe nicht thematisierten

oder gar rechtfertigten. Diese Absenz des Themas in den meisten Interviews mit männlichen Interviewten verweist auf seine geschlechterspezifische Strahlkraft und zeigt, dass geschlechterpolitische Themen in der Öffentlichkeit vor allem als frauenpolitische Themen wahrgenommen und verhandelt wurden. Darüber hinaus unterstreicht die geschlechterspezifische Präsenz des Themas Ergebnisse aus der genderbezogenen Biographieforschung und Oral History, die bereits festgestellt haben, dass die Kategorie „Geschlecht“ ein immanentes Kriterium für Gestalt und Inhalt (auto)biographischer Darstellungen ist.⁶²⁵ Die Gründe für das häufige Sprechen über geschlechterrollenspezifische Arbeitsteilung und insbesondere Erwerbsarbeit von Müttern sind vielschichtig und verweisen darauf, dass Biographien ein Produkt intersektional verlaufender Faktoren sind, anhand derer Autobiograph/innen in ihrer sozialen Umwelt verortet sind.⁶²⁶ So spiegelten sich in den Erzählungen meiner Interviewpartnerinnen neben Debatten über Migration und Integration sowie die Zeit des Nationalsozialismus auch die Geschichte ungleicher Arbeits- und Geschlechterverhältnisse wieder.

Auf methodischer Ebene kommt die Arbeit zu zwei zentralen Ergebnissen: Erstens wurde gezeigt, dass sich mit Hilfe des Modells narrativer Grundmodellierungen nach White/Frye Aussagen über die lebensgeschichtliche Sinnkonstruktion und die in ihr verortete Erfahrungen treffen lassen. Diese in Kapitel drei gewonnene Erkenntnis ist ein wichtiger Beitrag für die Weiterentwicklung narratologischer Ansätze in der Oral History und konnte durch die transparente Darstellung des Prozesses, wie eine autobiographische Erzählung im Interview zu einer biographischen Erzählung wird und welche alternativen Grundmodellierungen es jeweils gibt, gezeigt werden. Ein Beispiel in diesem Kapitel war das Interview bzw. die

⁶²⁵ Bettina Dausien spricht von der „Geschlechtsgebundenheit“ von Biographien, was heißt, dass die „soziale Konstruktion Biographie von der sozialen Konstruktion Geschlecht nicht abzulösen ist.“ (Bettina Dausien, *Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten*, Bremen 1996, S. 566). Auch Lutz Niethammer hat kürzlich die bisher unterschätzte Rolle von Gender für die lebensgeschichtliche Darstellung betont, siehe Niethammer, *Oral History in der deutschen Zeitgeschichte*, 122–124.

⁶²⁶ Ann Phoenix hat das als „multiple soziale Positioniertheit“ von Subjekten bezeichnet, siehe Ann Phoenix, *Psychosoziale Interaktionen: Zur Kontextualisierung von Lebenserzählungen Erwachsener aus ethnisch sichtbar differenten Haushalten*, in: Helma Lutz/María Teresa Herrera Vivar/Linda Supik (Hrsg.), *Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes*, Wiesbaden 2013, 181–200. Einen intersektionalen Blick auf transgenerationelle Erzählungen in Migrationsprozessen hat Christa Wirth gewagt: Christa Wirth, *Memories of Belonging. Descendants of Italian Migrants to the United States, 1884–Present*, Leiden 2015. Für einen Überblick zum Thema Intersektionalität und Biographie siehe Helma Lutz, *Intersektionelle Biographieforschung*, in: Helma Lutz/Martina Schiebel/Elisabeth Tuijer (Hrsg.), *Handbuch Biographieforschung*, Wiesbaden 2018, 139–150.

Biographie von Katharina H.: Für sie stand im Interview die erfolgreiche Überwindung des Verlusts von ökonomischem wie symbolischem Kapital, der durch die Migration entstanden war, im Vordergrund ihrer Selbstdarstellung. So schrieb sie zum Beispiel ihrer Ehe rein existenzsichernde Funktionen zu, Liebe habe dabei keine Rolle gespielt – ein Eheideal, das von gegenwärtig hegemonialen Vorstellungen einer romantischen Liebesbeziehung vehement abweicht. Die zahlreichen sexuellen Übergriffe und Gewalttaten, denen sie als junge Erwachsene ausgesetzt war, versahen ihre Erzählung zwar mit vielen tragischen Sequenzen, letztlich betonte die Interviewte aber, dass am Ende ihrer Tage alles gut ausgegangen, und sie ihr eigenes finanzielles Auskommen gefunden habe. Während sie ihr Leben im Interview in Form einer Komödie erzählte, drängte sie sich mir als Biographin auf Grund dieser zahlreichen tragischen bis hin zu traumatischen Erfahrungen und der expliziten Absenz einer (geglückten) romantischen Liebesbeziehung in ihrem als Tragödie auf – eine Differenz in der Interpretation ihrer Lebensgeschichte, die auf die sozialen Unterschiede zwischen Biographin und Biographisierter und damit einhergehenden Vorstellungen über ein „erfolgreiches“ oder „gelungenes“ Leben verweist.

Ein weiteres auf methodischer Ebene angesiedelte Ergebnis dieser Arbeit ist, dass ausschließlich deduktive Zugriffe für eine umfassende Interpretation von Oral History-Interviews zu kurz greifen, da sie andere, für die biographischer Sinnbildung wichtige Themen ausblenden. So war die Migrationserfahrung der Interviewten zwar in allen Interviews präsent (was nicht zuletzt mit dem bei der Kontaktaufnahme formulierten Interessensschwerpunkt zu tun hat). Bereits in den Kindheitserzählungen wurde oftmals schon die Darstellungen einer Verlusterfahrung, die durch die Migration zustande kam, eingeleitet und so ein roter Faden in der lebensgeschichtlichen Selbstdarstellung hergestellt, etwa anhand der Betonung des (höheren) sozialen Status der Familie im Leben vor der Migration und der Fokussierung auf die Darstellung von Strategien zur Beibehaltung oder Wiedererlangung der sozialen Position nach der Migration. Aber die Interviewten bezogen in den Interviews in ihren Lebensgeschichten auch gegenüber zeitgenössischen Debatten über Migration und Integration Stellung, insbesondere indem sie sich mit hegemonialen, stereotypen Bildern von „Migrant/innen“, „Ausländer/innen“ oder „Flüchtlingen“ identifizierten oder von diesen explizit distanzierten.

Migration, Zweiter Weltkrieg und Geschlechterrollen waren die zentralen Themen, anhand derer die Interviewten ihre Lebensgeschichten verhandelten. Sie sind symptomatisch für eine Generation, die in der Zeit des Zweiten Weltkriegs aufwuchs und in den vergangenen Jahrzehnten mit vergangenheitspolitischen Debatten zur NS-Zeit, steigender Ausländer- und Migrantenfeindlichkeit sowie der latenten Präsenz der Frage nach Vereinbarkeit von Beruf und Familie konfrontiert war. Die vorliegende Arbeit zeigt klar, wie unterschiedlich die Interviewten diese ihr Leben prägenden Ereignisse deuteten. Es bleibt zu hoffen, dass diese Heterogenität auch bald in öffentliche Vergangenheitsnarrationen in Österreich Eingang findet und Evakuierung, Flucht und Vertreibung der deutschsprachigen Minderheiten aus Ostmittel- und Südosteuropa sowie ihr Integrationsprozess in Österreich vor diesem Hintergrund vermehrt zum Gegenstand zeithistorischer Forschung und öffentlicher Migrationsdebatten werden. Denn die „Vertriebenen“ waren – neben fremdsprachigen und/oder jüdischen Displaced Persons, die in Österreich blieben – die ersten Migrant/innen der Zweiten Republik.

VI. Anhang

Biographisches Glossar

Catherine P. wurde 1932 in der rumänischen Bukowina geboren. Ihre deutschsprachigen Eltern waren Besitzer eines kleinen Gemischtwarenladens im Ort. Catherine P. besuchte zwar (wie alle Kinder) eine rumänischsprachige Schule, während der Ferien wurde sie aber privat in Deutsch unterrichtet. Als sie acht Jahre alt war, entschieden sich ihre Eltern, die Bukowina als „Umsiedler“ zu verlassen und brachen ins „Reich“ auf, wo sie zunächst in einem Umsiedlerlager auf ihre Ausreise Richtung Osten warteten. 1941 ging es weiter in eine schlesische Kleinstadt. Als die Front immer näher rückte, brach Catherine P.s Mutter im Herbst 1944 gemeinsam mit den Kindern und der Großmutter mit der Eisenbahn Richtung „Reich“ auf. In Wien fand ihre Mutter eine Stelle als Stubenmädchen, während ihr Vater sein Einkommen noch jahrelang durch Gelegenheitsarbeiten bestritt. Catherine P. ging zur Schule und kümmerte sich um ihren jüngeren Bruder. 1951 maturierte sie und erhielt verschiedene Stipendien, die ihr ein Übersetzungsstudium und 1952 einen Studienaufenthalt in den USA ermöglichten. Noch während des Studium lernte sie ihren späteren Mann kennen, den sie 1956 heiratete. Nur wenige Monate nach der Hochzeit übersiedelte das Paar in die Schweiz, wo ihr Mann eine neue Stelle antrat. Sie bekamen drei Kinder. Catherine P. kümmerte sich um Haushalt und Familie und unterstützte ihren Mann mit Buchhaltungs- und Übersetzungsarbeiten. 1977 übersiedelte die Familie zurück nach Wien. Zum Zeitpunkt des Interviews lebte Catherine P. gemeinsam mit ihrem Mann und einer Pflegerin im südlichen Niederösterreich.

Dorothea B. wurde 1942 als Tochter eines Einkäufers bei großen Unternehmen und einer Schneiderin in Syrmien geboren. Als die Front im Herbst 1944 immer näher rückte, entschied sich die gemischtsprachige vierköpfige Familie für die Evakuierung mit der Eisenbahn in die „Ostmark“, wo sie bis Kriegsende gemeinsam mit anderen Evakuierten bei einem Wirt in Oberösterreich untergebracht war. Kurz nach Kriegsende kam die Familie in einem Flüchtlingslager in Linz unter, wo sie bis zur Auflösung der Lager 1959 blieb. Dorothea B.s Vater machte verschiedene Handwerksarbeiten, ihre Mutter Schneiderarbeiten. Sie selbst besuchte in Linz die Mittelschule, brach diese aber schließlich ab und begann eine Lehre als Modistin. Bereits in ihrer frühen Jugend engagierte sie sich beim Österreichischen Wandervogel, einer um die Jahrhundertwende entstandenen naturnahen Jugendbewegung. Nach Abschluss der Lehre begann sie eine Ausbildung zur Krankenschwester, stand aber damals bereits in engem Kontakt mit einem österreichischen Religionslehrer, der sie nachhaltig inspirierte. In den 1960ern heiratete sie ihren Mann, der aus dem Banat stammte, und wurde Mutter von drei Kindern. 1975 begann sie eine Ausbildung zur Religionslehrerin

und war bis zu ihrer Pensionierung als solche tätig. Zum Zeitpunkt des Interviews lebte Dorothea B. gemeinsam mit ihrem Mann in Linz.

Edith L. wurde 1931 als Tochter eines tschechischsprachigen Betriebsleiters und einer deutschsprachigen, nationalsozialistisch eingestellten Mutter in Westböhmen geboren. 1937 wurde sie in einer deutschen Schule eingeschult. Nachdem der Vater 1940 von deutschen Einheiten aus politischen Gründen verhaftet und ins Deutsche Reich verbracht worden war, übersiedelte Edith L. gemeinsam mit ihrer Mutter und ihrem Bruder zu den Großeltern nach Südmähren. Drei Jahre später ließ sich ihre Mutter scheiden. Als die deutschsprachige Bevölkerung im Mai 1945 den Ort verlassen musste, verlor Edith L. im Treck den Anschluss an ihre Familie und schlug sich in der Folge allein bis nach Wien durch. Dort angekommen, fand sie zunächst in einem Kloster Unterschlupf, wo sie bis 1952 blieb und eine Ausbildung als Ordensfrau begann. 1952 entschied sie sich gegen ein Leben im Kloster und arbeitete fortan gegen Kost und Logis als Kindermädchen. Noch im Kloster hatte sie eine Ausbildung als Handarbeitslehrerin absolviert, den Beruf konnte sie aber erst nach Erlangen der Staatsbürgerschaft 1955 ausüben. 1959 heiratete Edith L. und bekam zwei Kinder. Sie holte die Matura nach und machte eine Ausbildung zur Hauptschullehrerin. In diesem Beruf blieb sie bis zu ihrer Pensionierung. Zum Zeitpunkt des Interviews studierte sie Geschichtswissenschaft und lebte allein in Wien.

Erna B. wurde 1930 in Südmähren geboren. Ihr Vater war Schmied, zudem besaßen ihre deutschsprachigen Eltern eine kleine Landwirtschaft. Neben dem Besuch der deutschsprachigen Schule im Ort arbeitete Erna B. am elterlichen Hof mit und war bei den „Jungmädchen“ engagiert. Mit Kriegsende wurde die Ortschaft zunächst von der sowjetischen Armee besetzt, später wurde der Besitz der Familie enteignet und sie lebten gemeinsam mit dem neuen tschechischen Besitzer am Hof. Im Sommer 1945 wurde Erna B.s Vater verhaftet, nur wenige Tage später die damals 15jährige, die (anders als ihr Vater, der bereits früher entlassen wurde) bis zum Frühjahr 1946 auf einem Gutshof interniert wurde und dort Zwangsarbeit leisten musste. Während ihre Familie noch 1945 nach Österreich auswanderte, blieb Erna B. allein in der Tschechoslowakei zurück und kam erst im Mai 1946 nach Wien nach. Dort arbeitete sie zunächst gegen Kost und Logis als Kindermädchen und konnte später eine Ausbildung zur Krankenschwester absolvieren. 1951 heiratete sie, bekam zwei Jahre später eine Tochter und war bis zu ihrer Pensionierung in ihrem Beruf als Krankenschwester und später Röntgenassistentin tätig. Zum Zeitpunkt des Interviews lebte sie gemeinsam mit ihrem Mann in Wien.

Eva G. wurde 1925 als älteste Tochter einer deutschsprachigen Familie in Syrmien geboren, die eine Hanffabrik und ein Dorfgasthaus besaß. Nach dem Besuch der kroatischen Grundschule im Ort wurde sie in die deutsche Mittelschule nach Beograd/Belgrad geschickt, die sie mit der „kleinen Matura“ abschloss. Noch während ihrer Schulzeit half sie bei der Betreuung bessarabiendeutscher „Umsiedler“ und war Gruppenführerin bei der „Deutschen Jugend“. 1942 brach sie ins „Reich“ auf, um dort eine weiterführende Frauenberufsschule zu besuchen. 1944 kehrte sie nach Syrmien zurück und arbeitete in Osijek/Esseg bei der Organisation und Verwaltung deutscher Vereine. Im Herbst 1944 wurde sie gemeinsam mit ihrer Familie nach Oberösterreich evakuiert. Noch im Dezember trat sie dort eine Stelle als Krankenschwester an, nach Kriegsende war sie für die amerikanischen Besatzer als Übersetzerin tätig. 1952 heiratete sie einen Oberösterreicher bekam 1957 eine Tochter. Schon damals begann Eva G., sich für ihre „Heimat“ zu engagieren: Sie gab „Heimatbriefe“ an andere aus dem Ort „Vertriebene“ heraus und organisierte Reisen in und wohltätige Maßnahmen für ihren Herkunftsort. Bis zu ihrer Pensionierung war sie in der Verkaufsabteilung eines Aluminiumherstellers tätig. Zum Zeitpunkt des Interviews lebte sie gemeinsam mit ihrem Mann in Oberösterreich.

Georg S. wurde 1937 in der Batschka geboren und wuchs als Sohn eines Maschinenschlossers und einer Apothekerin in einem deutschsprachigen Elternhaus auf. Sein Vater rückte im Juni 1943 zur Waffen-SS ein und kam erst nach Kriegsende wieder nach Jugoslawien zurück. Damals begann für Georg S., seine Mutter und Großmutter eine teils gemeinsame, teils getrennte Odyssee durch verschiedene jugoslawische Internierungslager. Als Georg S. schwer erkrankte, konnte ihn sein Vater, der nach seiner Rückkehr als Facharbeiter zahlreiche Vorteile genoss, aus dem Lager Kruševlje/Kruschiwl befreien und bei ehemaligen Nachbarn verstecken. Anschließend konnte er gemeinsam mit seinem Vater in einem Arbeitslager unterkommen, wo er sich als einziges Kind im Lager mit dem serbischen Lagerleiter anfreundete. Im Frühjahr 1947 gelang der Familie gemeinsam die Flucht nach Oberösterreich. Der Vater fand eine Stelle in Linz, wo die Familie in einem Firmenlager unterkam. Georg S. wurde im Alter von zehn Jahren eingeschult, konnte zwei Klassen überspringen und absolvierte schließlich ein Fachabitur für technische Berufe. 1968 heiratete er und wurde Vater von zwei Kindern. Bis zu seiner Pensionierung war er als leitender Angestellter in einem technischen Betrieb tätig. Zum Zeitpunkt des Interviews lebte er gemeinsam mit seiner Frau südlich von Linz.

Imre V. wurde 1936 in Budapest geboren und wuchs als Sohn eines ungarischsprachigen leitenden Beamten und einer deutschsprachigen Mutter auf, die ursprünglich als Kindermädchen nach Budapest gekommen war. Auf Geheiß seines Vater zogen er und seine Mutter im Herbst 1944 nach Oberösterreich zu Verwandten, wo Imre V. weiter die

Volksschule besuchte. Ein paar Monate nach Kriegsende kehrten die beiden nach Budapest zurück zum Vater nach Budapest. Dort blieben sie allerdings nur bis 1948, da Imre V.s Vater vor den kommunistischen Machthabern nach Österreich flüchtete und Imre V. und seine Mutter ein halbes Jahr später nachkamen und mit Hilfe eines gefälschten Ausweises in die amerikanische Zone gelangten. Von dort emigrierte sein Vater 1950 nach Brasilien, kehrte allerdings 1962 erfolglos zurück. Imre V. machte nach vielfachem Schulwechsel schließlich einen Hauptschulabschluss, danach absolvierte er eine Kunstgewerbeschule in Linz und arbeitete fortan als Bühnenbildner. 1956 wurde er an der Universität für angewandte Kunst in Wien zum Studium zugelassen. Danach arbeitete er bis zu seiner Pensionierung in leitender Position bei den Salzburger Festspielen. Zum Zeitpunkt des Interviews lebte Imre V. gemeinsam mit seiner Frau in Salzburg.

Irene W. wurde 1931 in Mährisch-Schlesien nahe der polnischen Grenze geboren und wuchs in einem bürgerlichen Umfeld auf. Während ihre Mutter aus einer gemischtsprachigen Familie (polnisch/deutsch) stammte, war ihr Vater in einer rein deutschsprachigen Familie aufgewachsen. Als sie sechs Jahre alt war, übersiedelte die Familie nach Südmähren, wo Irene W. 1938 in einer deutschsprachigen Schule eingeschult wurde. 1944 verstarb ihr Vater unerwartet. Nach Kriegsende wurde die 14jährige gemeinsam mit ihrer Mutter, ihrem Großvater und dem jüngeren Bruder zur österreichischen Grenze getrieben, die sie daraufhin illegal überquerten. Nach mehreren Nächten bei Bauern in der Region, kam die Familie schließlich nach Wien. Die mitgenommenen Ersparnisse reichten so weit, dass sich die Familie in der ersten Zeit die Unterkunft in einem Hotel leisten konnte, danach begann ihre Mutter als Küchenhilfe zu arbeiten. Irene W. maturierte, musste aber aus finanziellen Gründen von ihrem Kindheitstraum Ärztin zu werden ablassen und machte eine Ausbildung als Buchhaltungsassistentin. 1956 heiratete sie und wurde Mutter von drei Kindern. Auf Wunsch ihres Mannes ließ sie von ihrem Beruf ab und kümmerte sich fortan ausschließlich um Haushalt und Familie. Zum Zeitpunkt des Interviews lebte Irene W. als Witwe in Wien.

Josef W. wurde 1935 als Sohn wohlhabender deutschsprachiger Bauern in Syrmien geboren. Während des Krieges besuchte er in seiner Heimatstadt eine deutsche Grundschule. Im Herbst 1944 schloss sich seine Mutter gemeinsam mit ihm, seinen Geschwistern und anderen Verwandten der Evakuierung in die „Ostmark“ an. Sein Vater blieb in Syrmien und wurde zu einem „Bahnschutz“-Bataillon eingezogen. Das Kriegsende erlebte Josef W. zwar noch in der Steiermark, bald aber entschied sich die Familie, nach Jugoslawien zurückzukehren. Noch an der ungarisch-jugoslawischen Grenze wurden sie verhaftet, und der Zehnjährige wurde gemeinsam mit seiner Cousine und seinen Großeltern im Lager Gakovo/Gakowa interniert. Im Frühjahr 1947 gelang ihm gemeinsam mit seiner Mutter die Flucht – diesmal nach Oberösterreich, wo bereits Verwandte lebten. Dort besuchte Josef W. die Hauptschule und

absolvierte eine Lehre als Kfz-Mechaniker, bevor er zu Ausbildungszwecken nach Wien übersiedelte. 1953 heiratete er und bekam mit seiner Frau vier Kinder. Bis zu seiner Pensionierung war Josef W. als Technischer Zeichner tätig, danach engagierte er sich ehrenamtlich als Sachwalter sowie im „Haus der Heimat“. Zum Zeitpunkt des Interviews lebte er gemeinsam mit seiner Frau in Wien-Umgebung.

Katharina H. wurde 1919 in Slawonien geboren. In ihrer Familie wurde hauptsächlich Kroatisch gesprochen, allein mit ihrer Großmutter sprach sie ausschließlich Deutsch. Katharina H. absolvierte in Slawonien die kroatische Pflichtschule, danach Ausbildungen zur Schneiderin und zur Köchin. Als die deutschsprachige Bevölkerung von den Behörden zur Evakuierung aufgerufen wurde, stand gerade ihre Verlobung bevor. Katharina H. brach trotzdem gemeinsam mit einem Teil ihrer Familie nach Österreich auf. Auf dem Weg verlor sie jedoch ihre Angehörigen und kam allein im niederösterreichischen Waldviertel an. Dort arbeitete sie während der nächsten Jahre gegen Kost und Logis als Hilfskraft in der Landwirtschaft. Erst 1949 gab es ein Wiedersehen mit ihren Eltern und ihrer Schwester, und die Familie ließ sich gemeinsam in Niederösterreich nieder. Ihren Beruf als Schneiderin konnte sie wegen fehlender Lizenzen nicht ausüben. 1952 heiratete Katharina H. und bekam eine Tochter. Bis zu ihrer Pensionierung war sie als landwirtschaftliche Hilfskraft in Wien-Umgebung tätig. Zum Zeitpunkt des Interviews lebte sie als Witwe nördlich von Wien.

Rüdiger V. wurde 1928 als Sohn eines Richters und einer Apothekertochter im nordwestlichen Böhmen geboren. Da sein Vater als Richter häufig seinen Dienort wechselte, zog die Familie mehrmals um: kurz nach seiner Geburt in die Nordwestslowakei, 1932 nach Bratislava/Pressburg, 1939 nach Nordböhmen. Rüdiger V. besuchte deutschsprachige Schulen und wuchs in einem nationalsozialistisch eingestellten Elternhaus auf. Nach der Rückkehr der Familie ins „Sudetenland“ engagierte er sich in der Schule als Klassenführer und als Bannspielscharführer in der Hitler-Jugend. Kurz vor Kriegsende wurde er einberufen und geriet in sowjetische Kriegsgefangenschaft, aus der er 1948 entlassen wurde. Zunächst kam er in die Sowjetische Besatzungszone nach Sachsen, wo er seinen Vater wiedersah, der dort nach dem gewaltsamen Tod seiner Mutter allein lebte. Bald brach er nach Wien zu Verwandten auf – eine Reise, für die ihm ein Verwandter die notwendigen Papiere besorgt hatte. In Wien wurde Rüdiger V. alsbald eingebürgert und konnte eine Ausbildung beginnen, die ihn später zum Kommerzialrat machen sollte. Er heiratete und wurde Vater. Zum Zeitpunkt des Interviews bekleidete Rüdiger V. eine leitende Funktion im Österreichischen Heimkehrerverband und lebte gemeinsam mit seiner Frau südlich von Wien.

Wolfgang H. wurde 1931 im nordwestlichen Teil Böhmens geboren und wuchs als jüngstes von drei Kindern in einem deutschnational eingestellten Elternhaus auf. Sein Vater war Dentist, seine Mutter Drogistin. Er besuchte ein deutschsprachiges Gymnasium, bis er schließlich im Frühsommer 1945, kurz nach Kriegsende, gemeinsam mit seiner Mutter in die Sowjetische Besatzungszone ausgewiesen und sein Vater verhaftet wurde. In der SBZ lebte die Familie in sehr ärmlichen Verhältnissen, Wolfgang H. besuchte die Schule und baute dort regen Kontakt zu einem Pfarrer auf. 1948 konnten sie dann endlich zu den beiden Geschwistern nach Wien ausreisen. Wolfgang H. konnte den Besuch des Gymnasiums nicht fortsetzen und absolvierte eine kaufmännische Lehre. 1955 heiratete er und wurde Vater von zwei Kindern. Beruflich war er im Einzelhandel tätig und stieg im Laufe der Jahre zum Filialleiter auf. Seit seiner Pensionierung engagierte er sich im Heimatkreisverein seines Herkunftsortes und widmete seine Arbeit vor allem der Versöhnung zwischen der (ehemaligen) tschechisch- und deutschsprachigen Bevölkerung seines Herkunftsortes. Zum Zeitpunkt des Interviews lebte Wolfgang H. gemeinsam mit seiner Frau in Wien.

Zdenka I. wurde 1939 in Osijek/Esseg geboren. Ihr zweisprachig aufgewachsener Vater war leitender Angestellter in einer staatlichen Druckerei, ihre deutschsprachig aufgewachsene Mutter gelernte Schneiderin. Im Herbst 1944 schloss sich die Familie den Evakuierungstransporten ins „Reich“ an, im Januar 1945 wurde ihr Vater vom Weg weg zur Waffen-SS einberufen. Der Rest der Familie wurde im oberösterreichischen Salzkammergut untergebracht. Nach Kriegsende übersiedelte die Familie in die britische Besatzungszone, wo sie verschiedene Flüchtlingslager durchlief. Erst 1948 konnte sie in ein bombengeschädigtes Haus am Stadtrand übersiedeln, in dem sie so lange in Armut lebte, bis die Mutter den Vater für tot erklären konnte und damit Anspruch auf Witwenpension erlangte. Zdenka I. besuchte die örtliche Grundschule und absolvierte eine Lehre im Einzelhandel. Als Jugendliche und junge Erwachsene engagierte sie sich in der Katholischen Arbeiterjugend, wo sie auch ihren späteren Mann kennenlernte, der aus einer slowenischsprachigen Familie stammte. 1962 heirateten die beiden und bekamen zwei Kinder. Zdenka I. engagierte sich in zahlreichen karitativen Projekten in der Pfarrgemeinde und lebte zum Zeitpunkt des Interviews gemeinsam mit ihrem Mann in der Steiermark.

Transkriptionsstandards⁶²⁷

Grundsätzlich wurde **wort-, aber nicht lautgetreu** transkribiert, d.h. Eigentümlichkeiten des Gesprochenen sollten möglichst bewahrt werden ohne diese phonetisch zu transkribieren. Die Transkription sollte mit möglichst wenig Interpretationsleistungen von Seiten des/der Transkribent/in erfolgen. Phonetische Transkriptionen erfolgten nur in Ausnahmefällen, wenn für das betreffende Wort keine Entsprechung in der Standardsprache bekannt ist.

Allgemeine Regelungen:

- Die **Interpunktion** folgte der geltenden Grammatik sowie dem Hörverständnis.
- **Unterbrechungen** des Interviews wurden nach folgendem Schema gekennzeichnet: [jemand betritt das Zimmer], [Kaffeepause] etc.
- **Füllwörter** wie „mhm“, „äh“, „also“, „naja“ etc. wurden nach Möglichkeit transkribiert.
- **Zwischenbemerkungen des/r Gesprächspartners/in** wie „aha“ oder „aha“ wurden mit Schrägstrichen in den Fließtext des/r Sprechenden geschrieben werden: /mhm/, /aha/ etc.
- **Signifikante parasprachliche Äußerungen** wurden schriftlich festgehalten: [lacht], [atmet tief ein/aus], [seufzt], etc.
- **Gleichzeitiges Sprechen** von Interviewer/in und Interviewtem/r wurde folgendermaßen gekennzeichnet:
A: Aber auf alle Fälle ist habe ich sie dann nicht mehr gesehen, [gleichzeitig mit B] bis sie in dann wieder aufgetaucht ist. [Ende]
B: [gleichzeitig mit A] Das war dann noch vor der Evakuierung? [Ende]

Transkriptionszeichen

[]	Einschübe des/der Transkribent/in
–	kurze Sprechpause
[3 Sekunden]	längere Sprechpausen mit Zeitangabe
/	Wortabbruch

⁶²⁷ Die verwendeten Transkriptionsstandards entsprechen im Wesentlichen den „Mindeststandards für die Transkription von Interviews des Archivs der KZ-Gedenkstätte Mauthausen“. Diese wurden von Christian Dürr und Ralf Lechner (Archiv der KZ-Gedenkstätte Mauthausen), Helga Amesberger, Brigitte Halbmayr und Karin Stögner (Institut für Konfliktforschung - IKF) sowie Heinz Berger, Gerhard Botz, Melanie Dejnega, Regina Fritz und Alexander Prenninger (Ludwig Boltzmann-Institut für historische Sozialwissenschaft - LBIHS) entwickelt.

/.	Satzabbruch
[...?] / [... ...?]	Worte / Wortgruppen, die nicht verstanden werden
[gegangen?]	Worte / Wortgruppen, die nicht mit Sicherheit verstanden wurden
<i>Kursiv</i>	Passagen oder Einzelwörter in einer von der Interviewsprache abweichenden Sprache
<u>Unterstreichungen</u>	Sprachliche Hervorhebungen von Seiten der Interviewten, werden anschließend benannt, z. B. <u>Unterstreichung</u> [betont langsam gesprochen]

Kommentare:

Kommentare des/der Transkribent/in sowie Interpretationen von Dialektausdrücken sind in Fußnoten gegebenenfalls unter Angabe der Quellenreferenz möglich. Kommentare des/der Transkribent/in werden mit dem Hinweis [Anm. d. Transkr.] versehen.

Protokoll

Im Verlauf des Transkriptionsprozesses ist von dem/der Transkribent/in ein Protokoll anzulegen, welches für den/die Benutzer/in einen zusätzlichen Interpretationskontext für die Interviewtranskription liefern soll.

- Im Protokoll soll auf Schwierigkeiten im Umgang mit der Transkription bestimmter Textpassagen Bezug genommen werden.
- Ebenso soll im Protokoll auf signifikante Charakteristika des Gesamtinterviews oder von Teilen des Interviews eingegangen werden, die mit den vorgegebenen Standardregeln der Transkription nicht vollständig erfasst werden können.
- Schließlich können im Protokoll auch zusätzliche Interpretationshilfen oder Hinweise angebracht werden, die in die Transkription selbst keinen Eingang finden.

Quellenverzeichnis

Lebensgeschichtliche Interviews

Privatarchiv Melanie Dejnega

Alle Interviews werden nach Beendigung des Promotionsverfahrens an die Österreichische Mediathek zur Langzeitarchivierung übergeben und sind dann dort zugänglich.

Interview der Autorin mit Catherine P., geführt am 15. und 30. März 2012

Interview der Autorin mit Dorothea B., geführt am 19. Juli 2012

Interview der Autorin mit Edith L., geführt am 24. Februar 2012 und 07. März 2012

Interview der Autorin mit Erna B., geführt am 26. Februar 2012.

Interview der Autorin mit Eva G., geführt am 18. Juli 2012 und 22. Dezember 2012

Interview der Autorin mit Georg S., geführt am 29. März 2012 und 07. August 2012

Interview der Autorin mit Imre V., geführt am 16. Juli und 10. September 2012.

Interview der Autorin mit Irene W., geführt am 30. Juli 2012 und 31. August 2012

Interview der Autorin mit Josef W., geführt am 25. Juli 2012

Interview der Autorin mit Katharina H., geführt am 14. und 27. März 2012.

Interview der Autorin mit Rüdiger V., geführt am 02. August 2012 und 22. Dezember 2014

Interview der Autorin mit Wolfgang H., geführt am 28. Februar und 13. März 2012

Interview der Autorin mit Zdenka I., geführt am 26. Juli und 03. September 2012

Österreichische Mediathek (OeM)

e12-00981 bis e12-00983

Interview der Autorin mit Ingeborg Fian am 17. und 18. März 2015

e12-00993 bis e12-00996

Interview der Autorin mit Anna Niklos Nyari am 16. und 22. Oktober 2015

Fotos

Auszubildende Köchinnen vor dem örtlichen Feuerwehrhaus im Herkunftsort von Katharina H.,
Fotograf/in: unbekannt, Quelle: Privatarchiv Katharina H.

Publizierte lebensgeschichtliche Aufzeichnungen

- Rosemarie Bovier, Heimat ist das, wovon die anderen reden. Kindheitserinnerungen einer Vertriebenen der zweiten Generation, Göttingen 2014.
- Stefan Häring, Der Fluchtkoffer. Die Chronik der Familie Häring, München 2011.
- Zdenka Ivanc, Ich war ein Flüchtlingskind, Trofaiach 2010.
- Anna Nyari, Nachruf auf verlorene Jahre. Eine Heimatvertriebene erzählt, München 1991.
- Ekkehard R. Wölfel, „Auch“ ein Zeitzeuge. Alle waren dort, aber keiner war dabei, o. O. 2009.

Statistische Quellen

- Die Gliederung der Bevölkerung des ehemaligen Jugoslawien nach Muttersprache und Konfession nach den unveröffentlichten Angaben der Zählung von 1931, bearbeitet und hrsg. v. der Publikationsstelle Wien, Wien 1943.
- Österreichs Bevölkerung in Bild und Zahl, hrsg. vom Österreichischen Statistischen Zentralamt, Wien 1953.
- Statistisches Handbuch der Republik Österreich, hrsg. Vom Statistischen Zentralamt, I. Jg., Wien 1950.
- Statistisches Handbuch für die Republik Österreich, hrsg. vom österreichischen Statistischen Zentralamt, III. Jg., Wien 1952.
- Statistisches Handbuch für die Republik Österreich, hrsg. vom österreichischen Statistischen Zentralamt, V. Jg., Wien 1954.
- Statistisches Handbuch für die Republik Österreich, hrsg. vom österreichischen Statistischen Zentralamt, VII. Jg., Wien 1956.
- Volkszählung in der tschechoslowakischen Republik vom 1. Dezember 1930, I. Teil, Zunahme, Konzentration und Dichte der Bevölkerung, Geschlecht, Altersgliederung, Familienstand, Staatsangehörigkeit, Nationalität und Religionsbekenntnis, Praha/Prag 1934.

Gesetzestexte

- Wenn nicht anders angegeben, wurden die Bundesgesetzblätter auf der Website des Rechtsinformationssystem des Bundes abgerufen, <https://www.ris.bka.gv.at/> [letzter Aufruf am 30. Juni 2018].
5. Dekret des Präsidenten der Republik vom 19. Mai 1945 über die Ungültigkeit einiger vermögensrechtlicher Rechtsgeschäfte aus der Zeit der Unfreiheit und über die nationale Verwaltung der Vermögenswerte der Deutschen, der Madjaren, der Verräter und Kollaboranten

- und einiger Organisationen und Anstalten (Faksimile), mit einer Einleitung von Manfred Kittel und in Übersetzung von Leo Witzens, siehe http://www.1000dok.digitale-sammlungen.de/dok_0095_ben.pdf [letzter Aufruf am 13. Juli 2018].
33. Verfassungsdekret des Präsidenten der Republik vom 2. August 1945 über die Regelung der Staatsbürgerschaft von Personen deutscher und magyarischer Nationalität“ (Faksimile), mit einer Einleitung von Manfred Kittel und in Übersetzung von Benjamin Müller, siehe http://www.1000dok.digitale-sammlungen.de/dok_0095_ben.pdf [letzter Aufruf am 07. August 2017].
- Amtsblatt der Republik Serbien Nr. 72/2011, unverbindliche Übersetzung auf der Webseite des österreichischen Außenministeriums, siehe http://www.bmeia.gv.at/fileadmin/user_upload/Zentrale/Reise_Aufenthalt/Leben_im_Ausland/Gesetz_ueber_die_Restitution_des_enteigneten_Vermoegens.pdf [letzter Aufruf am 14. Oktober 2014].
- Artikel XIII der Mitteilung über die Dreimächtekonferenz von Berlin (Konferenz von Potsdam), 2. August 1945 (Faksimile), mit einer Einleitung von Rolf Steininger, siehe http://www.1000dok.digitale-sammlungen.de/dok_0011_pot.pdf [letzter Aufruf am 18. Mai 2018].
- Anordnung zur Anerkennung der Volkszugehörigkeit v. 14. Oktober 1941, in: Verordnungsblatt der Volksgruppenführung 6/1941 (Digitalisat), siehe http://digital.onb.ac.at/OnbViewer/viewer.faces?doc=ABO_%2BZ19431090X [letzter Aufruf am 28. Juni 2018].
- Bundesgesetz vom 9. Juni 1949, womit Bestimmungen auf dem Gebiete des Staatsbürgerschaftsrechtes getroffen werden (Staatsbürgerschaftsrechtsnovelle 1949), BGBl. 142/1949.
- Bundesgesetz vom 31. Jänner 1951 über die Gewährung der Notstandshilfe an Volksdeutsche, BGBl. 70/1951.
- Bundesgesetz vom 18. Juli 1952, betreffend Maßnahmen hinsichtlich der arbeitsrechtlichen Gleichstellung der Volksdeutschen mit inländischen Dienstnehmern; BGBl. 166/1952.
- Bundesgesetz vom Bundesgesetz vom 18. Juli 1952, betreffend Gleichstellung der Volksdeutschen mit den österreichischen Staatsbürgern auf dem Gebiete des Mutterschutzes, BGBl. 167/1952.
- Bundesgesetz vom 18. Juli 1952, betreffend Maßnahmen hinsichtlich der gewerberechtlichen Gleichstellung der Volksdeutschen mit Inländern, BGBl. 172/1952.
- Bundesgesetz vom 2. Juni 1954 betreffend den Erwerb der Staatsbürgerschaft durch Volksdeutsche (Optionsgesetz), BGBl. 142/1954.
- Bundesgesetz vom 31. Juli 1975 über die Neuordnung der persönlichen Rechtswirkung der Ehe, BGBl. 412/1975.
- Bundesgesetz vom 28. Juni 2002, Entschließung des Bundespräsidenten betreffend der Schaffung von Berufstiteln, BGBl. II Nr. 261/2002.
- Bundesgesetz vom 27. Dezember 2011 über die Bundeshymne der Republik Österreich, BGBl. I Nr. 127/2011.

Bundesverfassungsgesetz vom 15. Februar 1946 über die Sicherstellung der für den Wiederaufbau erforderlichen Arbeitskräfte (Arbeitspflichtgesetz), BGBl. 63/1946.

Kundmachung der Bundesregierung vom 4. November 1949 über die Wiederverlautbarung von Rechtsvorschriften auf dem Gebiete des Staatsbürgerschaftsrechtes, BGBl. 276/1949.

Verordnung des Bundesministeriums für Volksernährung vom 14. Mai 1946 über die Festsetzung von Verbrauchergruppen für den Bezug bewirtschafteter Lebensmittel (Verbrauchergruppen-Verordnung), BGBl. 138/1945.

Verordnung des Staatsamtes für Inneres vom 3. November 1945, betreffend die Einführung von Personalausweisen für Ausländer und Staatenlose (Ausländerausweis-Verordnung), BGBl. 33/1946.

Verordnung des Bundesministeriums für Inneres vom 11. Juni 1955, mit der die Identitätsausweis-Verordnung und die Ausländerausweis-Verordnung aufgehoben werden, BGBl. 117/1955.

Sonstige gedruckte Quellen

Forschungsstelle für Völkerrecht und ausländisches öffentliches Recht der Universität Hamburg (Hrsg.), Satzung der Internationalen Flüchtlingsorganisation (IRO). Englischer und deutscher Text mit einer Einführung von Karl-Heinz Sonnewald, Frankfurt am Main 1951.

Adalbert Karl Gauss/Bruno Oberläuter, Das zweite Dach. Eine Zwischenbilanz über Barackennot und Siedlerwillen 1945–1965, Salzburg 1979.

L. Grond, Die Lage der Notstandsfälle unter den Flüchtlingen in Österreich. Bericht an den Hochkommissär der Vereinten Nationen für die Flüchtlinge, Wien, Juni 1954.

Heimatkreis Bilin e.V. (Hrsg.), Bilin, unser Heimatkreis, Ludwigsburg 1979.

Hochkommissär der Vereinten Nationen für Flüchtlinge in Österreich (Hrsg.), Wegweiser für Flüchtlinge und Heimatvertriebene, Wien 1954.

Hans Holzträger, Die Erdhüttenlager in Oberösterreich 1944-1952. Eine Dokumentation von Pfarrer Hans Holzträger, München 1974.

Norbert Kapeller, Parlamentarische Gedenkreisen im Gedenkjahr 2005. Eine österreichische Parlamentarierdelegation blickt auf die ehemalige Donaumonarchie und die Zukunft in einem gemeinsamen Europa, Freistadt/Wien 2008.

Erwin Machunze, Vom Rechtlosen zum Gleichberechtigten. Die Flüchtlings- und Vertriebenenfrage im Wiener Parlament (1945–1959), 4 Bände, Salzburg 1974–1978.

Military Government Austria, Reports of the United States Commissioner, prep. by the U.S. High Commissioner of the Austrian Military Government, Wien, November 1945 through July 1946.

Military Government Austria, Reports of the United States Commissioner, prep. by the U.S. High Commissioner of the Austrian Military Government, Wien, October 1946.

- Military Government Austria, Reports of the United States Commissioner, prep. by the U.S. High Commissioner of the Austrian Military Government, Wien, December 1946.
- Military Government Austria, Military Government Handbook, ed. by Allied Forces Headquarters, Wien 1945.
- Oral History Projekte in Österreich. Dokumentation einer Arbeitstagung am IWK (5.-6. Mai 1984), Wien 1984.
- Oliver Rathkolb (Hrsg.), Umsetzungsstrategie für das Haus der Geschichte Österreich – Ideen und Entwürfe des Internationalen Wissenschaftlichen Beirates, Stand 4. September 2015, Wien 2015.
- „So eine Schande“, in: *DER SPIEGEL* vom 10. Januar 1951.
- The Rehabilitation of Austria 1945-1947, prepared by United States Allied Commission Austria, Volume II & III, o.O. u. J.
- United States High Commissioner for Austria, Final Report to the Joint Chiefs of staff. January 1947 – October 1950, part one: civil affairs, O.O. u. J.
- United States High Commissioner for Austria, Statistical Report of Displaced Persons and Refugees in Austria, Vienna, June 30, 1952.
- Verband der Volksdeutschen Landsmannschaften Österreichs – VLÖ (Hrsg.), Festschrift zum Jubiläum 50 Jahre Verband der volksdeutschen Landsmannschaften Österreichs, Wien 2004.
- Hermann Volkmer, Die Volksdeutschen in Oberösterreich. Ihre Integration und ihr Beitrag zum Wiederaufbau des Landes nach dem Zweiten Weltkrieg, Grünbach 2003.
- „Volksösterreicher“, in: Neues Österreich. Organ der demokratischen Einigung vom 1. Dezember 1946, siehe <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nos&datum=19461201&query=%22volks%20c3%b6sterreicher%22&ref=anno-search> [letzter Aufruf am 24. August 2018]
- Gerhard Zeihsel, „Die Friedensdiktate von Saint Germain, Versailles und Trianon. Am Anfang stand die Missachtung des nationalen Selbstbestimmungsrechts“, VLÖ-Pressemitteilung Nr. 2009024 vom 24. November 2009, siehe <http://vloer.at/presse/berichte/2009/2009024> [letzter Aufruf am 12. Januar 2017].

Literaturverzeichnis

Lynn Abrams, *Oral history theory*, London 2010.

Thomas Albrich, *Asylland wider Willen. Die Problematik der "Displaced Persons" in Österreich 1945–1948*, in: Günther Bischof/Josef Leidenfrost (Hrsg.), *Die bevormundete Nation. Österreich und die Alliierten 1945–1949*, Innsbruck 1988, 217–244.

Thomas Albrich, *Ende 1945. Fremde*, in: *Historicum* (1996) Sommer, 22–28.

Andrea Althaus, *Vom Glück in der Schweiz. Erfolgs- und Aufstiegserzählungen in Migrationsbiographien*, in: Dorothee Wierling/Knud Andresen/Linde Apel/Kirsten Heinsohn (Hrsg.), *Es gilt das gesprochene Wort. Oral History und Zeitgeschichte heute*, Göttingen 2015, 24–42.

Andrea Althaus, *Migrationserzählungen. Zum Zusammenhang von Lebensgeschichte und Geschichte*, Vortrag am 51. Deutschen Historikertag 2016 vom 20.9. bis 2016, abrufbar unter <https://lecture2go.uni-hamburg.de/l2go/-/get/v/20178> [letzter Aufruf am 22. November 2017].

Andrea Althaus, *Vom Glück in der Schweiz? Weibliche Arbeitsmigration aus Deutschland und Österreich (1920–1965)*, Frankfurt, New York 2017.

Benedict Anderson (Hrsg.), *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*, Frankfurt/Main 2005.

Knud Andresen/Linde Apel/Kirsten Heinsohn, *Es gilt das gesprochene Wort. Oral History und Zeitgeschichte heute*, in: Dorothee Wierling/Knud Andresen/Linde Apel/Kirsten Heinsohn (Hrsg.), *Es gilt das gesprochene Wort. Oral History und Zeitgeschichte heute*, Göttingen 2015, 7–22.

Jan-Hinnerk Antons, *Lebenswelten ukrainischer Displaced Persons in der britischen Zone*, Dissertation, Universität Hamburg, Hamburg 2013.

Linde Apel, *Oral history reloaded. Zur Zweitauswertung von mündlichen Quellen*, in: *Westfälische Forschungen* 65 (2015), 243–254.

Linde Apel, *Glauben, was man hört. Hören, was man glaubt? Zeitgeschichtliche Potenziale von Interviews und Oral History. Einführung und Methode*. Vortrag am 51. Deutschen Historikertag 2016 vom 20.9. bis 2016, abrufbar unter <https://lecture2go.uni-hamburg.de/l2go/-/get/v/20178> [letzter Aufruf am 14. März 2018].

Erna Appelt, *Von Ladenmädchen, Schreibfräulein und Gouvernanten, 1900–1934*, Wien 1985.

Celia Applegate, *A nation of provincials. The German idea of Heimat*, Berkeley 1990.

Markus Arnold, *Erzählen. Die ethisch-politische Funktion narrativer Diskurse*, in: Markus Arnold (Hrsg.), *Erzählungen im Öffentlichen. Über die Wirkung narrativer Diskurse*, Wiesbaden 2012, 17–63.

Aleida Assmann, *Im Dickicht der Zeichen*, Berlin 2015.

Aleida Assmann, *Erlebte, erinnerte und erzählte Geschichte*, in: Axel Rüh/Michael Schwarze (Hrsg.), *Erfahrung und Referenz. Erzählte Geschichte im 20. Jahrhundert*, Paderborn 2016, 43–58.

- Dieter Bacher, Eine neue Heimat : eine Motivanalyse in Österreich verbliebener Zwangsarbeiter anhand des Aktenbestandes des "Österreichischen Versöhnungsfonds", in: Stefan Karner/Dieter Bacher (Hrsg.), Zwangsarbeiter in Österreich 1939–1945 und ihr Nachkriegsschicksal. Ergebnisse der Auswertung des Aktenbestandes des "Österreichischen Versöhnungsfonds", Innsbruck 2013, 271–323.
- Ulrich Baer, Einleitung, in: Ulrich Baer (Hrsg.), „Niemand zeugt für den Zeugen“. Erinnerungskultur nach der Shoah, Frankfurt am Main 2008, 7–34.
- Brigitte Bailer-Galanda, "Revisionismus" – Pseudowissenschaftliche Propaganda des Rechtsextremismus, in: Brigitte Bailer-Galanda/Wolfgang Neugebauer/Christa Mehany-Mitterrutzner (Hrsg.), ..ihrer Überzeugung treu geblieben. Rechtsextremisten, "Revisionisten" und Antisemiten in Österreich, Wien 1996, 28–39.
- Mieke Bal, Narratology. Introduction to the theory of narrative, Toronto ³2009.
- Irene Bandhauer-Schöffmann/Ela Hornung, Von Mythen und Trümmern. Oral History Interviews zum Alltag Nachkriegs-Wien, in: Irene Bandhauer-Schöffmann/Ela Hornung (Hrsg.), Wiederaufbau Weiblich. Dokumentation der Tagung "Frauen in der österreichischen und deutschen Nachkriegszeit", Wien, Salzburg 1992, 24–54.
- Irene Bandhauer-Schöffmann/Ela Hornung, Von der Erbswurst zum Hawaiischnitzel. Geschlechtsspezifische Auswirkungen von Hungerkrise und "Fresswelle", in: Thomas Albrich/Klaus Eisterer/Michael Gehler/Rolf Steininger (Hrsg.), Österreich in den Fünfzigern, Innsbruck 1995, 11–34.
- Dãn Bar-Ôn, Die Last des Schweigens. Gespräche mit Kindern von NS-Tätern, Hamburg 2003.
- Ingrid Bauer, "Die Amis, die Ausländer und wir". Zur Erfahrung und Produktion von Eigenem und Fremdem im Jahrzehnt nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Ingrid Bauer/Josef Ehmer/Sylvia Hahn (Hrsg.), Walz – Migration – Besatzung. Historische Szenarien des Eigenen und des Fremden, Klagenfurt 2002, 197–276.
- Mathias Beer (Hrsg.), Das Heimatbuch. Geschichte, Methodik, Wirkung, Göttingen 2010.
- Matthias Beer, Flüchtlinge – Ausgewiesene – Heimatvertriebene. Flüchtlingspolitik und Flüchtlingsintegration in Deutschland nach 1945, begriffsgeschichtlich betrachtet, in: Matthias Beer/Martin Kintzinger/Marita Krauss (Hrsg.), Migration und Integration. Aufnahme und Eingliederung im historischen Wandel, Stuttgart 1997, 145–167.
- Matthias Beer, Das Großforschungsprojekt "Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa" im Spannungsfeld von Politik und Zeitgeschichte, in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* 46 (1998) 3, 345–390.
- Doris L. Bergen, The Nazi Concept of "Volksdeutsche" and the Exacerbation of Anti-semitism in Eastern Europe, 1939–1945, in: *Journal of Contemporary History* 29 (1994), 569–582.
- Carl Bethke, "Erweckung" und Distanz: Aspekte der Nazifizierung der Volksdeutschen in Slawonien 1935-1940, in: Mariana Hausleitner/Harald Roth (Hrsg.), Der Einfluss von Faschismus und Nationalsozialismus auf Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa, München 2006, 183–218.

- Carl Bethke, Deutsche und ungarische Minderheiten in Kroatien und der Vojvodina 1918-1941. Identitätsentwürfe und ethnopolitische Mobilisierung, Wiesbaden 2009.
- Carl Bethke, (K)eine gemeinsame Sprache? Aspekte deutsch-jüdischer Beziehungsgeschichte in Slawonien, 1900–1945, Berlin 2013.
- Homi K. Bhabha, The location of culture, London 1994.
- Jochen Böhler/Robert Gerwarth (Hrsg.), The Waffen-SS. A European history, Oxford 2017.
- Johann Böhm, Die deutschen Volksgruppen im unabhängigen Staat Kroatien und im serbischen Banat. Ihr Verhältnis zum Dritten Reich 1941–1944, Frankfurt am Main et al. 2012.
- Gerhard Botz, Geschichte und kollektives Gedächtnis in der Zweiten Republik. „Opferthese“, „Lebenslüge“ und „Geschichtstabu“ in der Zeitgeschichtsschreibung, in: Wolfgang Kos (Hrsg.), Inventur 45/55. Österreich im ersten Jahrzehnt der Zweiten Republik, Wien 1996, 51–85.
- Gerhard Botz (Hrsg.), Schweigen und Reden einer Generation. Erinnerungsgespräche mit Opfern, Tätern und Mitläufern des Nationalsozialismus, Wien 2005.
- Gerhard Botz/Brigitte Halbmayr/Helga Amesberger, "Zeitzeugen und Zeitzeuginnenprojekt Mauthausen" (Mauthausen Survivors Documentation Project – MSDP). Genese, Projektstruktur und erste Ergebnisse, in: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hrsg.), Jahrbuch 2004. Schwerpunkt Mauthausen, 30–67.
- Gerhard Botz/Gerald Sprengnagel (Hrsg.), Kontroversen um Österreichs Zeitgeschichte. Verdrängte Vergangenheit, Österreich-Identität, Waldheim und die Historiker, Frankfurt, New York ²2008.
- Gerhard Botz/Josef Weidenholzer (Hrsg.), Mündliche Geschichte und Arbeiterbewegung. Eine Einführung in Arbeitsweisen und Themenbereiche der Geschichte "geschichtsloser" Sozialgruppen, Wien 1984.
- Pierre Bourdieu, Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: Reinhard Kreckel (Hrsg.), Soziale Ungleichheiten, Göttingen 1983, 183–198.
- Pierre Bourdieu, Die biographische Illusion [1986], in: Pierre Bourdieu (Hrsg.), Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns, Frankfurt am Main 1998, 75–83.
- Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt am Main ²³2007.
- Pierre Bourdieu, Die männliche Herrschaft, Berlin 2012.
- Pierre Bourdieu, Verstehen, in: Pierre Bourdieu et al., Das Elend der Welt, Konstanz ²2010, 779–822.
- Detlef Brandes, Die Tschechen unter deutschem Protektorat, Band 1: Besatzungspolitik, Kollaboration und Widerstand im Protektorat Böhmen und Mähren bis Heydrichs Tod (1939–1942), München/Wien 1969.
- Detlef Brandes, "Umvolkung, Umsiedlung, rassische Bestandsaufnahme". NS-"Volkstumspolitik" in den böhmischen Ländern, München 2012.

- Martin Broszat, Die „Deutsche Mannschaft“ und die „Einsatzstaffeln“ der Deutschen Volksgruppe Kroatien, in: Institut für Zeitgeschichte (Hrsg.), Gutachten des Instituts für Zeitgeschichte, München 1958, 410–411.
- Rogers Brubaker, Ethnicity without groups, in: *Archives of European Sociology*, XLIII (2002) 2, 163–189.
- Rogers Brubaker/Frederick Cooper, Beyond “Identity”, in: *Theory and Society* 29 (2000), 1–47.
- Rogers Brubaker/Mara Loveman/Peter Stamatov, Ethnicity as Cognition, in: *Theory and Society* 33 (2004) 1, 31–64.
- Ernst Bruckmüller, Nation Österreich. Kulturelles Bewusstsein und gesellschaftlich-politische Prozesse, Wien ²1996.
- Andrea Brunner, "Wir sind ausgewandert, oder ausgesiedelt, oder Heimkehrer gewesen". Das Spannungsfeld der Repräsentation Vertriebener zwischen persönlicher und institutionalisierter Identität – politische Instrumentalisierung von Gedächtniskultur am Beispiel der Werschetzer Donauschwaben, Diplomarbeit, Universität Wien, Wien 2012.
- Chad Bryant, Either German or Czech: Fixing Nationality in Bohemia and Moravia 1939–1946, in: *Slavic Review* (2002) 61/4, 683–706.
- Chad Bryant, Prague in black. Nazi rule and Czech nationalism, Cambridge 2007.
- Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hrsg.), Das Schicksal der Deutschen in Ungarn, Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa, Band 3, Düsseldorf 1956.
- Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hrsg.), Das Schicksal der Deutschen in Jugoslawien, Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa, Band 5, Bonn 1961.
- Marie-Janine Calic, Die Deutsche Volksgruppe in Kroatien 1941–1944, in: *Südosteuropäisches Archiv* 31 (1987/88) 30, 148–175.
- Marie-Janine Calic, Die Deutsche Volksgruppe im "Unabhängigen Staat Kroatien", 1941–1944, in: Mariana Hausleitner (Hrsg.), Vom Faschismus zum Stalinismus. Deutsche und andere Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa 1941–1953, München 2008, 11–22.
- Thomas Casagrande, Die volksdeutsche SS-Division "Prinz Eugen". Die Banater Schwaben und die nationalsozialistischen Kriegsverbrechen, Frankfurt am Main/New York 2003.
- Thomas Casagrande/Michael Schvarc/Norbert Spannenberger/Ottmar Trașcă, The Volksdeutsche. A case study from south-eastern Europe, in: Jochen Böhrer/Robert Gerwarth (Hrsg.), *The Waffen-SS. A European history*, Oxford 2017, 209–251.
- Daniel Gerard Cohen, "Who's a Refugee?" Managing Displacement in the Aftermath of World War Two, in: Matthew Paul Berg/Maria Mesner (Hrsg.), *After fascism. European case studies in politics, society, and identity since 1945*, Wien, Piscataway 2009, 25–36.

- Daniel Gerard Cohen, *In war's wake. Europe's displaced persons in the postwar order*, Oxford/New York 2011.
- Alon Confino, *Collective Memory and Cultural History: Problems of Method*, in: *The American Historical Review* 102 (1997) 5, 1386–1403.
- Alon Confino, *The nation as a local metaphor. Württemberg, imperial Germany, and national memory, 1871–1918*, Chapel Hill 1997.
- Christoph Conrad/Martina Kessel, *Geschichte ohne Zentrum*, in: Christoph Conrad (Hrsg.), *Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion*, Stuttgart 1994, 9–38.
- Bettina Dausien, *Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten*, Bremen 1996.
- Melanie Dejnega, *Rückkehr in die Außenwelt. Öffentliche Anerkennung und Selbstbilder von KZ-Überlebenden in Österreich*, Wien/Berlin/Münster 2012.
- Melanie Dejnega, *Zwischen Nachkriegschaos und Kaltem Krieg. Alliierte Flüchtlingspolitik und die Versorgungssituation von "volksdeutschen Ex-Enemy DPs" in Österreich*, in: Corine Defrance/Juliette Denis/Julia Maspero/Virginie Durand (Hrsg.), *Personnes déplacées et guerre froide en Allemagne occupée. Displaced persons and the Cold War in occupied Germany = Displaced Persons und Kalter Krieg im besetzten Deutschland*, Bruxelles et al. 2015, 213–229.
- Melanie Dejnega, *Nationalsozialismus und Zwangsmigration. Opferidentität und (Mit-)Täterschaft in lebensgeschichtlichen Interviews mit „volksdeutschen“ Evakuierten, Geflüchteten und Vertriebenen in Österreich*, in: *zeitgeschichte* 48 (2018) 3 [im Druck].
- Andrew Demshuk, *What was the Right to "Heimat"? West German Expellees and the many Meanings of "Heimkehr"*, in: *Central European History* (2012) 45, 523–556.
- Wolfgang Dornik: *Besatzungsalltag in Wien. Die Differenziertheit von Erlebniswelten: Vergewaltigungen – Plünderungen – Erbsen – Straußwalzer*, in: Stefan Karner/Barbara Stelzl-Marx/Alexander Tschubarjan (Hrsg.), *Die Rote Armee in Österreich*, Graz/Wien/Klagenfurt 2005.
- Jan Eckel, *Die narratologische Diskussion in der Geschichtswissenschaft*, in: Jan Eckel (Hrsg.), *Neue Zugänge zur Geschichte der Geschichtswissenschaft*, Göttingen 2007, 201–229.
- Otfried Ehrismann, *Das Nibelungenlied*, München 2005.
- Helga Embacher/Albert Lichtblau/Günther Sandner (Hrsg.), *Umkämpfte Erinnerung. Die Wehrmachtsausstellung in Salzburg*, Salzburg 1999.
- Helmut Engelbrecht, *Lagerschulen. Schule unter Einfluss von Krieg und Vertreibung: Bildungsnotstand durch Kriegsereignisse, Kriegserfordernisse und Kriegsfolgen in Österreich*, Wien 2004.
- Astrid Erll, *Biographie und Gedächtnis*, in: Christian Klein (Hrsg.), *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien*, Stuttgart 2009, 79–86.
- Thomas Etzemüller, *Biographien. Lesen – erforschen – erzählen*, Frankfurt am Main 2012.

- Eva Hahn/Hans-Henning Hahn, Flucht und Vertreibung, in: Etienne François/Hagen Schulze (Hrsg.), Deutsche Erinnerungsorte, München 2001, 335–351.
- Jutta Faehndrich, Eine endliche Geschichte. Die Heimatbücher der deutschen Vertriebenen, Köln/Weimar/Wien 2011.
- Karl Fallend, Unsere Forschung bewegt uns – aber von wo wohin? Nationalsozialismus in biographischen Gesprächen. Empirische Blitzlichter auf "Angst und Methode" im empirischen Forschungsprozess, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 19 (2008) 2, 64–97.
- Elisabeth Fendl, Populäre Darstellungen von Flucht und Vertreibung, in: Elisabeth Fendl (Hrsg.), Zur Ästhetik des Verlusts. Bilder von Heimat, Flucht und Vertreibung; Referate der Tagung des Johannes-Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde 8. bis 10. Juli 2009, Münster 2010, 45–69.
- Bernhard Fetz: Die vielen Leben der Biographie. Interdisziplinäre Aspekte einer Theorie der Biographie, in: Bernhard Fetz/Hannes Schweiger (Hrsg.), Die Biographie, zur Grundlegung ihrer Theorie, Berlin, New York 2009, 3–66.
- Monika Fludernik, Towards a 'natural' narratology, London/New York 1996.
- Monika Fludernik, Erzähltheorie. Eine Einführung, Darmstadt 2008.
- Matthew Frank, Reconstructing the Nation-State: Population Transfer in Central and Eastern Europe, 1944–48, in: Jessica Reinisch/Elizabeth White (Hrsg.), The disentanglement of populations. Migration, expulsion and displacement in post-war Europe, 1944–9, Basingstoke/New York 2011, 27–47.
- Norbert Frei/Wulf Kansteiner (Hrsg.), Den Holocaust erzählen. Historiographie zwischen wissenschaftlicher Empirie und narrativer Kreativität, Göttingen 2013.
- Alexander Freund/Angela Thiessen, Mary Brockmeyer's Wedding Picture: Exploring the Intersection of Photographs and Oral History Interviews, in: Alexander Freund/Alistair Thomson (Hrsg.), Oral history and photography, Basingstoke/New York 2011, 27–44.
- Ute Frevert, Einleitung, in: Ute Frevert (Hrsg.), Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert: zwölf Beiträge, Göttingen 1988, 11–16.
- Ute Frevert, "Mann und Weib, und Weib und Mann". Geschlechterdifferenzen in der Moderne, München 1995.
- Saul Friedlander (Hrsg.), Probing the Limits of Representation. Nazism and the „Final Solution“, Cambridg/London 1992.
- Regina Fritz, Die Anfänge der Oral History in Österreich. Das Ottenschlag-Projekt (1974) zum Kriegsende im Waldviertel, in: Bertrand Perz/Ina Markova (Hrsg.), 50 Jahre Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien 1966–2016, Wien 2017, 270–284.
- Benjamin Frommer, Expulsion or Integration: Unmixing Interethnic Marriage in Postwar Czechoslovakia, in: *East European Politics and Societies* 14 (2000) 2, 381–410.

- Benjamin Frommer, National cleansing. Retribution against Nazi collaborators in postwar Czechoslovakia (20), Cambridge, New York 2005.
- Werner Fuchs-Heinritz/Alexandra König, Pierre Bourdieu. Eine Einführung, Konstanz, Stuttgart 2005.
- Markus Gamper, Bourdieus Konzept des Sozialkapitals und seine Bedeutung für die Migrationsforschung, in: Julia Reuter/Paul Mecheril (Hrsg.), Schlüsselwerke der Migrationsforschung. Pionierstudien und Referenztheorien, Wiesbaden 2015, 343–359.
- Rita Garstenauer/Anne Unterwurzacher (Hrsg.), Aufbrechen, Arbeiten, Ankommen. Mobilität und Migration im ländlichen Raum seit 1945. Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 11/2014, Innsbruck 2015.
- Johanna Gehmacher/Maria Mesner, Land der Söhne. Geschlechterverhältnisse in der Zweiten Republik, Innsbruck 2007.
- Johanna Gehmacher/Maria Mesner, Dis/Kontinuitäten. Geschlechterordnungen und Periodisierungen im langen 20. Jahrhundert, in: *L'Homme* 25 (2014) 2, 87–101.
- Brigitte Geiger, Geschlechterverhältnisse als Medienereignis. Berichterstattung und mediale Diskurse zum österreichischen Frauenvolksbegehren, in: Johanna Dorer/Brigitte Geiger (Hrsg.), Feministische Kommunikations- und Medienwissenschaft. Ansätze, Befunde und Perspektiven der aktuellen Entwicklung, Wiesbaden 2002, 98–123.
- Gérard Genette, Die Erzählung, Paderborn ³2010.
- Christian Geulen/Karoline Tschuggnall, Einleitung, in: Christian Geulen/Karoline Tschuggnall (Hrsg.), Aus einem deutschen Leben. Lesarten eines biographischen Interviews, Tübingen 2000, 7–16.
- Monika Glettler/Lubomír Lipták/Alena Míšková (Hrsg.), Geteilt, besetzt, beherrscht. Die Tschechoslowakei 1938–1945: Reichsgau Sudetenland, Protektorat Böhmen und Mähren, Slowakei, Essen 2004.
- Johannes Gold, Der Diskurs über Migration in Politik und Medien im Verlauf der österreichischen Zweiten Republik, Dissertation, Universität Wien, Wien 2013.
- Constantin Goschler, „Versöhnung“ und „Viktimisierung“. Die Vertriebenen und der deutsche Opferdiskurs, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 53 (2005) 10, 873–885.
- Dieter Gosewinkel, Einbürgern und Ausschließen. Die Nationalisierung der Staatsangehörigkeit vom Deutschen Bund bis zur Bundesrepublik Deutschland, Göttingen 2001.
- Susanne Greiter, Flucht und Vertreibung im Familiengedächtnis. Geschichte und Narrativ, München 2014.
- Ronald J. Grele, Oral History as Evidence, in: Thomas Lee Charlton/Lois E Myers/Rebecca Sharpless (Hrsg.), Handbook of oral history, Lanham 2006, 43–103.
- Wolf Gruner, Die Judenverfolgung im Protektorat Böhmen und Mähren. Lokale Initiativen, zentrale Entscheidungen, jüdische Antworten 1939–1945, Göttingen 2016.

- Johannes Gründel, *Schuld und Versöhnung*, Mainz 1985.
- Alois Hahn, *Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kultursoziologie*, Frankfurt am Main 2000.
- Sylvia Hahn, Österreich, in: Klaus J. Bade (Hrsg.), *Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Paderborn 2010, 171–188.
- Sylvia Hahn, *Historische Migrationsforschung*, Frankfurt am Main 2012.
- Eva Hahnová/Hans Henning Hahn, *Die Vertreibung im deutschen Erinnern. Legenden, Mythos, Geschichte*, Paderborn 2010.
- Stuart Hall, Die Frage der kulturellen Identität, in: Ulrich Mehlum, Dorothee Bohle, Joachim Gutsche (Hrsg.): *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften II*, Hamburg 1994, 180–222.
- Peter Hallama, *Geschichtswissenschaften, Memory Studies und der Passive Turn. Zur Frage der Opferperspektive in der erinnerungskulturellen Forschung*, in: Martin Schulze Wessel/K. Erik Franzen (Hrsg.), *Opfernarrative. Konkurrenzen und Deutungskämpfe in Deutschland und im östlichen Europa nach dem Zweiten Weltkrieg*, Oldenburg 2012, 9–27.
- Katrin Hammerstein, *Gemeinsame Vergangenheit – getrennte Erinnerung? Der Nationalsozialismus in Gedächtnisdiskursen und Identitätskonstruktionen von Bundesrepublik Deutschland, DDR und Österreich*, Göttingen 2017.
- Sabine Hess (Hrsg.), *Der lange Sommer der Migration*, 2017.
- Louise W. Holborn, *The International Refugee Organization. A specialized Agency of the United Nations. Its History and its Work 1946-1952*, issued under the Auspices of the Liquidation Board of the International Refugee Organization, London/New York 1956.
- Dirk Hoerder, From migrants to ethnics: acculturation on a societal framework, in: Dirk Hoerder/Leslie Page Moch (Hrsg.), *European migrants. Global and local perspectives*, Boston 1996, 211–262.
- Stefan Hördler, Die KZ-Wachmannschaften in der zweiten Kriegshälfte. Genese und Praxis, in: Angelika Censebrunn-Benz/Marija Vulesica (Hrsg.), *Bewachung und Ausführung. Alltag der Täter in nationalsozialistischen Lagern*, Berlin 2011, 127–145.
- Ela Hornung, *Warten und Heimkehren. Eine Ehe während und nach dem Zweiten Weltkrieg*, Wien 2005.
- Walter M. Iber/Stefan Karner, Die Restitutions- und Entschädigungsbemühungen der Regierung Schüssel und ihre Rezeption im In- und Ausland, in: Walter M. Iber/Stefan Karner (Hrsg.), *Schweres Erbe und „Wiedergutmachung“. Restitution und Entschädigung in Österreich: die Bilanz der Regierung Schüssel*, Innsbruck/Wien/Bozen 2015, 91–104.
- Nicole L. Immler, *Das Familiengedächtnis der Wittgensteins. Zu verführerischen Lesarten von (auto-)biographischen Texten*, Bielefeld 2011.

- Zoran Janjetović, Die Donauschwaben in der Vojvodina und der Nationalsozialismus, in: Mariana Hausleitner/Harald Roth (Hrsg.), Der Einfluss von Faschismus und Nationalsozialismus auf Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa, München 2006, 219–237.
- Zoran Janjetović, The Making of the German Minority in Yugoslavia 1918–1929, in: Beate Störkuhl/Jens Stüben/Tobias Weger (Hrsg.), Aufbruch und Krise. Das östliche Europa und die Deutschen nach dem Ersten Weltkrieg, München 2010, 403–420.
- Zoran Janjetović, Between Hitler and Tito. The disappearance of the Vojvodina Germans, Belgrade 2005.
- Konrad Hugo Jarausch/Michael Geyer, Shattered past. Reconstructing German histories, Princeton 2003.
- Konrad Hugo Jarausch/Martin Sabrow, „Meistererzählung“ – Zur Karriere eines Begriffs, in: Konrad Hugo Jarausch/Martin Sabrow (Hrsg.), Die historische Meistererzählung. Deutungslinien der deutschen Nationalgeschichte nach 1945, Göttingen 2011, 9–30.
- Mario Jareb, German Media and Propaganda in the Independent State of Croatia from 1941 to 1945, in: Enes S. Omerović (Hrsg.), Nijemci u Bosni i Hercegovini i Hrvatskoj - nova istraživanja i perspektive = "Die Deutschen" in Bosnien und Herzegowina und Kroatien – Neue Forschungen und Perspektiven, Sarajevo 2015, 269–286.
- Michael John, Bevölkerung in der Stadt. "Einheimische" und "Fremde" in Linz (19. und 20. Jahrhundert), Linz 2000.
- Michael John/Albert Lichtblau, Schmelztiegel Wien – einst und jetzt. Zur Geschichte und Gegenwart von Zuwanderung und Minderheiten; Aufsätze, Quellen und Kommentare, Wien/Köln/Weimar 1990.
- Michael John/Albert Lichtblau, Mythos "deutsche Kultur". Jüdische Gemeinden in Galizien und der Bukowina. Zur unterschiedlichen Ausformung kultureller Identität, in: Martha Keil/Eleonore Lappin (Hrsg.), Studien zur Geschichte der Juden in Österreich, Bodenheim 1997, 81–122.
- Pieter Judson, When is a Diaspora Not a Diaspora? Rethinking Nation-Centered Narratives about Germans in habsburg East Central Europe, in: Krista O'Donnell/Renate Bridenthal/Nancy Ruth Reagin (Hrsg.), The Heimat abroad. The boundaries of Germanness, Ann Arbor 2005, 219–247.
- Pieter M. Judson, Changing Meanings of "German" in Habsburg Central Europe, in: Charles W. Ingrao/Franz A. J. Szabo (Hrsg.), The Germans and the East, West Lafayette 2008, 109–128.
- Tony Judt, Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart, Frankfurt am Main 2011.
- Ulrike Jureit, Erinnerungsmuster. Zur Methodik lebensgeschichtlicher Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager, Hamburg 1999.
- Ulrike Jureit, Ein Traum in Braun. Über die Erfindung des Unpolitischen, in: Christian Geulen/Karoline Tschuggnall (Hrsg.), Aus einem deutschen Leben. Lesarten eines biographischen Interviews, Tübingen 2000, 17–36.

- Ulrike Jureit, Erfahrungsaufschichtung. Die diskursive Lagerung autobiographischer Erinnerung, in: Magnus Brechtken (Hrsg.), *Life writing and political memoir. Lebenszeugnisse und politische Memoiren*, Göttingen 2012, 225–242.
- Ulrike Jureit, Das Leben wird vorwärts gelebt und rückwärts verstanden - Mündlich erfragte Fallgeschichten als Quellen historischer Forschung, in: Susanne Düwell/Nicolas Pethes (Hrsg.), *Fall–Fallgeschichte–Fallstudie. Theorie und Geschichte einer Wissensform*, Frankfurt/New York 2014.
- Ulrike Jureit/Karin Orth, *Überlebensgeschichten. Gespräche mit Überlebenden des KZ-Neuengamme*, Hamburg 1994.
- Alfons Just, Die Flüchtlingsfürsorge in Österreich, in: *Die öffentliche Fürsorge in Einzeldarstellungen*, Wien 1951, 1–15.
- Waltraud Kannonier-Finster/Meinrad Ziegler, *Österreichisches Gedächtnis. Über Erinnern und Vergessen der NS-Vergangenheit*, Wien/Köln/Weimar 1993.
- Waltraud Kannonier-Finster/Meinrad Ziegler, Soziale Formen des Schweigens bei Michael Pollak. Eine sekundäre Analyse der "Grenzen des Sagbaren", in: Heinrich Berger/Melanie Dejnega/Regina Fritz/Alexander Prenninger (Hrsg.), *Politische Gewalt und Machtausübung im 20. Jahrhundert. Zeitgeschichte, Zeitgeschehen und Kontroversen; Festschrift für Gerhard Botz*, Wien 2011, 501–513.
- Wulf Kansteiner, Macht, Authentizität und die Verlockung der Normalität. Aufstieg und Abschied der NS-Zeitzeugen in den Geschichtsdokumentationen des ZDF, in: Martin Sabrow/Norbert Frei (Hrsg.), *Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945*, Göttingen 2012, 320–353.
- Wolfgang Kaschuba, *Lebenswelt und Kultur der unterbürgerlichen Schichten im 19. Und 20. Jahrhundert*, München 1990.
- Dana Kasperová, *Erziehung und Bildung der jüdischen Kinder im Protektorat und im Ghetto Theresienstadt*, Bad Heilbrunn 2014.
- Martina Kessel, Unter Utopieverdacht? Zum Nachdenken über Glück im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert, in: *L'Homme* 10 (1999) 2, 257–276.
- Martina Kessel, Heterogene Männlichkeit. Skizzen zur gegenwärtigen Geschlechterforschung, in: Friedrich Jaeger/Jörn Rüsen (Hrsg.), *Handbuch der Kulturwissenschaften. Themen und Tendenzen*, Stuttgart 2004, 372–384.
- Jürgen Kilian, *Krieg auf Kosten anderer. Das Reichsministerium der Finanzen und die wirtschaftliche Mobilisierung Europas für Hitlers*, München 2017.
- Jeremy King, The Nationalization of East Central Europe: Ethnicism, Ethnicity and Beyond, in: Maria Bucur-Deckard/Nancy Meriwether Wingfield (Hrsg.), *Staging the past. The politics of commemoration in Habsburg Central Europe, 1848 to the present*, West Lafayette 2001, 112–152.
- Jeremy King, *Budweisers into Czechs and Germans. A local history of Bohemian politics, 1848–1948*, Princeton 2002.

- Julia Knefelkamp, Das verlorene Paradies? Kindheit in lebensgeschichtlicher Erinnerung, in: Marita Krauss/Sarah Scholl-Schneider/Peter Fassl (Hrsg.), Erinnerungskultur und Lebensläufe. Vertriebene zwischen Bayern und Böhmen im 20. Jahrhundert – grenzüberschreitende Perspektiven, München 2013, 185–199.
- Pavel Kolář, Vertreibung zwischen nationaler Meistererzählung und Deutungspluralität, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 53 (2005) 10, 925–940.
- Daniela Koleva, Telling Women's Lives: Ideology and Practice, in: *L'Homme* 18 (2007) 2, 77–90.
- Alexander Martin Korb, Im Schatten des Weltkriegs. Massengewalt der Ustaša gegen Serben, Juden und Roma in Kroatien 1941–1945, Hamburg 2013.
- Andreas Kossert, Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945, München 2008.
- Konrad Köstlin, Eine Ästhetik des Verlusts, in: Elisabeth Fendl (Hrsg.), Zur Ästhetik des Verlusts. Bilder von Heimat, Flucht und Vertreibung, Referate der Tagung des Johannes-Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde 8. bis 10. Juli 2009, Münster 2010, 7–23.
- Sabrina Kurzweil, The „daughters“ found their way into Austrian national anthem, Magisterarbeit, Universität Wien, Wien 2014.
- Salcia Landmann, Jüdische Witze, ausgewählt und eingeleitet von Salcia Landmann, München 1963.
- Dori Laub/Johanna Bodenstab, Wiederbefragt. Erneute Begegnung mit Holocaust-Überlebenden nach 25 Jahren, in: *BIOS* 20 (2007) 1, 303–315.
- Everett S. Lee, A Theory of Migration, in: *Demography* 1 (1966) 3, 47–57.
- Albrecht Lehmann, Erzählstruktur und Lebenslauf, Frankfurt/New York 1983.
- Albrecht Lehmann, Im Fremden ungewollt zuhaus'. Flüchtlinge und Vertriebene in Westdeutschland, 1945–1990, München 1991.
- Albrecht Lehmann, Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens, Berlin 2007.
- Selma Leydesdorff, Looking back 23 years later, in: Heinrich Berger/Melanie Dejnega/Regina Fritz/Alexander Prenninger (Hrsg.), Politische Gewalt und Machtausübung im 20. Jahrhundert. Zeitgeschichte, Zeitgeschehen und Kontroversen, Festschrift für Gerhard Botz, Wien 2011, 489–500.
- Albert Lichtblau, Mördervater – Vatermörder? Die Kinder der Wehrmachtssoldaten und die Debatte über NS-Verbrechen, in: Helga Embacher/Albert Lichtblau/Günther Sandner (Hrsg.), Umkämpfte Erinnerung. Die Wehrmachtausstellung in Salzburg, Salzburg 1999, 133–156.
- Albert Lichtblau, Die Erinnerungsarbeit mit Zeitzeugen, in: Martin Horváth/Anton Legerer/Judith Pfeifer/Stephan Roth (Hrsg.), Jenseits des Schlusstrichs. Gedenkdienst im Diskurs über Österreichs nationalsozialistische Vergangenheit, Wien 2002, 153–163.

- Albert Lichtblau, Entlang von Grenzen: Tabus und Oral History, in: Heinrich Berger/Melanie Dejnega/Regina Fritz/Alexander Prenninger (Hrsg.), Politische Gewalt und Machtausübung im 20. Jahrhundert. Zeitgeschichte, Zeitgeschehen und Kontroversen, Festschrift für Gerhard Botz, Wien 2011, 473–487.
- Charlotte Linde, Life stories. The creation of coherence, New York 1993.
- Isabella Löhr, Lives Beyond Borders, or: How to Trace Global Biographies, 1880–1950, in: *Comparativ* 23 (2013) 6, 7–21.
- Verena Lorber, Angeworben. GastarbeiterInnen in Österreich in den 1960er und 1970er Jahren, Göttingen 2017.
- Jan Lucassen/Leo Lucassen (Hrsg.), Migration, migration history, history. Old paradigms and new perspectives, Bern/New York 1997.
- Leo Lucassen, The immigrant threat. The integration of old and new migrants in western Europe since 1850, Urbana 2005.
- Alf Lüdtke, Explaining forced migration, in: Richard Bessel/Claudia B. Haake (Hrsg.), Removing peoples. Forced removal in the modern world, Oxford/New York 2009, 13–34.
- Tammo Luther, Volkstumspolitik des Deutschen Reiches 1933–1938, Stuttgart 2004.
- Helma Lutz, Intersektionelle Biographieforschung, in: Helma Lutz/Martina Schiebel/Elisabeth Tuider (Hrsg.), Handbuch Biographieforschung, Wiesbaden 2018, 139–150.
- Pascal Maeder, Forging a new Heimat. Expellees in post-war West Germany and Canada, Göttingen 2011.
- Walter Manoschek, "Wo der Partisan ist, ist der Jude, und wo der Jude ist, ist der Partisan". Die Wehrmacht und die Shoah, in: Gerhard Paul (Hrsg.), Die Täter der Shoah. Fanatische Nationalsozialisten oder ganz normale Deutsche?, Göttingen 2002, 167–186.
- Walter Manoschek, "Serbien ist judenfrei". Militärische Besatzungspolitik und Judenvernichtung in Serbien 1941/42, München ²2009.
- Hans Joachim Markowitsch/Harald Welzer, Das autobiographische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung, Stuttgart 2005.
- Matías Martínez/Michael Scheffel, Einführung in die Erzähltheorie, München ⁹2012.
- Bernd Matouschek/Ruth Wodak/Franz Januschek, Notwendige Massnahmen gegen Fremde? Genese und Formen von rassistischen Diskursen der Differenz, Wien 1995.
- Siegfried Mattl, Frauen in Österreich nach 1945, in: Rudolph G. Ardelt (Hrsg.), Unterdrückung und Emanzipation : Festschrift für Erika Weinzierl, Wien/Salzburg 1985, 101–125.
- Franka Maubach, Die Stellung halten. Kriegserfahrungen und Lebensgeschichten von Wehrmachthelferinnen, Göttingen 2009.

- Franka Maubach, Freie Erinnerung und mitlaufende Quellenkritik. Zur Ambivalenz der Interviewmethoden in der westdeutschen Oral History um 1980, in: *BIOS* 26 (2013) 1, 28–52.
- Mauthausen Survivors Documentation Project (Hrsg.), Schulungsrichtlinien für Interviewer und Interviewerinnen. Workshop und Trainingsseminar, 3. bis 9. März 2002. [unveröffentlichtes Manuskript]
- Mary Jo Maynes, Das Ende der Kindheit. Schichten- und geschlechterspezifische Unterschiede in autobiographischen Darstellungen des Heranwachsens, in: Christina Benninghaus/Kerstin Kohtz (Hrsg.), *Sag mir, wo die Mädchen sind--*. Beiträge zur Geschlechtergeschichte der Jugend, Köln 1999, 215–236.
- Wolfgang Meixner/Eva Pfanzelter, Oral History in den Geschichtswissenschaften: Zwischen Folklore, Elitenforschung und Archivierungsbedürfnis, in: Yvonne Gächter/Christine Engel (Hrsg.), *Erzählen – Reflexionen im Zeitalter der Digitalisierung. Storytelling – Reflections in the age of digitalization*, Innsbruck 2008, 79–97.
- Maria Mesner, Mütter-Familien, Familienmütter. Politiken ums Kinderhaben in Österreich, in: Gudrun Wolfgruber/Heidi Niederkofler/Margit Niederhiber/Maria Mesner (Hrsg.), *Kinder kriegen – Kinder haben. Analysen im Spannungsfeld zwischen staatlichen Politiken und privaten Lebensentwürfen*, Innsbruck 2006, 215–234.
- Wolfgang Müller-Funk, *Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung*, Wien/New York ²2008.
- Rainer Münz/Rainer Ohliger, Auslandsdeutsche, in: Étienne François/Hagen Schulze (Hrsg.), *Deutsche Erinnerungsorte*, München 2001, 370–388.
- Lutz Niethammer (Hrsg.), *Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 – 1960*, 3 Bände, Berlin, Bonn 1983–1986.
- Lutz Niethammer, Fragen – Antworten – Fragen: methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History, in: Lutz Niethammer/Alexander von Plato (Hrsg.), *"Wir kriegen jetzt andere Zeiten"*. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern, Berlin/Bonn 1985, 392–433.
- Lutz Niethammer, Oral History in der deutschen Zeitgeschichte. Lutz Niethammer im Gespräch mit Veronika Settele und Paul Nolte, in: *Geschichte und Gesellschaft* 43 (2017) 1, 110–145.
- Herbert Nikitsch, Zur Organisation von Heimat. Die Heimatschutzbewegung in Österreich, in: Katharina Weigand (Hrsg.), *Heimat. Konstanten und Wandel im 19./20. Jahrhundert. Vorstellungen und Wirklichkeiten*, 1. Kolloquium des Alpinen Museums, München 1997, 285–306.
- William John Niven, *Representations of flight and expulsion in East German prose works*, Rochester 2014.
- Jana Nosková/Jana Cermáková (Hrsg.), „Mela jsem moc krásné detství.“ Vzpomínky nemeckých obyvatel Brna na detství a mládí ve 20. az 40. letech 20. století = „Ich hatte eine sehr schöne Kindheit.“ Erinnerungen von Brünnener Deutschen an ihre Kindheit und Jugend in den 1920er bis 1940er Jahren, Brno 2013.

- Rainer Ohliger, Flucht und Vertreibung als Migrationsgeschichte: Möglichkeiten und Grenzen einer neuen Deutung und Erinnerung, in: Ulf Brunnbauer/Michael G. Esch/Holm Sundhaussen (Hrsg.), Definitionsmacht, Utopie, Vergeltung. "ethnische Säuberungen" im östlichen Europa des 20. Jahrhunderts, Berlin 2006, 213–239.
- Julia Paulus, Die rechtliche, soziale und politische Situation von Frauen in der Zwischenkriegszeit in Europa, in: Susanne Elpers/Anne-Rose Meyer (Hrsg.), Zwischenkriegszeit. Frauenleben 1918–1939, Berlin 2004, 15–32.
- Niklas Perzi (Hrsg.), So nah, so fern. Menschen im Waldviertel und in Südböhmen 1945–1989, Weitra 2012.
- Ann Phoenix, Psychosoziale Interaktionen: Zur Kontextualisierung von Lebenserzählungen Erwachsener aus ethnisch sichtbar unterschiedlichen Haushalten, in: Helma Lutz/María Teresa Herrera Vivar/Linda Supik (Hrsg.), Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzepts, Wiesbaden 2013, 181–200.
- Alexander von Plato, Vergangene Perspektiven? Schwerpunkte, Fragen und Probleme der Flüchtlingsforschung vor und nach der Wende, in: Dierk Hoffmann/Marita Krauss/Michael Schwartz (Hrsg.), Vertriebene in Deutschland. Interdisziplinäre Ergebnisse und Forschungsperspektiven, München 2000, 87–107.
- Alexander von Plato, Erinnerungen an ein Symbol. Die Bombardierung Dresdens im Gedächtnis von Dresdnern, in: *BIOS* 20 (2007) 1, 123–137.
- Alexander von Plato, Nachdenken über Oral History. Vortrag am Symposium "Anfänge und neue Wege der Historischen Sozialwissenschaft" am 17.05.2017, Volkskundemuseum Wien.
- Alexander von Plato/Almut Leh/Christoph Thonfeld (Hrsg.), Hitlers Sklaven. Lebensgeschichtliche Analysen zur Zwangsarbeit im internationalen Vergleich, Wien 2008.
- Alexander von Plato/Wolfgang Meinicke, Alte Heimat, neue Zeit. Flüchtlinge, Umgesiedelte, Vertriebene in der Sowjetischen Besatzungszone und in der DDR, Berlin 1991.
- Rüdiger Pohl, Das autobiographische Gedächtnis. Die Psychologie unserer Lebensgeschichte, Stuttgart 2007.
- Walter Pohl/Ruth Wodak, The Discursive Construction of „Migrants“ and „Migration“, in: Michi Messer/Renee Schroeder/Ruth Wodak (Hrsg.), Migrations: Interdisciplinary Perspectives, Vienna 2012, 205–212.
- Maria Pohn-Weidinger, Heroisierte Opfer. Bearbeitungs- und Handlungsstrukturen von "Trümmerfrauen" in Wien, Wiesbaden 2013.
- Michael Pollak, Die Grenzen des Sagbaren. Lebensgeschichten von KZ-Überlebenden als Augenzeugenberichte und als Identitätsarbeit, Frankfurt am Main/Wien 1988.
- Alessandro Portelli, What makes Oral History different, in: Robert Perks/Alistair Thomson (Hrsg.), The oral history reader, London 2010, 32–42.
- Michael Portmann, Die kommunistische Revolution in der Vojvodina 1944–1952. Politik, Gesellschaft, Wirtschaft, Kultur, Wien 2008.

- Michael Portmann/Arnold Suppan, Serbien und Montenegro im Zweiten Weltkrieg (1941–1944/45), in: *Österreichische Osthefte* 47 (2005) 1/4, 265–296.
- Magdalena Posch, Erinnerung und Identität : die donauschwäbischen Denkmäler in Österreich und ihre Bedeutung im Rahmen einer spezifischen Gedenkkultur, Diplomarbeit, Karl-Franzens-Universität Graz, Graz 2017.
- Stephan Posta, Tschechische "Fremdarbeiter" in der nationalsozialistischen Kriegswirtschaft, Dresden 2002.
- Mary K. Quinlan, The Dynamics of Interviewing, in: Donald A. Ritchie (Hrsg.), *The Oxford Handbook of Oral History*, New York 2012, 23–36.
- Tony Radspieler, *The ethnic German refugee in Austria. 1945 to 1954*, The Hague 1955.
- Oliver Rathkolb, Verdrängung und Instrumentalisierung. Die Vertreibung der Sudetendeutschen und ihre verspätete Rezeption in Österreich, in: Barbara Coudenhove-Kalergi/Oliver Rathkolb (Hrsg.), *Die Beneš-Dekrete*, Wien 2002, 138–151.
- Margit Reiter, *Die Generation danach. Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis*, Innsbruck 2006.
- Maria Rhode, Der Wechsel des nationalen Bekenntnisses in der Tschechoslowakei 1930–1950 und seine Bedeutung für die Zahl der sudetendeutschen Vertreibungsoffer, in: Detlef Brandes/Edita Ivaničková/Jiří Pešek (Hrsg.), *Erzwungene Trennung. Vertreibungen und Aussiedlungen in und aus der Tschechoslowakei, 1938–1947: im Vergleich mit Polen, Ungarn und Jugoslawien*, Essen 1999, 179–196.
- Paul Ricœur, *Gedächtnis, Geschichte, Vergessen*, München 2004.
- Bernd Robionek, Zwischen Anspruch und Wirklichkeit: Das deutsche Genossenschaftswesen in der Vojvodina (1922–1941), in: Andreas Eichmüller/Matthias Weber (Hrsg.), *20. Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa*, München 2012, 519–527.
- Annemarie Röder, *Deutsche, Schwaben, Donauschwaben. Ethnisierungsprozesse einer deutschen Minderheit in Südosteuropa*, Marburg 1998.
- Maren Röger, *Flucht, Vertreibung und Umsiedlung. Mediale Erinnerungen und Debatten in Deutschland und Polen seit 1989*, Marburg 2011.
- Maren Röger, Zeitzeugen von Flucht, Vertreibung und Heimatverlust im deutschen Geschichtsfernsehen. Funktionen und Funktionalisierungen, 1981–2010, in: Heinke M. Kalinke (Hrsg.), *Zeitzeugenberichte zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa im 20. Jahrhundert. Neue Forschungen*, Oldenburg 2011/2012, 1–17.
- Susanne Rouette, *Sozialpolitik als Geschlechterpolitik. Die Regulierung der Frauenarbeit nach dem Ersten Weltkrieg*, Frankfurt am Main 1993.
- Dirk Rupnow, Deprovincializing Contemporary Austrian History. Plädoyer für eine transnationale Geschichte Österreichs als Migrationsgesellschaft, in: *zeitgeschichte* 40 (2013) 1, 5–21.

- Martin Sabrow, Der Zeitzeuge als Wanderer zwischen den Welten, in: Martin Sabrow/Norbert Frei (Hrsg.), *Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945*, Göttingen 2012, 13–32.
- Samuel Salzborn, *Grenzenlose Heimat. Geschichte, Gegenwart und Zukunft der Vertriebenenverbände*, Berlin 2000.
- Edith Saurer/Annemarie Steidl, Ego Documents Entered Migration History, in: Michi Messer/Renee Schroeder/Ruth Wodak (Hrsg.), *Migrations: Interdisciplinary Perspectives*, Vienna 2012, 155–160.
- Rudolf Schenda, *Von Mund zu Ohr. Bausteine zu einer Kulturgeschichte volkstümlichen Erzählens in Europa*, Göttingen 1993.
- Brunhilde Scheuringer, *Dreißig Jahre danach. Die Eingliederung der volksdeutschen Flüchtlinge und Vertriebenen in Österreich*, Wien 1983.
- Brunhilde Scheuringer, Die sozialen Milieus der Volksdeutschen in der Stadt Salzburg nach 1945, in: Hanns Haas/Robert Hoffmann/Robert Kriechbaumer (Hrsg.), *Salzburg. Städtische Lebenswelt(en) seit 1945*, Wien 2000, 119–154.
- Theodor Schieder (Hrsg.), *Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei, Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa, Band 4*, Bonn 1957.
- Wilhelm R. Schießleder, Das österreichische Flüchtlingsproblem. Ein Bericht für die AER-Tagung in Salzburg 18. bis 21. April 1955, in: *Integration. Bulletin International* 1 (1954) 1, 239–289.
- Deborah Schiffrin, *Discourse markers*, Cambridge, UK/New York 1987.
- Julia Schmid, "Deutschböhmen" als Konstrukt deutscher Nationalisten in Österreich und dem Deutschen Reich, in: *Bohemia. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der böhmischen Länder* 48 (2008) 2, 464–479.
- Karin Schmidlechner, The Emergence of the Modern Teenage Girl in Postwar Austria, in: Mary Joe Maynes (Hrsg.), *Secret gardens, satanic mills. Placing girls in European history 1750 – 1960*, Bloomington 2005, 284–298.
- Oliver Jens Schmitt/Michael Metzeltin, Das Südosteuropa der Regionen, in: Oliver Jens Schmitt/Michael Metzeltin (Hrsg.), *Das Südosteuropa der Regionen*, Wien 2015, 7–38..
- Stephan Scholz, *Vertriebenen Denkmäler. Topographie einer deutschen Erinnerungslandschaft*, Paderborn 2015.
- Martin Schulze Wessel, "Loyalität" als geschichtlicher Grundbegriff und Forschungskonzept: Zur Einleitung, in: Martin Schulze Wessel (Hrsg.), *Loyalitäten in der Tschechoslowakischen Republik, 1918–1938. Politische, nationale und kulturelle Zugehörigkeiten*, München 2004, 1–22.
- Martin Schulze Wessel, Einleitung, in: Martin Schulze Wessel/K. Erik Franzen (Hrsg.), *Opfernarrative. Konkurrenzen und Deutungskämpfe in Deutschland und im östlichen Europa nach dem Zweiten Weltkrieg*, Oldenburg 2012, 1–8.
- Hannes Schweiger, Polyglotte Lebensläufe. Die Transnationalisierung der Biographik, in: Michaela Bürger-Koftis/Hannes Schweiger/Sandra Vlast (Hrsg.), *Polyphonie – Mehrsprachigkeit und literarische Kreativität*, Wien 2010, 23–38.

- Joan Scott, The Evidence of Experience, in: *Critical Inquiry* 17 (1991) 4, 773–797.
- Lu Seegers, Vati blieb im Krieg. Vaterlosigkeit als generationelle Erfahrung im 20. Jahrhundert: Deutschland und Polen, Göttingen 2013.
- Adam R. Seipp, Strangers in the wild place. Refugees, Americans, and a German town, 1945–1952, Bloomington 2013.
- Reinhard Sieder, Sozialgeschichte der Familie, Frankfurt am Main 1987.
- Reinhard Sieder (Hrsg.), Einleitung, in: Reinhard Sieder (Hrsg.), Brüchiges Leben. Biographien in sozialen Systemen, Wien 1999, 7–14.
- Oldřich Sirovátka, Nationalbeziehungen in Brünn aus tschechischer Perspektive, in: Jana Pospíšilová / Karel Altman (Hrsg.), Leute in der Großstadt, Brno 1992, 13–19.
- Norbert Spannenberger, Der Volksbund der Deutschen in Ungarn 1938–1945 unter Horthy und Hitler, München 2005.
- Eduard Stanek, Verfolgt, verjagt, vertrieben. Flüchtlinge in Österreich, Wien 1985.
- Tomáš Staněk, Verfolgung 1945. Die Stellung der Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien (außerhalb der Lager und Gefängnisse), Wien 2002.
- Tomáš Staněk, Internierung und Zwangsarbeit. Das Lagersystem in den böhmischen Ländern 1945–1948, München 2007.
- Nicholas Stargardt, Witnesses of war. Children's lives under the Nazis, London 2006.
- Yvonne von Stedingk, Die Organisation des Flüchtlingswesens in Österreich seit dem Zweiten Weltkrieg, Wien 1970.
- Gertraud Steiner, Die Heimat-Macher. Kino in Österreich 1946–1966, Wien 1987.
- Johannes-Dieter Steinert, Nach Holocaust und Zwangsarbeit. Britische humanitäre Hilfe in Deutschland: die Helfer, die Befreiten und die Deutschen, Osnabrück 2007.
- Barbara Stieber, Heimatliche Bilderwelten. Darstellung von Heimat und Lesarten der Filmkritik – eine qualitative Analyse zum österreichischen Heimatfilm, Diplomarbeit, Universität Wien, Wien 2009.
- Gabriela Stieber, Nachkriegsflüchtlinge in Kärnten und der Steiermark, Graz 1997.
- Gabriela Stieber, Flüchtlingswesen in Österreich. Unter besonderer Berücksichtigung der Lager in Kärnten und der Steiermark, Dissertation, Karl-Franzens-Universität Graz, Graz 1994.
- Gabriela Stieber, Volksdeutsche und Displaced Persons, in: Gernot Heiss/Oliver Rathkolb (Hrsg.), Asylland wider Willen. Flüchtlinge in Österreich im europäischen Kontext seit 1914, Wien 1995, 140–157.
- Andrea Strutz, Displaced Persons nach dem Zweiten Weltkrieg: Migration und Resettlement-Programme als Lösungsansatz. In: Stefan Karner (Hrsg.): Migration – Flucht Vertreibung Integration“, Wien/Köln/Weimar 2018, 93–104 [im Druck].

- Heribert Sturm (Hrsg.), Ortslexikon der böhmischen Länder. 1910–1965, München 1983.
- Holm Sundhaussen, Forced Ethnic Migration, in: *European History Online*, <http://www.ieg-ego.eu/sundhaussenh-2010-en> [letzter Aufruf am 18. April 2017].
- Holm Sundhaussen, Zur Geschichte der Waffen-SS in Kroatien 1941–1945, in: *Südost-Forschungen* (1971) XXX, 176–196.
- Holm Sundhaussen, Geschichte Jugoslawiens. 1918–1980, Stuttgart et al. 1982.
- Holm Sundhaussen, Die Deutschen in Jugoslawien, in: *Deutsche im Ausland, Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart*, München 1993, 54–70.
- Holm Sundhaussen, Jugoslawien und seine Nachfolgerstaaten 1943–2011. Eine ungewöhnliche Geschichte des Gewöhnlichen, Wien/Köln/Weimar 2012.
- Arnold Suppan, Hitler – Beneš – Tito. Konflikt, Krieg und Völkermord in Ostmittel- und Südosteuropa, 3 Bände, Wien 2014.
- Lynne Taylor, "Please report only *true* nationalities": The Classification of Displaced Persons in Post-Second World War Germany and its Implications, in: David Cesarani (Hrsg.), *Survivors of Nazi persecution in Europe after the Second World War*, London/Portland 2010, 35–53.
- Philipp Ther (Hrsg.), *Die dunkle Seite der Nationalstaaten. "Ethnische Säuberungen" im modernen Europa* 2011.
- Malte Thießen, Generation "Feuersturm" oder Generation Lebensmittelkarte? "Generationen als biographisches Argument und lebensgeschichtliche Erfahrung in Zeitzeugen-Interviews, in: Björn Bohnenkamp (Hrsg.), *Generation als Erzählung. Neue Perspektiven auf ein kulturelles Deutungsmuster*, Göttingen 2009, 33–52.
- Lorant Tilkovszky, *Die Rekrutierung deutscher Volkszugehöriger zur Waffen-SS in Rumänien und Ungarn*, Pécs 1987.
- Ágnes Tóth, *Rückkehr nach Ungarn 1946–1950. Erlebnisberichte ungarndeutscher Vertriebener* (43), München 2012.
- Georg Traska/Terezie Vávrova/Andrej Čierny (Hrsg.), *Geteilte Erinnerungen. Tschechoslowakei, Nationalsozialismus und die Vertreibung der deutschsprachigen Bevölkerung 1937–1948 = Rozdělené vzpomínky ; Soužití v Československu, nacistická okupace a vyhnání německy mluvícího obyvatelstva 1937–1948*, Wien 2017.
- Oliver Trevisiol, *Die Einbürgerungspraxis im Deutschen Reich 1871–1945*, Göttingen 2006.
- Kurt Tweraser, *US-Militärregierung in Oberösterreich, Sicherheitspolitische Aspekte der amerikanischen Besatzung in Oberösterreich Süd 1945–1950*, hg. vom Oberösterreichischen Landesarchiv, Linz 1995.
- Heidemarie Uhl, Der gegenwärtige Ort von "Flucht und Vertreibung" im deutschen und österreichischen Gedächtnisdiskurs, in: Peter Haslinger/K. Erik Franzen/Martin Schulze Wessel (Hrsg.), *Diskurse über Zwangsmigrationen in Zentraleuropa. Geschichtspolitik, Fachdebatten, literarisches und lokales Erinnern seit 1989*, München 2008, 157–174.

- Heidemarie Uhl, Vom Pathos des Widerstands zur Aura des Authentischen. Die Entdeckung des Zeitzeugen als Epochenschwelle in der Erinnerung, in: Martin Sabrow/Norbert Frei (Hrsg.), Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945, Göttingen 2012, 224–246.
- Hella von Unger, Forschungsethik in der qualitativen Forschung: Grundsätze, Debatten und offene Fragen, in: Hella von Unger/Petra Narimani/ Rosaline M´Bayo (Hrsg.), Forschungsethik in der qualitativen Forschung, Wiesbaden 2014, 15–24.
- Jacques Vernant, The Refugee in the Post-War World, London 1953.
- Peter Wassertheurer, Die Benes-Dekrete im Kontext des öffentlichen und politischen Diskurses in Österreich 1989–2003. Traditionen – Geschichtsbilder – Stereotype, Dissertation, Karl-Franzens-Universität Graz, Graz 2006.
- Tobias Weger, "Volkstumskampf" ohne Ende? Sudetendeutsche Organisationen 1945–1955, Frankfurt am Main 2008.
- Hans-Ulrich Wehler, Nationalitätenpolitik in Jugoslawien. Die deutsche Minderheit 1918–1978, Göttingen 1980.
- Andreas Weigl, Migration und Integration, Innsbruck 2009.
- Harald Welzer/Olaf Jensen/Sabine Moller/Karoline Tschuggnall, "Opa war kein Nazi". Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt am Main 2002.
- Hayden White, Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung, Frankfurt am Main 1990.
- Hayden White, Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa, Frankfurt am Main 1991.
- Dorothee Wierling, "Übergänge schaffen". Zum Erzählen und Beschweigen eines "Erfahrungsschatzes", in: Christian Geulen/Karoline Tschuggnall (Hrsg.), Aus einem deutschen Leben. Lesarten eines biographischen Interviews, Tübingen 2000, 37–54.
- Dorothee Wierling, Geboren im Jahr Eins. Der Jahrgang 1949 in der DDR: Versuch einer Kollektivbiographie, Berlin 2002.
- Dorothee Wierling, Oral History, in: Michael Maurer (Hrsg.), Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft, Stuttgart 2003, 81–151.
- Jutta Wietog, Volkszählungen unter dem Nationalsozialismus. Eine Dokumentation zur Bevölkerungsstatistik im Dritten Reich, Berlin 2001.
- Nancy Meriwether Wingfield, Flag wars and stone saints. How the Bohemian lands became Czech, Cambridge 2007.
- Jay Winter, Sites of Memory and Shadow of War, in: Astrid Erll/Ansgar Nünning (Hrsg.): Cultural Memory Studies, Berlin/ New York 2008, 61–74
- Christa Wirth, Memories of Belonging. Descendants of Italian Migrants to the United States, 1884–Present, Leiden 2015.

- Ruth Wodak/Katharina Köhler, Wer oder was ist "fremd"? Diskurshistorische Analyse fremdenfeindlicher Rhetorik in Österreich, in: *SWS-Rundschau* 50 (2010) 1, 33–55.
- Josef Wolf, Donauschwäbische Heimatbücher. Entwicklungsphasen und Ausprägungen, in: Mathias Beer (Hrsg.), *Das Heimatbuch. Geschichte, Methodik, Wirkung*, Göttingen 2010, 129–164.
- George Woodbridge, UNRRA. The history of the United Nations Relief and Rehabilitation Administration, prepared by a special staff under the direction of George Woodbridge, Chief Historian of UNRRA, 3 Bände, New York 1950.
- Tara Zahra, Reclaiming Children for the Nation: Germanization, National Ascription, and Democracy in the Bohemian Lands, 1900–1945, in: *Central European History* 4 (2004) 37, 501–543.
- Tara Zahra, *Kidnapped souls. National indifference and the battle for children in the Bohemian Lands, 1900–1948*, Ithaca 2009.
- Tara Zahra, Imagined Noncommunities: National Indifference as a Category of Analysis, in: *Slavic Review* 69 (2010) 1, 93–119.
- Tara Zahra, "Prisoners of the Postwar": Expellees, Displaced Persons, and Jews in Austria after World War II, in: *Austrian History Yearbook* (2010) 41, 191–215.
- Mirna Zakić, The Price of Belonging to the Volk. Volksdeutsche, Land Redistribution and Aryanization in the Serbian Banat, 1941–44, in: *Journal of Contemporary History* 49 (2014) 2, 320–340.
- Mirna Zakić, *Ethnic Germans and national socialism in Yugoslavia in World War II*, Cambridge 2017.
- Volker Zimmermann, *Die Sudetendeutschen im NS-Staat. Politik und Stimmung der Bevölkerung im Reichsgau Sudetenland (1938–1945)*, Essen 1999.
- Volker Zimmermann, Sudetendeutsche Perspektiven auf den Nationalsozialismus. Einstellungen und Wertungen der NS-Zeit bis heute, in: Monika Glettler/Lubomír Lipták/Alena Mišková (Hrsg.), *Geteilt, besetzt, beherrscht. Die Tschechoslowakei 1938–1945: Reichsgau Sudetenland, Protektorat Böhmen und Mähren, Slowakei*, Essen 2004, 229–248.
- Volker Zimmermann, Geschichtsbilder sudetendeutscher Vertriebenenorganisationen und "Gesinnungsgemeinschaften", in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 53 (2005), 912–924.
- Peter Zuser/Institut für Höhere Studien (IHS) (Hrsg.), *Die Konstruktion der Ausländerfrage in Österreich: eine Analyse des öffentlichen Diskurses 1990. Ein Forschungsbericht*, Wien 1996.

Danksagung

Zum Gelingen einer solch großen, sich über mehrere Jahre hinweg ziehenden Arbeit haben viele Menschen beigetragen, keineswegs ist diese ausschließlich im „stillen Kämmerlein“ entstanden. Mein erster aufrichtiger Dank geht an Martina Kessel, die die Arbeit über all die Zeit begleitet hat. Sie war stets offen gegenüber meinem Thema und meiner Herangehensweise, hatte Geduld mit meiner langen Suche nach dem, was ich „eigentlich“ wissen will und hat dazu hilfreiche kritische Fragen gestellt. Außerdem bedanke ich mich bei Albert Lichtblau, der meiner Arbeit „last minute“ sein Interesse und Vertrauen entgegengebracht hat und mir noch wertvolle Hinweise geben konnte. Gerade was den Beginn der Arbeit, die erste Ideenfindung, angeht, stehe ich in der Schuld von Gerhard Botz. Er hat stets an mich geglaubt und dazu motiviert, meine Ideen weiterzuverfolgen, auch wenn diese nicht immer seinen Überzeugungen entsprochen haben.

Im Laufe des Schreibprozesses waren für mich die von Martina Kessel am Lehrstuhl für Neuere Geschichte und Geschlechtergeschichte der Universität Bielefeld veranstalteten Studientage sehr wichtig. In diesen habe ich viel über wissenschaftliches Denken und Arbeiten gelernt. Für ihre Geduld mit meinen Textentwürfen, ihr konstruktives Feedback dazu und das stets angenehme Gesprächsklima bedanke ich mich bei Bettina Brockmeyer, Levke Harders, Christiane Hess, Jana Kristin Hoffmann und Katharina Pohl. Außerdem gilt Regina Fritz mein Dank, von deren wohlwollender Kritik meine Texte ebenso profitieren durften.

Zu einem narratologischen Blick auf lebensgeschichtliche Interviews hat mich in einer frühen Phase der Dissertation Mieke Bal motiviert, der ich für ihre Ideen und Bereitschaft zum Austausch herzlich danken möchte. Antonia Plessing und Agnes Stephenson bin ich für die vielen ehrlichen Gespräche und das gemeinsame Wagnis dankbar, unsere so unterschiedlichen Projekte auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen.

Angelika Epple, Johanna Gehmacher und Ingrid Hilcher-Holtey danke ich für ihr Interesse an meiner Arbeit und dass sie ihre Gedanken dazu mit mir geteilt haben. Darüber hinaus war Jeanette Prochnow in meiner ersten Zeit in Bielefeld eine wichtige Gesprächspartnerin, die stets zu einem vorurteilsfreien, wertschätzenden interdisziplinären Austausch bereit war. Die

Freundschaften mit Hannah Bennani, Götz Herrmann und Elisabeth Ziss waren eine wichtige emotionale Stütze in all dieser ach so schwierigen Zeit.

Neben konkreten Personen sind es aber auch Institutionen, die eine Arbeit wie diese ermöglichen: Dazu gehören die Bielefeld Graduate School for History and Sociology, die mein Promotionsstudium erst möglich gemacht hat und an der ich so viel über interdisziplinären Dialog lernen durfte, sowie die Universität Bielefeld, die mich in der Endphase der Dissertation mit einem wichtigen Förderstipendium unterstützt hat. Nach meiner Rückkehr nach Wien war das Ludwig Boltzmann-Institut für Historische Sozialwissenschaft nicht nur ein wichtiger institutioneller Anker, sondern auch ein wichtiger Ort des wissenschaftlichen und freundschaftlichen Austauschs. Für seine Präsenz dort und die vielen ermutigenden Gespräche danke ich Heinz Berger.

Außerdem bin ich dankbar, dass ich im Forschungslesesaal der Österreichischen Nationalbibliothek über Jahre einen so wunderschönen Arbeitsplatz nutzen konnte sowie ich all denen danke, in deren schweigender Gesellschaft ich dort unzählige Stunden verbracht habe.

Ohne meine Interviewpartner/innen wäre diese Arbeit schlichtweg unmöglich gewesen. Für ihre Zeit, ihre Offenheit und das Vertrauen, das sie mir und meinem Forschungsvorhaben entgegengebracht haben, möchte ich mich von ganzem Herzen bedanken. Ich hoffe, ich habe sie nicht enttäuscht.

Mein innigster Dank geht an Jan – dafür, dass er sich in der Endphase meinen Texten ausgesetzt hat; für die Selbstverständlichkeit, mit der er immer da war, um mich und meine Arbeit zu unterstützen; und für seine Liebe, die ihn nie (oder zumindest nie sichtbar) an mir zweifeln ließ.

Selbstständigkeitserklärung

Hiermit erkläre ich, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig verfasst habe. Ich habe keine anderen Quellen als die angegebenen benutzt und habe die Stellen der Arbeit, die anderen Werken entnommen sind – einschließlich verwendeter Tabellen und Abbildungen – in jedem einzelnen Fall unter Angabe der Quelle als Entlehnung kenntlich gemacht.

Wien, 30. August 2018

A handwritten signature in black ink, consisting of a series of loops and a long horizontal stroke at the end.

Melanie Dejnega